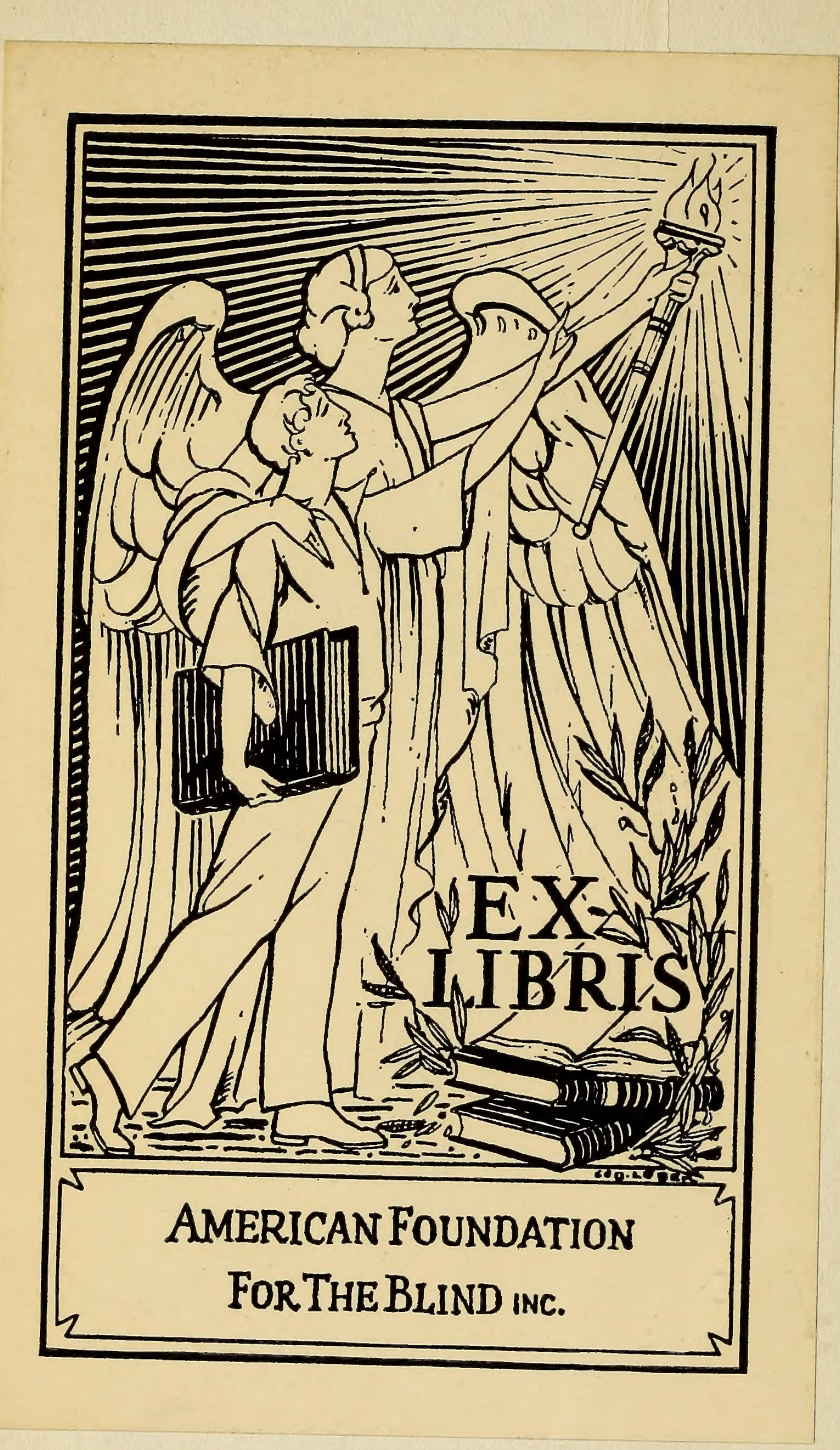
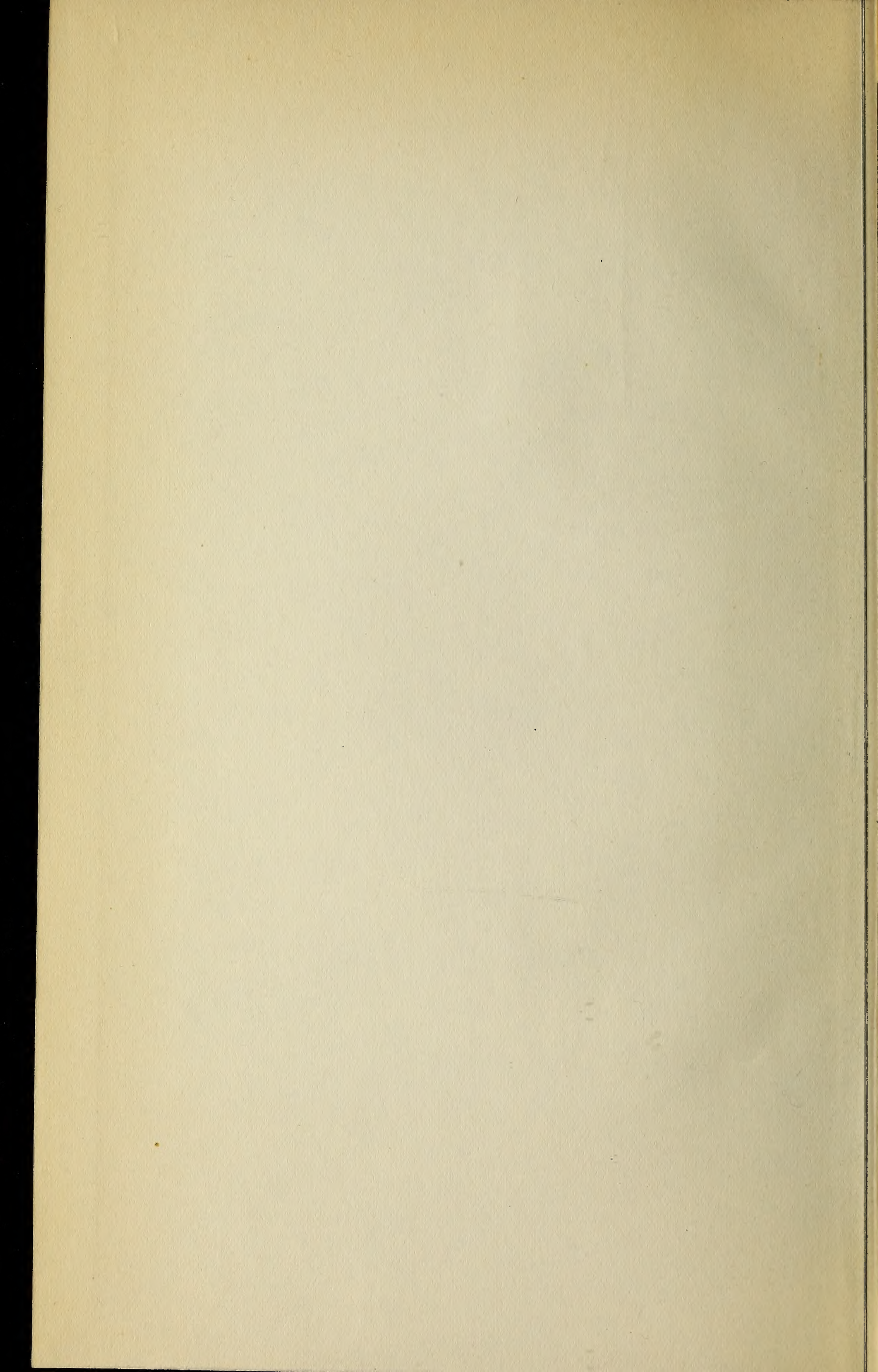
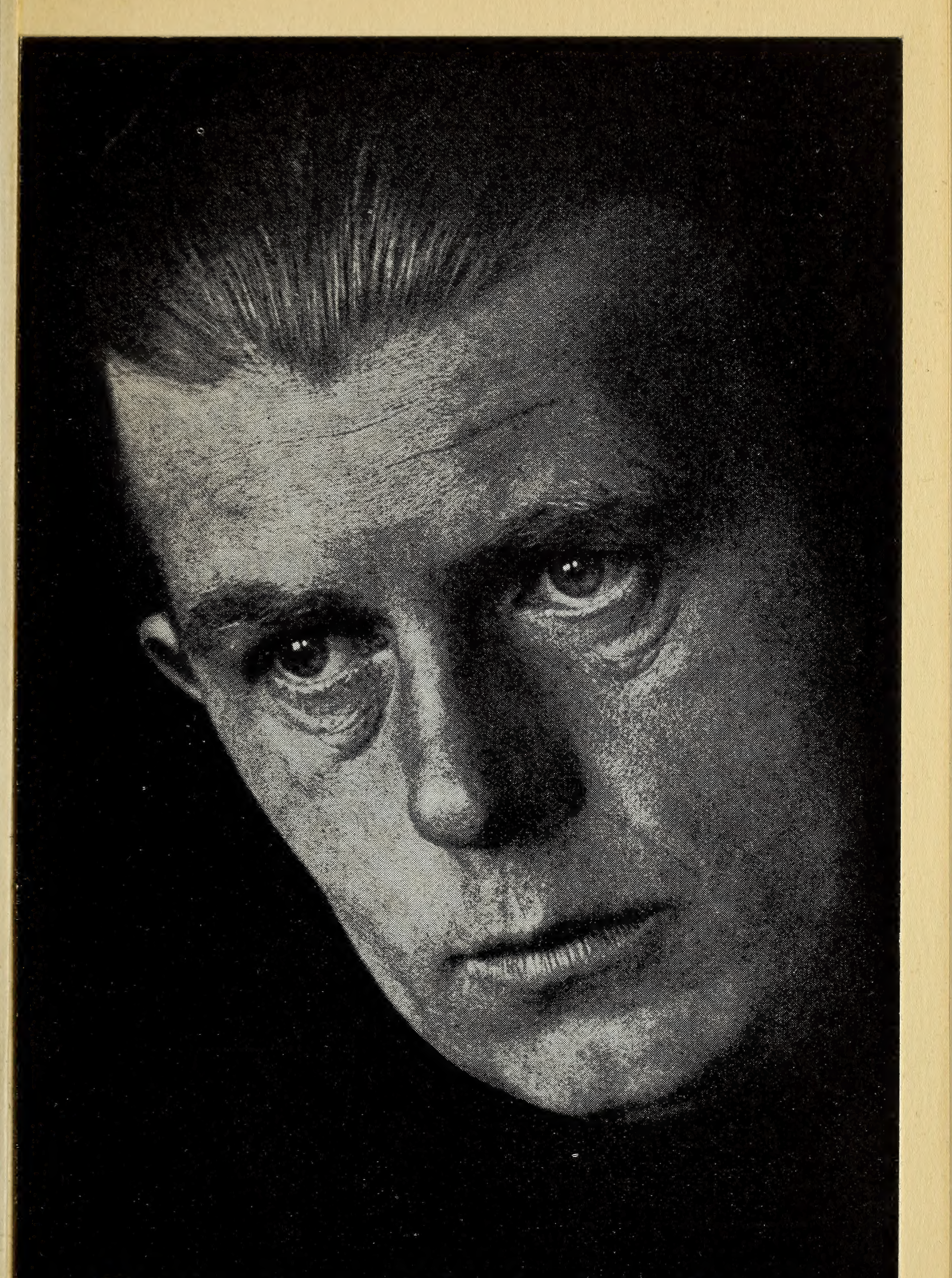
DIE ARMEE HINTER STACHEL-DRAHT

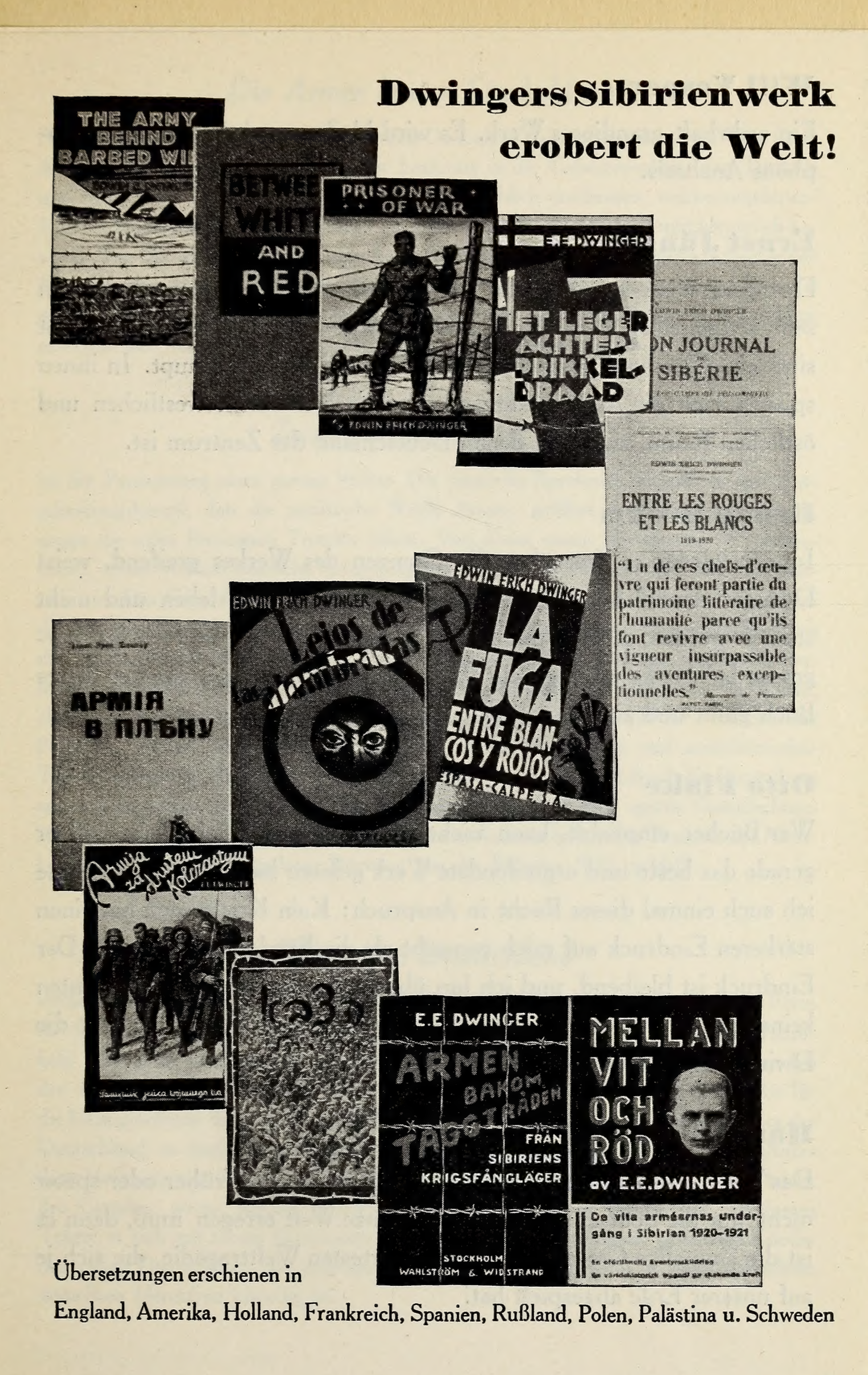

EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.





«Stärker als das Schicksal ist der Mensch»

Dwingers Sibirienwerk erobert die Welt!



Übersetzungen erschienen in

England, Amerika, Holland, Frankreich, Spanien, Rußland, Polen, Palästina u. Schweden

Die Armee hinter Stacheldraht

Siebzehnjährig, fast noch ein Knabe, wird Dwinger Kriegsgefangener. Sein Weg führt ihn vom Baltikum durch die Moskauer Lazarette in die Gefangenenlager von Totzkoje und später nach Transbaikalien. Es will fast unglaublich erscheinen, welche ungeheuerlichen Erlebnisse dieser junge Fähnrich durchlitt und daß er sie seelisch und körperlich bestand. Was ihn aufrecht erhielt, war die in Not und Tod bewährte Kameradschaft seiner Mitgefangenen und die ihm vom Schicksal gegebene Verpflichtung, Zeuge und Chronist dieses Leidensweges zu werden, der hunderttausenden deutscher Männer und Jünglinge auferlegt war, von denen nur ein kleiner Teil die Heimat wiedersah.

Zwischen Weiß und Rot

ist der Passionsweg eines ganzen Volkes. Die russische Revolution gipfelte in dem Entscheidungskampf, den die zaristische Weiße Armee, geführt von Admiral Koltschak, gegen die roten Partisanen Trotzkis führte. Von dieser neuen Kriegswelle 1919 mitgerissen, traten vielfach deutsche Kriegsgefangene in die weißen und auch roten Truppenteile ein. Das Gros der Gefangenen aber stand zwischen Weiß und Rot und wurde bei der durch die Kämpfe verursachten Auflösung der Gefangenenlager in den großen Rückzug der Weißen Armee hineingerissen. Von der Millionenarmee, begleitet von hunderttausenden flüchtenden Bürgern, entkamen nur an die zehntausend über die rettende Grenze, alles andere raffte der sibirische Winter dahin oder blieb erschöpft auf dem Eise des Baikalsees liegen. „Zwischen Weiß und Rot" ist der gewaltigste und erschütterndste Teil der sibirischen Trilogie. Aus eigenen Aufzeichnungen, ergänzt durch die Darstellung seiner Kameraden, hat Dwinger ein Werk geschaffen, das noch späten Geschlechtern Kunde geben wird von der größten und heute noch kaum bekannten Tragödie der Nachkriegszeit, neben der Napoleons Rückzug von der Beresina 1812 verblaßt.

Wir rufen Deutschland

schließt als Vermächtnis der toten Sibirier die Trilogie. Wieder wählt Dwinger die Form der Chronik, um dem Ausdruck zu geben, was er als ein um den Sinn seiner Heimkehr Ringender erfühlte und erlitt und wie er den Weg in das Leben des Alltags bei den zurückgekehrten Kameraden von einst sah. Die größte und schwerste Aufgabe für die Heimgekehrten ist es aber, in all der Wirrnis der Revolutions- und Inflationsjahre das Deutschland zu finden, das ihnen in der sibirischen Not Traumspiegelung und Anker ihrer Hoffnung war. Dwinger ist auch in diesem dritten Buch bemüht, als Dichter hinter den Gestalten seines Werkes zurückzutreten, aber das heilige Vermächtnis, als dessen Träger er sich mit seinen Kameraden empfindet, macht ihn zu einem glühenden Künder des neuen Deutschland, das geläutert und frei als Hoffnungsbild in jedem aufrechten deutschen Menschen lebendig ist.

Will Vesper

Ein wahrhaft grandioses Werk. Es wird bleiben und dauern wie Xenophons Anabasis.

Ernst Jünger

Dwingers Werk ist nicht nur von historischer, sondern zugleich von sehr zeitgemäßer Bedeutung. Jene Kämpfe zwischen Weiß und Rot sind ein Gleichnis unserer weltpolitischen Lage überhaupt. In ihnen spiegelt sich die Auseinandersetzung zwischen einem westlichen und östlichen Raum, zwischen denen Deutschland das Zentrum ist.

Bruno Brehm

Immer wieder — fast über die Grenzen des Werkes greifend, weist Dwinger darauf hin: Diese Männer, die durch ihn leben und nicht sterben werden, müssen uns immer wieder das sagen, was wir fast vergessen haben: Es gibt nur ein Volk und eine Ehre, jene, von der dieses Buch glüht und zittert.

Otto Flake

Wer Bücher empfiehlt, kann nicht jedes Vierteljahr mitteilen, daß er gerade das beste und ergreifendste Werk gelesen habe. Indessen nehme ich auch einmal dieses Recht in Anspruch: Kein Kriegsbuch hat einen stärkeren Eindruck auf mich gemacht als die Bände von Dwinger. Der Eindruck ist bleibend, und ich bin überzeugt, daß noch in Jahrzehnten keine Erörterung des Krieges möglich sein wird, ohne daß man die Dwingersche Darstellung kennt.

Hans Christoph Kaergel

Das Werk Dwingers ist und bleibt ein Ereignis, das früher oder später nicht nur die deutsche, sondern die ganze Welt erregen muß, denn es ist die einmalige Gestaltung der unerhörtesten Welttragödie, die sich je auf unserer Erde abgespielt hat.

Die frühen Romane von

EDWIN ERICH DWINGER

Die zwölf Räuber

Es gibt eine altrussische Legende „Die zwölf Räuber". In ihr wird der Häuptling plötzlich vom Geist des Herrn angerührt. Und lebt von dieser Stunde nur noch der Menschheit, Gott und seinen Tieren. Dieser Häuptling ist im Roman der bolschewistische Kommissar Viktoroff, der sich plötzlich der Sinnlosigkeit seines Tuns bewußt wird, aus Rußland flieht und in einem kleinen Ort irgendwo an der Ostsee den Weg der Menschwerdung noch einmal gehen will, aus dem Vorüberfließenden das Ewige erschauen, die menschliche Erkenntnis auf dem Wege suchen, auf dem sie einst Franziskus fand. Aber er findet den Weg nicht, immer wieder erkennt er, daß alles menschliche Tun und Streben nur Stückwerk ist. Es ist nicht nur die Seelentragödie, die dem Roman Dwingers Wert und Reiz verleiht. Meisterhaft ist auch die Zeichnung der Frau, die trotz aller Liebe den Kranken nicht heilen kann, meisterhaft auch die Nebenfiguren, einfache Leute und Gesellschaftsmenschen, in ihrer Bezogenheit auf den Helden und sein Schicksal. Und über allem, hinter allem, alles durchdringend, alles erfüllend, allem Farbe gebend — das Meer. Und das Meer ist in diesem Buche wirklich mit der Seele erfaßt. *Arthur Luther in der „Neuen Literatur"*

Korsakoff

Ein Schicksalsbuch, ein starkes inneres Buch, das den Wald und seine heilige Stille atmet. Ein Buch der Sehnsucht und ein Buch des Friedens, das mit Fassung und seelischer Stille beginnt und in der Geborgenheit des Klosters endet. Ein Buch, das Musik der Seele ertönen läßt und das über alle Schmerzen dieser Erde hinüberleitet zum Frieden, der sich im unendlichen Gotte allein verströmen kann. *Posener Tageblatt*

Das letzte Opfer

Wie ein Unsteter sich Erde schafft und, eins mit dem gelassenen Wandel des ländlichen Jahres, mit seinen Ernten und Tieren und Einsamkeiten, und mitten unter den, man möchte sagen, dichterischen Bildungen der großen Einöde wächst und dann Herr und Bauer wird, soweit das Auge reicht, das ist schön und ein einziger kräftiger Klang.

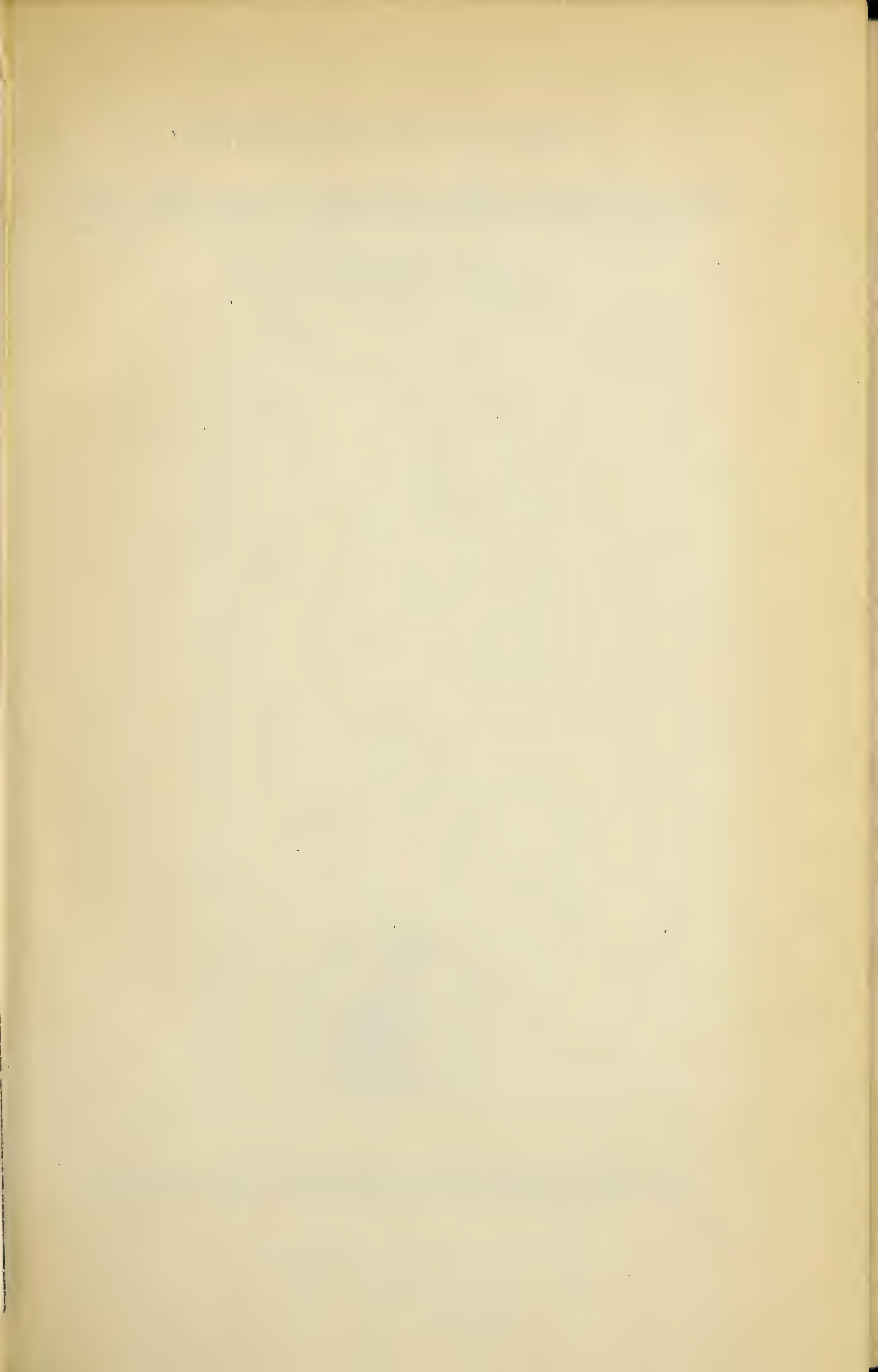
Deutsches Volkstum

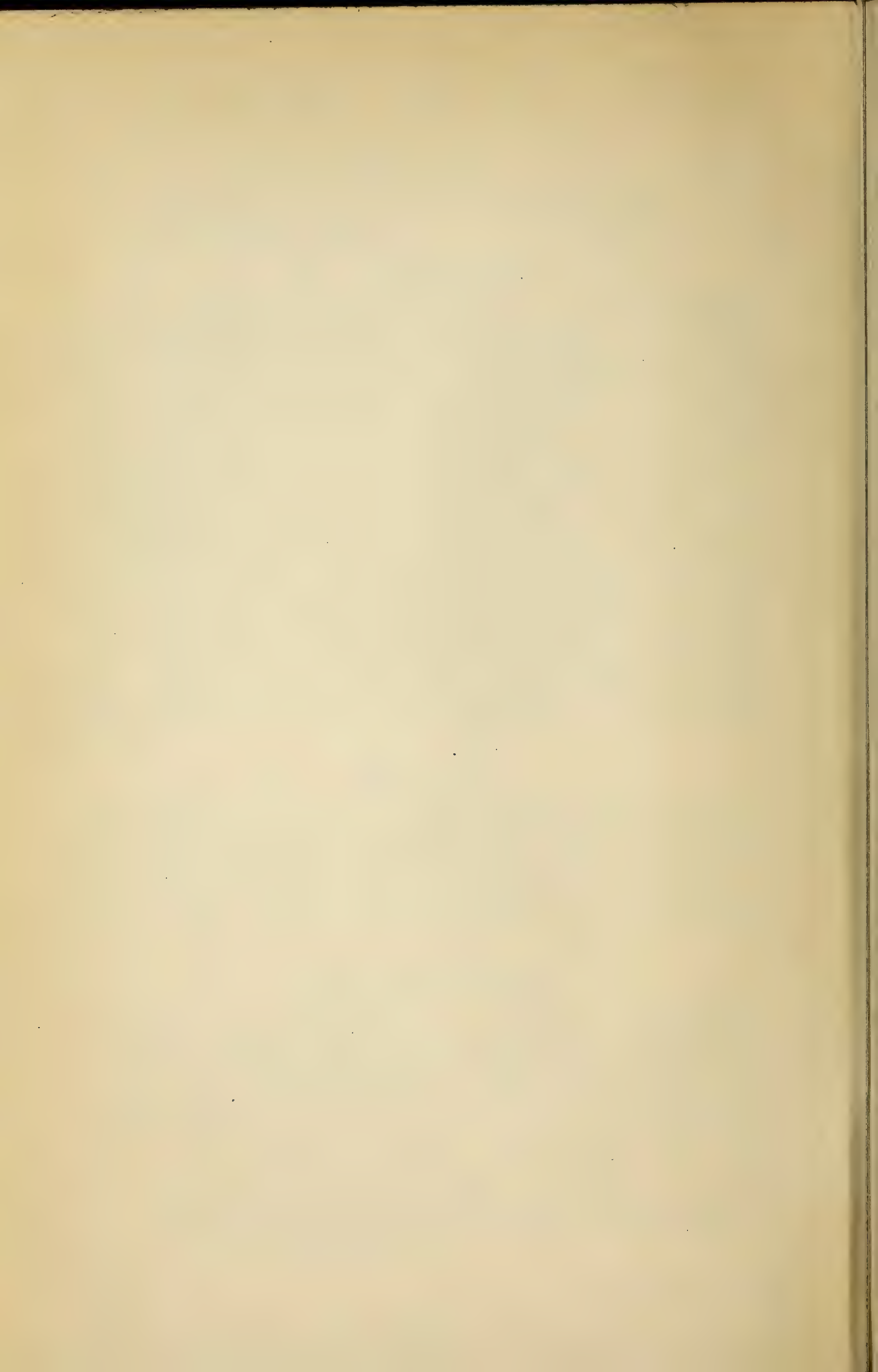
Jeder Roman geheftet 3.—, Leinen 4.80

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Nr. 462. 100 T.

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG





Edwin Erich Dwinger

Die Armee hinter Stacheldraht

Das Sibirische Tagebuch



Eugen Diederichs Verlag in Jena

Dreiunddreißigstes bis vierzigstes Tausend
Ausstattung: Max Thalmann

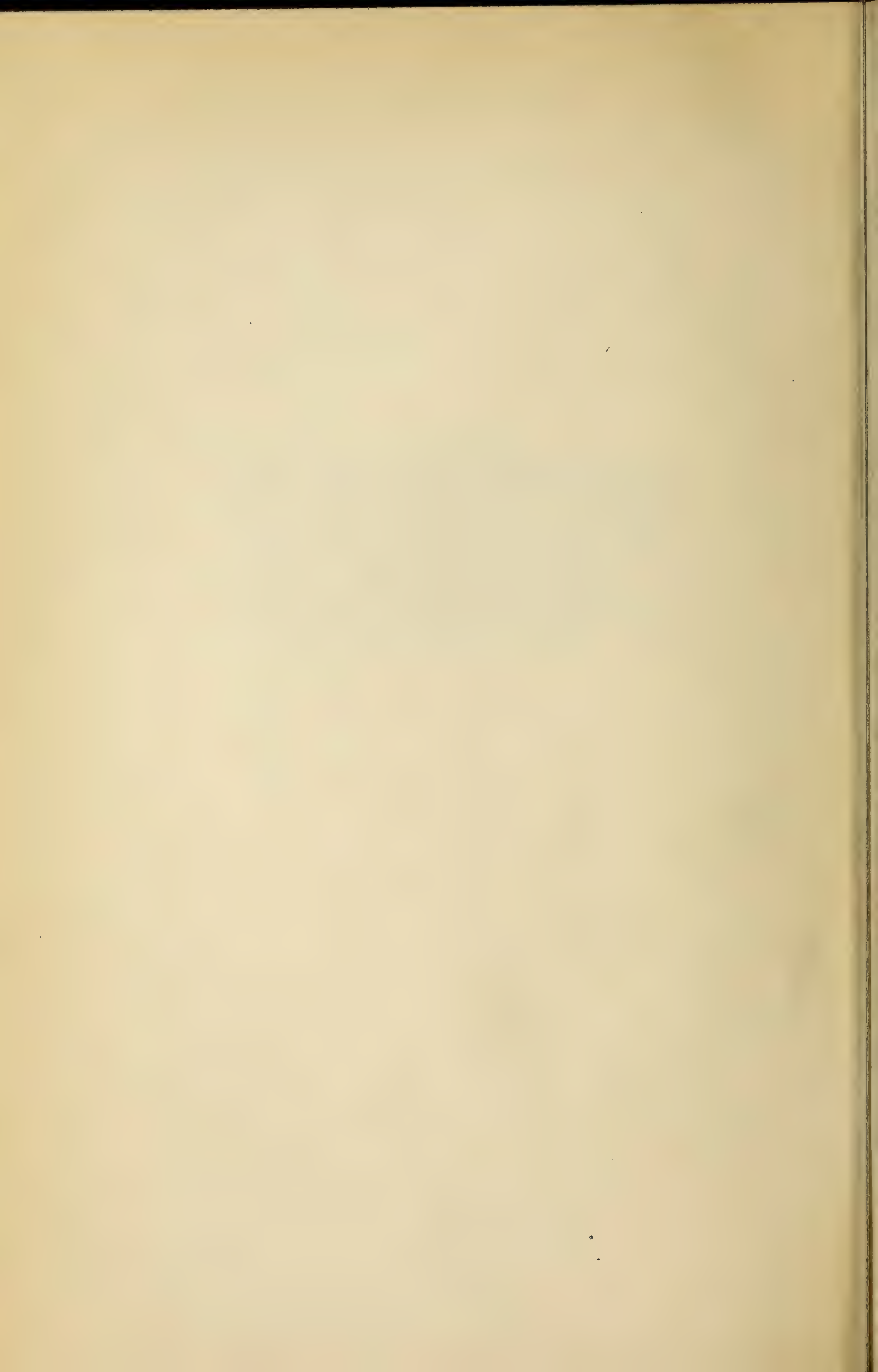
Printed in Germany

Übersetzungen erschienen in Schweden, England, Frankreich, Holland, Spanien, Amerika, Palästina, Polen und Rußland

Für
Dr. Elsa Brändström

Dieses Buch enthält Aufzeichnungen aus den Jahren 1915 bis 1918. Es berichtet weder von Schlachten noch von Helden-taten, sondern von der andern Seite: von den „Hinterhöfen" des Krieges — auf denen ohne Frontbericht gestorben wurde.

1915



Ich bekam meine Schüsse in dem Augenblick, als ich den Degen hob, um meinem Zug das Zeichen zur Attacke zu geben. „Zur Attacke – Lanzen gefällt!" wollte ich rufen, aber ich kam über das „Zur" nicht hinaus. Meine Abteilung spritzte wie eine Wasserpfütze auseinander, in die eine Faust hineinschlägt, meine Stute Zelle stieg kerzensteil auf, schwankte eine Sekunde, schlug rücklings hin.

Ich fühlte dumpf, daß alles zu Ende sei, aber obwohl es nahegelegen hätte, schrie ich nicht nach meiner Mutter. „Mein Gott – warum hast du mich verlassen?" schrie ich auf. Professor Schwarz, unser Religionslehrer, hatte uns dies Wort als „des Gottsohnes Menschlichkeit blitzhaft beleuchtend" besonders eingeprägt – es war kein Wunder, daß es in diesem Augenblick wieder hervorbrach.

Im übrigen war ich siebzehn Jahre alt.

Als ich erwachte, war es mir, als ob man mir durch beide Beine sägte. Mein Mund war voll krümeliger Erde; ich hatte im Sturz und Schmerz in den gepflügten Acker gebissen. Als ich meinen Degen suchte, erkannte ich, daß man mich inzwischen ausgeraubt hatte, Glas, Uhr, Revolver, Brustbeutel – alles war fort. „Gefangen!" schrie es ganz hoch und spitz in meinem Kopf. Es war, als ob mich ein neuer Schuß getroffen, diesmal mitten ins Hirn.

Aber vielleicht kann ich mich trotzdem noch retten? Meine Beine sind gelähmt, mein Rücken ist steif, ich kann nicht einmal meine Lage verändern. Zwischen meinen Schenkeln ist es heiß, als ob Kohlen zwischen ihnen lägen. Ich öffne den Hosenschlitz, schiebe die Hand hinein. Rechts, an der Innenseite, rutschen vier Finger in ein klaffendes Loch, links, weiter unten, oberhalb des Knies, dringt nur ein Finger ein.

„Du wirst also verbluten ..." Diese Erkenntnis schmerzt kaum mehr; ich habe schon zuviel Blut verloren, um noch etwas stark empfinden zu können. Vielleicht ist es sogar besser als Gefangenschaft? denke ich tröstlich, sehe erstaunt zum blauen Himmel auf und drehe den Kopf einem Flattern zu. Es ist nur eine unserer Lanzen, deren schwarzweißes Tuch im Winde schlägt, als ob es um Hilfe rufe.

Nach einer Weile kommt ein Trupp Kosaken angeritten. Sie haben meinen Unteroffizier an den Steigbügel gebunden, sein Gesicht ist kalkig, er humpelt. Als er auf fünf Schritte vorüberkeucht, sieht er, daß ich lebe und zeigt auf mich. Zwei springen von den Pferden, kommen breitbeinig heran. Einer sieht meinen blutigen Bauch, macht eine Handbewegung, als ob er sagen wolle: „Das hat keinen Zweck mehr ..."

Aber sie hindern Schmidt II nicht, mir die Hose herabzustreifen, um mich verbinden zu können. Ich schiele gespannt auf meinen rechten Schenkel. Wenn es jetzt sprudelt, ist es aus, wenn es aber nur quillt ... „Es quillt nur ..." sagt Schmidt II, als ob er wisse, was ich denke. Rechts und links liegen ein paar Tote meines Zuges, er geht von einem zum andern, wälzt sie auf den Rücken, nimmt ihnen die Verbandspäckchen ab, kniet sich ächzend neben mich, wickelt, wickelt ... „Schweinerei", sagt er finster. „Es schlägt immer wieder durch ..."

Endlich knöpfen sie mir den Waffenrock zu, fassen unter meinen Rücken und heben mich auf. Ich lege den rechten Arm um die Schulter Schmidts, den linken um den Hals eines Kosaken – meine Beine baumeln wie Puppenbeine herab, mit Sägemehl gefüllt, ohne Gelenke. „Nu, pascholl!" rufen die Kosaken und schwingen sich klirrend in die Sättel.

An der Windau, einem kleinen kurländischen Fluß, den wir auf einer Furt durchqueren, gibt mir Schmidt II zu trinken. Ich leere sechs Becher nacheinander, aber es ist, als ob es sechs Tropfen

wären. Beim Suchen der Furt stoßen wir auf einen Dragoner, der halb im Wasser liegt, mit seiner eigenen Lanze festgenagelt. Es ist Südekum, der Kriegsfreiwillige – ich erkenne ihn an seiner Brille, die mit Draht um seine Ohrmuscheln gehängt ist.

„Ein dummer Kerl", sagt Schmidt II, der ihn auch erkannt hat. „Er sah ohne Brille so schlecht, daß er fast blind war, wenn er sie einmal verlor. Er hätte niemals hinausbrauchen, traf nicht einmal die Scheibe. Jetzt hat er es ..."

Jenseits der Windau treffen wir einen neuen Kosakentrupp. Ein paar unserer Pferde stehen bei ihnen, ein Dutzend meiner Dragoner liegt bei ihnen. Schnarrenberg, mein Wachtmeister, aktiv, Eisernes Kreuz, lehnt mit dem Rücken an einem toten Gaul. Seine Zähne stehen ein wenig vor, seine Kieferknochen mahlen. „Auch Sie, Fähnrich?" knurrt er enttäuscht.

Podbielski, Blank, Schmidt I und Brünninghaus grüßen mich mit den Augen. Niemand spricht – alle haben etwas abgekriegt, drei aus dem ersten Zug haben schwere Säbelhiebe und Lanzenstiche, meine Leute nur Schußwunden. „Na, hol's der Teufel!" sagt Brünninghaus. „Für uns ist der Krieg jedenfalls zu Ende ..."

„Feigling!" murmelt Schnarrenberg. Seine Kiefer mahlen stärker, als ob er etwas Hartes kaue, sieht er aus.

Die Kosaken sind vergnügt und gutmütig, ihr unerhoffter Sieg macht sie wohlwollend. Ich verstehe sie trotz ihres sibirischen Dialektes – meine Mutter war Russin, und wenn wir auch im Beisein meines Vaters nie russisch sprechen durften ... Wie gut es jetzt ist, denke ich, daß ich sie in den Zeiten, in denen Vater auf See war, immer bat, mich ihre Heimatsprache zu lehren! Und wie klug sie war, daß sie starb, bevor dieser Krieg ausbrach ... Mein Gott, was hätte ich getan? Sie hätte es niemals verwunden ... Er aber ... Meinem Vater war es eine Selbstverständlichkeit, daß ich mich mit den ersten meldete. Er ist Offizier.

Nach einer Weile poltern zwei Panjewagen heran, niedrige Leiterwagen mit Stroh. Meine Leute legen mich als ersten hinein, sie

meinen es gut, aber die Kosaken wollen nicht warten und packen das ganze Dutzend in die beiden Wagen. Ich bekomme fünf Leute auf meine zerschossenen Schenkel, und ihr Gewicht drückt mich an die Leitersprossen, daß sich mein Gesicht wie gegen ein Gefängnisgitter preßt. Dicht vor ihm kreist und mahlt das Rad, zwei Zentimeter trennen es von Stirn und Mund und Kinn – wenn die Sprossen brechen, schmirgelt es mir mit einer Drehung die ganze Haut von den Knochen. Ich stemme mich heftig zurück, und diese dauernde Anstrengung saugt meine letzte Kraft auf.

Als sie am russischen Divisionsstab halten, bin ich so schwach, daß mir die Tränen haltlos über die Wangen laufen. Neben mir liegt Schnarrenberg, uns beide, als die untersten, läßt man im Wagen, die andern legt man neben uns ins Gras. Ein paar stöhnen gepreßt, der kleine Blank wimmert. Schnarrenberg sieht mich kurz an. „Donnerwetter, Fähnrich!" murrt er böse, als er meine Tränen sieht. „Rauchen Sie, das hilft!" Er war immer geizig – jetzt stößt er mir eine Zigarette zwischen die Lippen. Warum ...? Eine milde Betäubung überfällt mich. Nach drei, vier Zügen sind meine Augen wieder trocken.

Ein paar Kosaken kommen angejagt, über ihre Sättel hängen blutige Offiziere. Sie schlenkern wie Gummistränge an die Pferdeleiber und ihre Gesichter sind fürchterlich entstellt. An unsern Wagen tritt ein junger Transbaikaloffizier. Er trägt blitzende Lackstiefel, eine blauseidene Reithose mit gelben Streifen, eine grünseidene Rubaschka.

Schnarrenberg stößt mich kurz und fordernd in die Seite. „Ich erhebe Einspruch gegen die Art und Weise unserer Gefangennahme!" sage ich sofort. „Man hat uns bis aufs Hemd ausgeraubt – das ist gegen das Kriegsrecht!" Schnarrenberg läßt ein befriedigtes Murmeln hören. Er versteht zwar kein Russisch, aber er ist mit meinem Ton zufrieden.

Der junge Offizier lächelt nur. „Ist es nicht genug, daß Ihnen das Leben blieb?" fragt er weich. „Wir Kosaken pflegen nicht

immer so großmütig zu sein! Ich an Ihrer Stelle wäre jedenfalls damit zufrieden ..."

Etwas später prescht eine Troika in den Hof. Ich erkenne zwischen zwei höheren russischen Offizieren eine deutsche Dragoneruniform, ein scharfes, bekanntes Gesicht, in dem eine Scherbe blitzt. „Rittmeister Graf Holcking – erste Eskadron!" sagt Schnarrenberg mit einem Ton, als ob er eine dienstliche Meldung mache.

Zehn Schritte vor uns hält die Troika. Holcking steigt mühsam aus, rechts und links von Kosakenoffizieren gestützt. Was ist – ihm hängt der Degen noch an der Seite? Nach drei, vier Schritten bleibt er stehen, ringt nach Luft, schüttelt den Kopf – er sieht aus, als ob er längst tot sein müsse. Ein Offizier eilt fort, kehrt gleich darauf mit einem alten General in großer Suite zurück.

„Passen Sie auf, Fähnrich!" murmelt Schnarrenberg gespannt. Ich hebe meinen Kopf ein wenig und höre jemand melden: „Oberst Beljajeff bittet Euer Exzellenz, diesem Offizier wegen seiner Tapferkeit den Degen zu belassen!" Holcking kann nicht Russisch, versteht ihn nicht. Was bleibt ihm übrig? Er hängt den Degen mit kraftlosen Fingern ab, hält ihn mit krampfiger Erschütterung in die leere Luft. Der alte General grüßt feierlich, verbeugt sich ehrerbietig, gibt ihm den Degen mit chevaleresker Bewegung zurück. Holcking erstarrt, ergreift ihn mit der Rechten, preßt seine Linke auf die Brust, fällt plötzlich wie ein Baum vornüber.

„Ist ein Krieg nicht schön?" sagt Schnarrenberg begeistert. „Zum Donnerwetter – das war etwas! Mögen die Leute reden, was sie wollen – das war etwas ..."

Am Abend trägt man uns in ein leeres Zimmer des Divisionsstabes. An hundert Schwerverwundete liegen auf Stroh an den Wänden herum, einer neben dem andern. Die meisten stöhnen, mehrere röcheln, ein kindsjunger Fahnenjunker schreit

ununterbrochen: Hildegard, Hildegard! „Habt ihr kein Morphium?“ frage ich, als ein Feldscher vorübergeht. „Morphium? Nitschewo ...“

In der Mitte steht ein breiter Tisch. Einer nach dem andern wird daraufgelegt. Ein Feldscher arbeitet mit aufgekrempelten Ärmeln, ein Kosak leuchtet ihm mit einer qualmenden Petroleumlampe. An den gekalkten Wänden zucken ihre Schatten hin und her, und das Messer des Feldschers sieht groß und lang wie ein Kosakensäbel aus. Fast jeder, den man auf diesen blutigen Tisch legt, schreit nach kurzer Zeit.

Über hohen Bäumen steht ein fahler Mond. An den Fenstern fliegen Silhouetten galoppierender Kosaken vorüber, die hohe Pelzmützen aufhaben und steil in den Bügeln stehen. Trommelnde Hufschläge melden sie schon von weitem an und übertönen eine Weile unser Stöhnen. Ganz in der Ferne rollen Schläge von Geschützen, irgendwo in der Nähe brennt ein Haus.

Ich bin so schwach, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann. Mit dem Einbruch der Dämmerung ist das Wundfieber über mich gekommen. Alle Gestalten, der Feldscher, der Kosak, die Reiter am Fenster, die übrigen Verwundeten, sehe ich nur als Schattenbilder. Sie haben etwas Geheimnisvolles und Gespenstisches an sich, und wenn ich auch noch nicht weiß, was „Rußland“ heißt – in diesen ersten, ruhigen Stunden ahne ich gleichsam, daß ich mit dem Augenblick meiner Gefangenschaft in eine neue, fremde, unbegreifliche Welt trat.

Ich empfinde eine schnürende Angst, aber ich empfinde sie nicht allein. Sie liegt auf allen Gesichtern, tönt aus jedem Wimmern, kommt nicht von unsern Wunden, unserer elenden und hoffnungslosen Lage – aus dem Geruch der Kosaken kommt sie, aus der Luft dieses Raumes, aus dem Klang ihrer Sprache, aus jeder ihrer ruhigen, bärenhaften Bewegungen. Seitdem man ihn in diesen Raum getragen hat, spricht selbst Schnarrenberg kein Wort mehr. Es wird uns zermahlen, dieses dunkle Land! denken wir alle.

Um Mitternacht tritt ein Bauernmädchen in die Tür. Das Licht der Lampe fällt auf ihr Gesicht – es ist die einzige Gestalt, die ich nicht als Silhouette sehe. Sie hat einen irdenen Krug und ein Stück weißes Brot in den Händen. Nach ein paar Schritten bleibt sie stehen, zieht die Schultern zusammen, als friere sie, blickt sich hilfesuchend um.

„Geh nur, Mascha!" sagt der Feldscher. „Von denen tut dir niemand mehr etwas! Die fressen alle aus der Hand..."

Sie geht an den Stiefelreihen der Liegenden entlang, bleibt zuweilen ein wenig stehen, geht zögernd weiter. Man sieht deutlich, daß sie nur einen Krug, nur ein Brot zu vergeben hat und es dem geben will, der es am nötigsten braucht. Ein paar heben die Hände, ein paar rufen „Hier", der zerfetzte Fahnenjunker schreit mit überschlagender Stimme: „Hildegard, Hildegard!" Der Kosak hebt einen Augenblick die Lampe über den Kopf, damit sie besser sehen kann. Sie kommt an die Tür zurück, ohne sich entschlossen zu haben, beginnt den Rundgang von neuem.

Als sie zum zweitenmal an meinen Füßen vorüberkommt, bleibt sie bei ihnen stehen. Ich hebe meinen Kopf, so hoch ich kann, denn der Durst quält mich maßlos. Bricht mein kindliches Gesicht ihren letzten Zweifel? Sie rückt den Nächsten etwas auf die Seite, tritt zwischen uns, kniet neben mich, legt ihren Arm um meinen Rücken, führt mit der Linken den Krug an meinen Mund.

Ich trinke durstig, aber meine Augen lassen sie dabei nicht los. Sie ist weißblond, ungefähr achtzehn Jahre alt, hat ein rundes Kindergesicht und einen mütterlichen Mund. Als der Milchkrug fast leer ist, nimmt sie das Brot, weicht es auf, schiebt Stück um Stück zwischen meine Zähne. Als der Kosak noch einmal seine Lampe hebt und über ihr Gesicht ein Flackern fällt, sehe ich, daß dicke Tränen über ihre Wangen laufen.

Langsam, fast zärtlich legt sie mich aufs Stroh zurück. Ich klammere mich an ihre Hände, wie ein Kind sich an die Mutter klammert. Ist mein Fieber fort? Oder war alles Fieber? Es gibt überall Menschen! denke ich. Irgendein Gutes, Weiches hat mich

angerührt, hat neue Kraft in meinen Leib gegossen. Ich werde sie in meiner Sterbestunde vor mir sehen ...

Etwas später poltert ein Offizier in unsern Raum. Er bringt einen Befehl, der Feldscher hört sofort auf – er hat gerade den kleinen Blank unter seinen Metzgerhänden. Sechs, sieben Träger tragen uns ohne Bahren, an Armen und Beinen hinaus. Seit einer Stunde schmerzen meine Wunden unerträglich.

Draußen legen sie uns auf eine Wiese. Das Gras ist hoch, taunaß, der Himmel über uns unendlich still. „Sie schaffen uns fort!" knurrt Schnarrenberg. „Sie haben Angst, diese Schweine – morgen würden die Kameraden uns befreien, wenn sie uns hier ließen!"

Ich glaube es nicht. Auch Brünninghaus glaubt es nicht. „Sie wollen nur Platz schaffen!" sagt er. „Für die nächsten ..." Nach einer Stunde kommt ein Wagentroß heran, dreißig, vierzig, jedes Pferd ist mit dem Kopf an den Schweif des vorhergehenden gebunden. Man wirft uns unsanft auf das Stroh der Wagen, aber man legt uns nicht zusammen, man legt zu jedem Deutschen einen Russen. „Damit wir nicht entfliehen können!" höre ich Brünninghaus höhnisch sagen. Es sind winzige Wägelchen, mehr als zwei Mann fassen sie nicht. An meine Seite legt man einen russischen Offizier. Er ist bewußtlos. Ich werde es guthaben.

Langsam rollt die Schlange zum Dorf hinaus. Eine Abteilung Kosaken begleitet uns. Eine Weile geht es über flaches, freies Feld, dann biegen wir in einen riesigen Wald. Mir ist, als ob ich zwischen zwei steilen, schwarzen Mauern hindurchführe, die bis zum Himmel reichen. Wenn sie sich noch näher zusammenschieben, erdrücken sie mich.

Die Straße ist voller Löcher. Zuweilen wirft es mich auf meinen Nachbarn, dann rollt es ihn wieder auf mich. Ich habe es trotzdem gut. Im Wagen vor mir schreit der Russe unablässig – es hört sich an, als ob ein sterbender Hund in ihm läge. Hin und wieder patrouillieren die Kosaken an unserm Zug entlang. Sie sind

nicht mehr gutmütig und wohlwollend. Vielleicht hat Schnarrenberg doch recht damit, daß wir irgendwo gesiegt haben und nun... Jedesmal, wenn sie vorüberreiten, führen sie mit ihren Lanzen wütende Stöße nach den Deutschen. Treffen sie nicht oder wollen sie nicht treffen? Das Randholz meines Wagens, dicht neben meinem Körper, splittert von ihren Stichen zweimal ab.

Mitten im Wald wird der Offizier unruhig, stöhnt erstickt, wirft sich herum. Ich drehe meinen Kopf, sehe ihn an. Es ist ein großer, bärtiger, kraftvoller Mensch, seine rechte Gesichtshälfte ist verbunden, seine Brust ebenfalls. „Äch..." stöhnt er, „äch..." Ich rücke etwas auf die Seite, um ihn nicht zu drücken. Die linke Hälfte seines Gesichts sieht aus, als ob er weine.

Plötzlich richtet er sich auf, greift mit den Händen nach seinem Kopfverband. Ich versuche seine Hände zu fassen, um ihn daran zu hindern. Ein heftiger Kampf entspinnt sich zwischen uns. Es gelingt ihm, meine Kehle zu packen, und während ich mich von seinem Würgen zu befreien suche, reißt er sich den Verband mit einem Ruck herunter. Seine Backe klafft von der Schläfe bis zum Kinn auseinander – ich sehe seine Kiefer, alle seine Zähne, weiß, bleckend im Dunkel.

Im gleichen Augenblick beginnt er zu toben. Sein Schreien hat etwas Grauenvolles, weil seine Töne nicht aus dem Mund zu kommen scheinen, sondern aus dem klaffenden Schlitz seiner Wange. Er schlägt um sich, daß ich fast über den Randbalken hinausgedrängt werde, mich mit aller Kraft anklammern muß, um nicht hinauszufallen. Allmählich aber beginnt er zu röcheln, beginnt sein Pfeifen keuchend zu werden. Ich atme auf. Jetzt stirbt er! denke ich dankbar. Die Wagen rollen unablässig fort. Vor uns reiben sich monoton die Schenkel unseres Pferdes. Über uns brennen weiß und starr die Sterne.

Beim nächsten Stoß rollt er wie ein Sack über mich, schlägt sein zerklafftes Gesicht naß und kalt auf meinen Mund. Ich schmecke deutlich sein Blut, stoße ihn heftig zurück. Es ist mir, als ob sich

mein Kopfhaar erhöbe, als ob meine Augen aus den Höhlen träten. Trotzdem drehe ich mich herum, um ihn anzusehen, Gewißheit zu bekommen. Er ist jetzt tot, denke ich, kannst du mehr verlangen? Ist es nicht besser, als wenn er dich noch schlüge?

Es ist nicht besser. Ich muß immer wieder in sein Gesicht sehen, sein unglaublich grauenhaftes, vom Mondlicht beleuchtetes Gesicht, dessen Wange mit einem großen Bartstück bis auf die Brust hängt. Es ist weniger furchtbar, wenn ich es wirklich sehe, als wenn ich es mir im Dunkel vorstelle, es nur zu sehen glaube. Sein Körper ist noch warm, seine Wange aber ist schon kalt. Ich fühle es immer wieder, wenn sie bei einem Stoß über mein Gesicht schlägt.

„Gott im Himmel ... der Du bist ... geheiligt werde Dein Name ... auf uns komme Deine Schuld ... wir vergeben Dir ... Wie Du uns vergibst ..." Ich beginne zu beten und Stimmen zu hören. Sie schwingen erzen, wie große Glocken. Werde ich wahnsinnig ...?

Nein, ich wurde es nicht. Aber wenn der Morgen nicht bald gekommen wäre ... Das junge Licht verschluckte die Stimmen und Glocken, nahm auch dem Toten neben mir das Übersinnliche. Am hellen Morgen hielten wir im Städtchen Auts, auf seinem Marktplatz.

Ein Dutzend Bauernfrauen geht mit Krug und Becher von Wagen zu Wagen. Als sie an meinen Wagen kommen, schlagen sie die Hände vor die Gesichter. „Was ist?" ruft ein Kosak, tritt rasch heran. „Hast du ihn umgebracht, verdammter Wurstfresser?"

„Nein ... nein ..."

Eine Bauernfrau füllt ihren Becher mit rotem Saft, nähert ihn meinem Mund. „Auch noch tränken, das Aas?" ruft der Kosak, schlägt ihr den Becher aus der Hand. Ein kleiner Auflauf bildet sich, sechs, acht Kosaken kommen angelaufen. „Kommt, Kameraden!" ruft der erste. „Laßt uns dies Hündchen einmal tränken!"

Neben meinem Wagen plätschert ein Brunnen. Sie füllen sich

an seinem Strahl den Mund, stellen sich mit geschwollenen Backen im Kreis um mich auf, beugen sich grinsend über mein Gesicht, leeren sich mit einem Schlag über mich aus. Einer von ihnen hat eine zerfressene Nase, ein anderer ein Syphilisgeschwür an der Oberlippe.

Zehn-, zwölfmal gehen sie zum Brunnen, zehn-, zwölfmal speien sie aus vollen Mündern über meinen Leib. Ich bin am ganzen Körper naß, von meinem Wagen tropft es in lauten Bächen auf die Straße. Ein paar Bauernfrauen beginnen zu weinen. Ich möchte jetzt sterben! denke ich. Oder muß ich noch tiefer, noch tiefer hinab ...?

Endlich kommen ein paar Sanitäter, legen den toten Russen auf eine Bahre, tragen ihn zum Totenhaufen aus den übrigen Wagen. „Vorwärts, vorwärts!" ruft die Stimme eines Offiziers. Die Kosaken laufen an ihre Pferde. Eine Bauernfrau fährt mir mit ihrer Schürze über das Gesicht, ein junges Mädchen legt mir zwei Gurken und ein Stück Schwarzbrot auf die Brust.

Die Pferde ziehen an, es geht weiter. Das nasse Stroh drückt sich zu einer dünnen Schicht zusammen, die keinen Stoß mehr mildert. Mein ganzer Waffenrock ist voller Schleim und Blut. Meine beiden Wunden scheinen sich immer tiefer in mein Fleisch zu fressen. Ich friere entsetzlich.

Nachmittags treffen wir in Mitau ein. Wieder trägt man uns in einen leeren Saal, dessen Boden mit Stroh beschüttet ist. Zwei Sanitäter bringen einen großen Kessel mit heißer Schtschi, geben jedem einen Blechnapf und einen Holzlöffel. Es riecht belebend nach Kohl und Fleischbrühe, und alles macht sich gierig drüberher. Podbielski hat den Napf geleert, bevor der Sanitäter ihn recht gefüllt hat. „Dieser verfluchte Kohldampf!" sagt er bittend. „Das war für einen Spatzen, nicht für mich ..."

Während des Essens kommen ein paar Träger, holen einen nach dem andern auf Bahren fort. In einem hellen Zimmer legt

man mich auf einen Operationstisch. Um mich ist ein Geruch von Jod und einem starken, russischen Parfüm. Ein junger Arzt hantiert mit blutigen Instrumenten, eine hübsche Schwester macht sich sofort an meine Hose. „Nu, ausziehen!" sagt sie mit dem eigentümlichen Tonfall der Vollrussen.

In mein Gesicht schießt eine rote Welle. Ich lege unwillkürlich beide Hände zwischen meine Schenkel. „Schatz", sagt sie russisch und lacht ein wenig, „hast du schon einmal einen Soldaten gesehen, der sich schämt?"

Der junge Arzt wendet sich lächelnd um. „Nein", sagt er und sieht mich an. „Aber das ist ja auch keiner, das ist ja noch ein Knabe!" Und er tritt neben mich und setzt auf Deutsch hinzu: „Muß man in Deutschland schon Kinder in die Regimenter stecken?"

„Ich bin Freiwilliger!" sage ich fest.

Er zieht die Brauen zusammen und beugt sich über meinen Verband. „Woher so naß?" fragt er kurz.

„Weil Ihre Kosaken mich bespien haben!" sage ich laut.

„Es sind doch Teufel, unsere Soldaten, Niki!" sagt die Schwester empört, legt mir die Hände auf die Stirn, um mich zurückzudrücken, falls ich mich wehren sollte.

Aber man braucht mich kaum festhalten. Meine Verbände sind so durchtränkt, daß alle Krusten aufgeweicht sind. „Kommen Sie, Soldätchen!" sagt die Schwester, als alles vorüber ist. „Ziehen Sie diesen Lazarettmantel an – ich werde Ihre Kleider derweil trocknen!"

„Ja, tue das, Sonjuschka!" sagt der Arzt und tauscht einen Blick mit ihr. Sie ist sicher seine Geliebte! denke ich erregt.

Von seinem Blick ermuntert, reibt sie mich am ganzen Leibe trocken. Zum Schluß hüllt sie mich in einen roten Lazarettmantel, steckt sie mir eine Zigarette zwischen die Lippen. „So, nun geht es wieder, nicht wahr, Soldätchen?" fragt sie mütterlich.

Abends werden wir in einen Lazarettzug geladen. Es gibt Betten dreifach übereinander, weiße Laken, wollene Pferdedecken, Kopf-

kissen. Alles ist sauber, ruhig. Eine Oberschwester geht auf und ab, ein Sanitäter bringt Flaschen und Nachtstühle. Im letzten Augenblick kommt die Schwester aus dem Verbandzimmer gelaufen und bringt mir meine Kleider. „Ich danke Ihnen und bitte, Ihren Freund zu grüßen!“ sage ich in flottem Russisch.

Sie stößt einen kleinen Schrei aus. „Sie können Russisch?“ fragt sie erschrocken.

„Ja“, sage ich, „ein wenig ...“

Sie lacht verschämt, läuft hastig davon.

Der Zug fährt ab. Ich sehe stumm hinaus und dehne mich in meinen weißen Laken und hätte gerne jemanden, zu dem ich gut sein könnte. Auf meinen Füßen liegt meine Uniform, notdürftig gereinigt, trocken. Entströmt ihr nicht sogar ein starkes russisches Parfüm?

Neben mir liegt Brünninghaus, ein schlanker Mensch mit einem glatten Friseurgesicht, flottem, gezwirbeltem Schnurrbart und gelenkigen Fingern. Er sieht befriedigt an die Decke, hat seine Hände unter seinen Kopf gelegt. „Kotzdonner“, sagt er begeistert, „in diesem Unterstand möchte ich bis zum Frieden bleiben! Den Nachtstuhl her, Rußki-Kamerad ...“

Zwei Betten weiter liegt mein Wachtmeister. „Nun, Fähnrich“, sagt er, „jetzt kann man es ertragen! Wie war Ihre Nachtfahrt?“

„Oh“, sage ich, „erträglich.“

„Ich hatte weniger Glück“, meint er. „Der Kerl neben mir wollte sich mausig machen, begann sich an mich zu klammern, nach seinem ‚Mütterchen‘ zu schreien. Ich hab ihm so lange in die Fresse gehauen, bis er den Irrtum einsah und mich in Ruhe ließ ...“

Als wir in Riga einlaufen, ist es Nacht. Wir werden eine halbe Stunde durch dunkle Straßen getragen. Im umgitterten Hof eines vielfensterigen Gebäudes, unter freiem Himmel, setzt man uns ab. Zu Hunderten liegen wir auf unseren Bahren umher,

kein Mensch kümmert sich um uns. „Organisation, Organisation!" knurrt Schnarrenberg.

Es ist kühl und tauig, ich höre deutlich die Zähne meines Nachbarn aufeinanderschlagen. Wenn ich jetzt keine trockenen Kleider hätte ... In der Ferne rumoren rollende Donner. Die Front ist weit, es muß vom Meere kommen, es müssen Schiffsgeschütze sein.

„Sagen Sie, Fähnrich", fragt Schnarrenberg, „ist Ihr Vater nicht Seeoffizier?"

„Ja", sage ich.

„Wissen Sie nicht, wo er jetzt liegt?"

„Im letzten Brief – wahrhaftig, im letzten Brief stand etwas von einem Flottenvorstoß auf Riga ..."

„Zum Donnerwetter, dann sind sie's!" Er gerät in Aufregung, beginnt auf jeden Schuß zu horchen. „Sie sollen sehen: in drei Tagen ist Riga gefallen, in drei Tagen sind wir befreit!"

Ich antworte nicht. Vielleicht hat er recht, aber ... Nein, ich will es nicht glauben, es wäre zu bitter, wenn ... Trotzdem beginne ich mit ihm auf jeden Schuß zu horchen. Zum erstenmal seit meiner Gefangennahme fliegen meine Gedanken zu meinem Vater. Wenn er wüßte! denke ich fiebrig. Wenn er wüßte ...

Endlich trägt man uns viele Treppen hinauf, bringt uns in eine Abteilung, deren Zugang von einem Gefängnisgitter eingezäunt ist. Vor der winzigen Tür stehen zwei Posten mit aufgepflanzten Bajonetten. Man hat zeitweilig geglaubt, nichts als ein verwundeter Soldat zu sein, jetzt erkennen wir, daß wir in erster Linie Gefangene sind.

Ich bekomme zufällig ein Bett. Es ist noch warm und seine Decke mit Blut beschmiert. Schnarrenberg und Schmidt II werden mit ihren Bahren in die Gänge zwischen den Betten gestellt, rechts und links von mir. Zu meinen Füßen setzt man den zerfetzten Fahnenjunker ab. Er lebt immer noch, aber er schreit nur mehr röchelnd. Er ist schon so schwach, daß er nicht einmal mehr „Hildegard" rufen kann, es fehlt ihm schon an Atem, um drei

Silben nacheinander hervorzubringen. Man hört ihn nur noch „Hill, Hill" wimmern. Jeder Atemstoß hat diesen Klang.

In dieser Nacht stirbt Schmidt II. Er liegt neben mir, ich sehe alle Stationen seines Sterbens. Er hatte nur eine leichte Wunde, die leichteste von uns allen. Aber er bekam Starrkrampf – man gibt uns kein Tetanusserum. Seit drei, vier Stunden ist er bereits steif, nur seine Augen leben noch, sehen mich unablässig an. Er hatte nur einen Riß, nur einen Streifer – und muß doch sterben! denke ich. Er brauchte nicht einmal getragen werden und rettete mich – und muß doch sterben! denke ich. Und wenn er nicht an jener Stelle vorbeigekommen wäre...? Ein fürchterlicher Zweifel regt sich. Ist alles Zufall? Ist alles Gott?

Endlich bleiben seine Augen auf einem Fleck stehen, verdämmern langsam, beziehen sich mit einem milchigen Schleier. Fast in der gleichen Minute streckt sich zu meinen Füßen der Fahnenjunker aus. „Gebt mir seine Brieftasche!" sage ich heiser. „Ich will ihr schreiben..." Als man sie mir herübergibt, fällt ein Bild heraus, ein junges, dunkles Mädchen. Auf der Rückseite steht: Ich bete jeden Tag für Dich. Gott ist gut.

Gott ist gut...? Nein, ich will schlafen, ich will daran nicht denken! Aber es ist kein Schlaf, der nach einiger Zeit kommt, es ist eher ein Hinabstürzen in dunkle Tiefen, ein Halbbewußtloswerden vor Erschöpfung. Ich sehe plötzlich, daß sich alle Türen öffnen. „Achtung!" schreit eine Stimme. Ein breiter Seeoffizier tritt rasch und federnd in den Saal. Ihm folgt in kurzem Abstand eine Suite. Er geht von Bett zu Bett, kommt immer näher, streckt plötzlich beide Arme aus.

„Nun, mein lieber Junge...?"

Ich schrecke auf. Niemand steht vor mir, keine bekannte Stimme spricht. Nur Sterbende und Tote liegen um mich herum. Nichts ist von meinen Fieberphantasien wahr, als daß zuweilen unsere Fensterscheiben unter dem Donner ferner Schiffsgeschütze zittern. Sollte es dennoch möglich sein? Ahne ich vielleicht...?

Ich falle wieder zurück. Und wieder öffnet sich die Tür. Und wieder ...

Es wiederholte sich bis zum Morgen, bis mein Fieber fiel. Sechs-, achtmal fuhr ich auf. „Nun, mein lieber Junge ...?"

Es war kaum Morgen, als ein ganzer Haufen Sanitäter in unseren Saal polterte. „Jdji, paschol!" riefen sie erregt. Ehe wir begriffen haben, um was es sich handelt, trägt man uns schon wieder durch das Gittertor hinaus. Niemand bleibt zurück, in dem noch ein Fünkchen Leben steckt.

Von der Tür aus werfe ich noch einen letzten Blick in den Saal. Man hat Schmidt II und den Fahnenjunker von den Bahren gerollt, um andere darauf legen zu können. Beide liegen auf dem Bauch vor meinem Bett, mit schmerzlich verbissenen Gesichtern, wie auf einer Folterbank auseinandergezogen.

„Das ganze Lazarett wird geräumt!" flüstert ein Infanterist mit einem Beckenschuß. „Es soll nur mehr eine Bahnlinie frei sein – alle anderen liegen schon unter dem Feuer unserer Schiffe!"

Schnarrenbergs Kiefer mahlen. Sein Bullenbeißergesicht mit den derben Backenknochen, dem aufgebürsteten Schnauzbart und den Furchen auf der niedrigen Stirn ist vor Aufregung grün. „Sagte ich es nicht, Fähnrich? Sagte ich es nicht? Oh, diese Schweine – im letzten Augenblick ..."

Ich bin apathisch. Ich habe weder Kraft zu einer Freude noch zu einem Schmerz mehr. Ich möchte nur Ruhe haben, endlich einmal Ruhe – Wochen, Monate, Jahre. Wohl male ich mir aus, wie es hätte sein können, aber ... Sicher hätte er mich auf seinem Schiff mit nach Kiel genommen ... In der schönen Kajüte mit dem Bild meiner Mutter ...

An den Fenstern unseres Lazarettzuges fliegt weite, ebene Landschaft vorüber. Zuweilen hören wir noch rollenden Geschützdonner, zuweilen laufen die Räder mit hartem Rattern über Weichen – jeder Stoß und Schuß sticht wie mit Nadeln in unsere Wunden, jede Drehung führt uns weiter von unserer Hoffnung fort. Die

Vorstellung, im letzten Augenblick fortgemußt zu haben, in dieser Stunde gleichsam zum zweitenmal gefangen zu sein, legt sich wie eine peinigende Qual auf uns alle. Selbst Brünninghaus, der Leichtblütige, sich in alle Situationen Findende, ist heute schweigsam. Podbielski wäre durch ein gutes Essen wieder ins Gleichgewicht zu bringen gewesen, aber auch das wurde durch den überhetzten Aufbruch vergessen. Und mein Wachtmeister? Schnarrenberg flucht ununterbrochen. In sein scharfes Gesicht ist die Galle gestiegen. Es sieht quittengelb aus.

Auch Moskau erreichen wir nachts. Wieder läßt man uns stundenlang auf den Bahnsteigen liegen, trägt uns schließlich in besonders eingerichtete Straßenbahnen, führt uns rüttelnd und stoßend durch die spärlich beleuchtete Stadt. Wieder müssen wir durch hohe Gittertore, an denen schwerbewaffnete Doppelposten stehen, werden im breiten Mittelgang eines Gebäudes abgesetzt, das wie eine Kaserne aussieht. Im Seitengang hat man vierzig, fünfzig Tote aufeinander gestapelt. Man trägt immer neue hinzu, aus allen Stockwerken. Man muß Betten haben, freie Betten ...

Einer nach dem andern wird aufgehoben, in einen dumpfigen Waschsaal getragen. Mitsamt unseren Verbänden steckt man uns in laues, scharfriechendes Badewasser, gibt uns mit raschen Schlägen drei Handvoll einer grauen Salbe unter die Achselhöhlen, auf die Schamhaare des Unterleibes. Ein bärenhafter Sanitäter zieht mir unabgetrocknet Anstaltswäsche an, trägt mich auf seinen Armen in einen großen Saal, in dem eine trübe Petroleumlampe brennt. „Das nennt man Kneippkur, meine Herren!" höre ich Brünninghaus sagen.

Wieder ist mein Bett halbwarm, von stinkendem Eiter beschmiert. Mein Unterzeug klebt durchnäßt am Körper, meine beiden Verbände tropfen, haben den Strohsack in kurzer Zeit durchnäßt. Auf meinem Bett ist keine Decke, nur ein schmutziges Lein-

tuch. Meine Zähne klappern, meine Wunden brennen. Die Eiterklumpen auf meinem Kopfkissen reizen mich, bis sich mein Magen bäumt. Aber ich kann meinen Kopf nicht heben, kann ihn nicht einmal über das Bett hinaushalten. Ich breche einfach vor mich hin, über meine Brust, auf meinen Hals. Weil ich kein Essen in mir habe, kommt nur Schleim und Galle heraus. Aber es erstickt den Geruch des Eiters, es ist wenigstens nichts Fremdes. Es ist etwas Eigenes. Und das ist gut.

Als es Tag wird, sehe ich, daß links von mir Schnarrenberg liegt, rechts aber ein fremder Mann mit einem Vollbart. Er muß einen Lungenschuß haben, denn er hustet oft und hat dann kleine, hellrote Schaumbläschen vor den Lippen. Dem Gang gegenüber liegen Brünninghaus und Podbielski, sie sehen im ganzen Umkreis am besten aus. Von den übrigen, Schmidt I, dem kleinen Blank und Bahr ist nichts zu sehen.

„Guten Morgen, meine Herren!" ruft Brünninghaus herüber. „Kotzdonner, das war eine Schur! Jetzt werden wir hoffentlich endlich einmal unsere wohlverdiente Ruhe bekommen, was? Feudale Etage übrigens ..." setzt er hinzu und dreht den Kopf nach allen Seiten.

„Wenn nur der Kohldampf nicht wäre!" knurrt Podbielski, ein ungeschlachter Hüne mit Bernhardineraugen, wagenbreiten Schultern, tellergroßen Arbeitshänden und einem Bart, der wie ein braunes Fell über seine Brust wallt. Er wurde schon im Felde von allen kurz „Pod" genannt.

Ich sehe einen nach dem andern an. Ich bin so schwach und zermürbt, daß ich kaum sprechen kann, will ihnen nur mit meinen Augen sagen, wie froh ich bin, daß wenigstens sie in der Nähe sind.

„Wie geht es, Junker?" fragt Brünninghaus sofort.

Ich lächle mühsam. „Gut, Brünn, gut!" sage ich dankbar.

„Wenn ich nur kriechen könnte!" meint Pod. „Ich wollte unsern Kleinen schon versorgen! He, Sanitas ..." ruft er mit seiner tie-

fen Stimme. Ein Sanitäter kommt, es gibt verschiedene Kaliber, manche sind gut und gefällig, manche brutal und grob. Pod zieht sich die Decke herab, zeigt auf mich. „Mir ist es heiß – bring's ihm, Kamerad!"

„Nein, Pod! Was soll das?" rufe ich leise.

„Maul halten, Junker!"

Um acht Uhr kommen Schwestern. Es sind feine Geschöpfe mit gepflegten Händen – Gestalten aus dem Märchenland. Unter ihren schneeweißen Mänteln sehen entzückende Schühchen mit hohen Absätzen und seidene Strümpfe in allen Farben hervor. Meine Reihe übernimmt eine große Schwarze – als sie an meinem Bett vorüberkommt, bleibt sie stehen. „Wie alt?" fragt sie.

„Siebzehn", sage ich leise, damit es niemand hört. Und spüre, während sie sich über meinen Kopf beugt, um ein weißes Kreuz auf meine Tafel zu machen, mit einem wunderlichen Frohgefühl den Geruch von Haarwasser und frischer Seife.

Vor Mittag kommen Sanitäter mit Tragbahren. Es geht reihenweise zu zweit in die Verbandzimmer – nach kurzer Zeit setzt ein markerschütterndes Schreien ein. Ich habe bis dahin geglaubt, daß alle Menschen in großem Schmerz die gleichen Laute von sich geben – ich weiß jetzt, daß jede Nationalität anders schreit und unterscheide schon am ersten Morgen den Deutschen vom Österreicher, den Ungarn vom Türken. Im übrigen habe ich bald heraus, daß die groben, bärenhaften Männer am lautesten brüllen, daß die zarten, schwächlichen stiller und widerstandsfähiger sind.

Ich werde mit Schnarrenberg zusammen ins Verbandzimmer getragen. „Wir brüllen nicht, Fähnrich, was?" kurrt er im letzten Augenblick. „Wir wollen diesen Schweinen einmal zeigen . . ."

Als man mich auf den weißen Tisch legt, treten alle Schwestern um mich herum. „Sehen Sie, Doktor, ein Knabe!" sagt eine zierliche Blonde. Der Arzt sieht mich überrascht an. Er hat große,

graue Augen. Sein linkes sieht so starr auf mich, als ob es ein Glasauge sei. „Wie alt?" fragt er. „Achtzehn!" sage ich trotzig und wende meinen Kopf Schnarrenberg zu.

Ich tue es teilweise aus Zorn und um an ihm Kraft zu finden, teilweise aber auch, weil man mir das Hemd bis unter die Achseln hinauf, die Hose aber bis über die Knie hinabgestreift hat. Wenn ich meine Hände gebrauchen könnte, würde ich mich mit ihnen schützen, aber meine Arme sind rechts und links mit breiten Riemen angeschnallt. Schnarrenberg hat fast den gleichen Schuß wie ich – Oberschenkelknochensplitterung. Sein Gesicht wird beim Herunterreißen des Verbandes unkenntlich, aber er schreit nicht.

Jetzt ist auch mein Verband herunter. Ich fühle etwas Kaltes an meiner Haut, höre ein paar Instrumente klappern. „Sorglich, bitte, Doktorchen!" sagt die zierliche Schwester.

Ich sehe starr auf Schnarrenberg. Nein, ich will nicht zurückstehen! Wenn er es vermag ... Ein paar kühle Mädchenhände legen sich auf meine Stirn, drücken meinen Kopf fest auf den Tisch. Ich spüre den Geruch von Jod und in meinem Schenkel sägt sich eine siedende Flamme.

Ich gurgele auf und Schnarrenbergs verbissenes Gesicht sinkt schnell und immer schneller in einen schwarzen, bodenlosen Abgrund.

Während des Verbindens hat man unsere Betten frisch bezogen, mit Decken und Urinflaschen versehen. Als ich aus der Ohnmacht erwache, ist alles still und ruhig um mich her. Die Junisonne scheint breit zu den Fenstern herein, die schwarze Schwester geht langsam auf und ab.

„Nun, Junker, hat man Starkstrom durch Ihre Nerven gejagt?" ruft Brünn herüber. „Hat es die Sicherung herausgehauen?" Er ist in Zivil Elektriker und spricht gern in beruflichen Bildern.

Ich lächle verlegen.

„Sie müssen schreien, Junker!" fährt er mißbilligend fort. „Schreien ist gut – alles andere ist Unsinn! Wofür auch? Nein, man muß brüllen, man fühlt halb soviel... Wozu sollen wir hier noch Helden markieren? Daß wir uns nicht schon längst aufgehängt haben, ist Heldentum genug!"

„Feige Bande..." knurrt Schnarrenberg, aber niemand hört ihn.

Ich drehe mich auf die Seite und sehe auf meinem Nachtkasten vier Stücke Zucker liegen. Nachmittags gibt es einen Becher Tee mit Zucker – wie aber kommt es, daß auf den andern Kästen nur zwei Stücke liegen? Ich rufe die Schwester, zeige auf meinen Zucker, frage: „Warum ich vier?" Ich frage deutsch, sie brauchen nicht wissen, daß ich ihrer Sprache mächtig bin – man erfährt manches, wenn sie es nicht ahnen. Sie zeigt lächelnd auf Pod. „Nein, Pod, das geht nicht!" rufe ich hinüber.

Pod grinst nur. „Krieg kein Kind!" sagt er gemächlich.

Nach dem Tee schlafe ich etwas. Als ich wieder erwache, sehe ich Pod und Brünn verkehrt im Bett sitzen und durch das Fenster auf die Straße spähen. Ich erfahre später, daß man von ihrem Fenster aus auf die Moskwa sieht und daß dort jeden Nachmittag Männlein und Weiblein ohne Kleidung ihre Bäder nehmen.

„Guck", sagt Brünn. „Die ist gut, was? Vorne rund und hinten rund – wie meine Alte!"

„Du willst uns wohl das Maul wäßrig machen?" ruft ein Nachbar.

Plötzlich dreht Pod sich herum, bemerkt, daß meine Augen auf ihnen ruhen und sagt: „Feine Sache das, Junker! Aber warten Sie nur noch ein paar Tage, dann trage ich Sie zu uns rüber... Jeden Nachmittag ein Stündchen Kinobilder – das tut gut!"

Ich kann fast nichts essen. Ich gebe mir alle Mühe, weil ich weiß, daß ich ohne das nicht wieder auf die Beine komme, aber es

nützt nicht viel. Einmal bin ich zu schwach, um den Löffel zu heben, im übrigen widersteht es mir in einer übermächtigen, peinigenden Art. Ich habe nur den Trost, daß ich es Pod geben kann, dem ewig Hungrigen – als kleinen Ausgleich.

„Sind Sie verrückt?" ruft er, als ich es ihm zum erstenmal hinüberschicke.

„Warum?" frage ich harmlos.

„Sie sollen selbst essen! Zum Teufel, glauben Sie, daß Ihre Storchbeine von selber heilen?"

„Maul halten, Pod!" rufe ich zurück.

Schnarrenberg spricht mit niemanden, außer mit mir. Man sieht ihm deutlich an, daß er mit seinem Schicksal hadert. Mich aber quält er fast. „Wenn man nur wüßte, wie es an der Front steht!" fragt er täglich dreißigmal.

Gewiß, man möchte das wissen. In einem Sinn hat er recht. Aber wir erfahren eben nichts. Höchstens sagt ein Sanitäter, irgendein dummes Biest, einmal: „Berlin kapuut!" Aber das glauben wir nicht.

Tag um Tag vergeht. Pod kann bereits etwas herumhumpeln, aber er tut es nur, wenn keine Aufsicht im Saal ist, denn sobald einer etwas kriechen kann, heißt es: Nach Sibirien. Wir haben jedoch ausgemacht, daß wir möglichst beisammen bleiben wollen.

Der Mann mit dem Lungenschuß an meiner Rechten wird immer bleicher. Trotzdem spricht er täglich davon, daß er bald gesund sein werde. Einmal hat er mir erzählt, daß er Reisender sei, in einer prima Branche, Pößneck in Thüringen, Frau und Kinder habe, eine neunjährige Tochter namens Anna, einen achtjährigen Sohn namens Franz. In der Schule stünden sie vorzüglich ...

Das Leben in diesem Lazarett – es ist übrigens eins der besten Moskaus, das sogenannte Besichtigungslazarett, haben wir er-

fahren – wäre erträglich, wenn das tägliche Verbinden nicht wäre. Aber morgens, wenn die Sanitäter mit den Bahren erscheinen, verstummt die Unterhaltung wie zerschnitten. Sie verstummt schon, bevor das markerschütternde Gebrüll, das kurze Zeit später einsetzt und ohne Unterbrechung bis zum Mittag dauert, jedes Wort im Saal unverständlich macht.

Meine rechte Wunde eitert seit ein paar Tagen und mein Verband ist, obwohl armdick, jeden Morgen grüngelb und schmierig. Aber auch das könnte man ertragen, wenn das Wundfieber nicht wäre. Meine Fiebertafel sieht wie ein zackiger Blitz aus, der täglich einmal aus der Tiefe in die Höhe schießt. Jeden Morgen erwache ich mit klarem Kopf, denke ich glücklich: Gott sei Dank, jetzt ist es vorüber, jetzt habe ich es geschafft! Aber kaum kommt der Nachmittag, wird es mir eigentümlich schwer im Gehirn und eine Stunde später schwimmen die Köpfe und Betten meiner Nachbarn in einer unteilbaren, wiegenden Masse.

Ich werde ins Feld zurückversetzt, schieße und steche um mich, werde von Lanzen durchbohrt, von Säbeln zerschnitten. Jede Nacht werde ich aufs neue gefangen, muß ich aufs neue sterben. Mit unentrinnbarer Sicherheit legt man mich wieder neben den sterbenden Offizier, bespeit man mich wieder aus syphilitischen Mündern. Und wenn ich dann vom Übermaß meiner Gesichte aufschrecke und denke: Jetzt ist die Nacht herum – höre ich an irgendeinem Glockenschlag, daß inzwischen kaum eine halbe Stunde verging.

Ich scheine das alles mit einer furchtbaren Wahrheit und Eindringlichkeit neu zu erleben, denn morgens sehe ich oft an den stillen Augen Pods, daß ich mich wieder einmal furchterregend gebärdet haben muß. Am Ende bekommt meine Fiebertafel eine neue Zacke – fast jeden Abend steigt ihre Kurve auf vierzig, einundvierzig – und wenn es noch lange so fortgeht, ist mein Herz für alle Zeiten hinüber.

Trotzdem habe ich nachts hin und wieder klare Momente. Nein, es war keine Fieberphantasie, als ich kürzlich fühlte, daß eine

Frau auf meinem Bett saß, mich zärtlich auf die glühende Stirn küßte – ihre Lippen waren so kühl, als hätten Eisstückchen darauf gelegen – und leise sagte: Spatsch, spatsch, schlaf, schlaf! Nein, das war keine Phantasie, Brünn hat mir gesagt, daß die Schwester immer komme, wenn sie Nachtwache habe, eine Weile an meinem Bett sitze und das tue, was ich gefühlt hätte. Es ist die zierliche Blonde, die ich vom Verbandzimmer kenne.

Ist es ein Wunder, daß ich sie verehre? Ich bin es nicht allein, wir alle lieben diese Schwestern, weil sie so fein und sauber sind, aber wir mögen dienstlich nicht viel mit ihnen zu tun haben, weil sie nichts verstehen. Immer wenn sie uns anfassen, aufrichten oder neubetten und uns damit etwas Gutes tun wollen, tun sie uns weh. Trotzdem rufen wir sie oft und nehmen einen kleinen Schmerz in den Kauf, um in all dem Schmutz und Elend wieder einmal von feinen, sauberen Händen berührt zu werden, Parfüm und Hautkrem zu spüren.

Ja, es herrscht eine geheime Liebe von uns zu ihnen, aber es ist eine ideale oder platonische Liebe, denn sie blüht zu phantastischen Früchten in den Zeiten der Trennung, sinkt aber zu einem schmerzlichen Wunsch nach Loslösung in den Zeiten der Vereinigung, der Berührung.

Am ersten Morgen der dritten Woche flucht Schnarrenberg besonders bissig. Was ist mit ihm, geht seine Kraft zu Ende? Wieder legt man uns nebeneinander auf die Schlachtbänke, schnallt uns an allen Gliedern wie Opferlämmer fest. Wie immer wende ich meinen Kopf seinem derben Gesicht zu, um Halt an seiner Energie zu suchen. Aber er weicht mir heute entschlossen aus, sieht mit aufgerissenen Augen an die Decke.

Eine Schwester hantiert mit roten, durchlöcherten Röhrchen – weder er noch ich haben sie bis zu diesem Tag zu spüren bekommen. Der Arzt ergreift eine, sieht ihn kurz an, führt sie mit raschem Griff in den Schußkanal. Im gleichen Augenblick spannt

Schnarrenberg die Glieder, daß seine Lederriemen zu zerreißen drohen, atmet zweimal gleich einem Blasebalg, brüllt markerschütternd los.

Irgend etwas in mir zerreißt. „Ruhig, ruhig ..." sagt die zierliche Schwester. Nein, nein! Ich sehe eine rote Röhre in ihren Händen, die gleiche Röhre ...

Sobald mich der Arzt berührt, schreie ich wie ein Tier.

Von diesem Morgen an spricht Schnarrenberg kein Wort mehr mit uns. Vier Tage lang sehe ich nur seinen breiten Rücken, seinen wulstigen Stiernacken – wenn er nicht von Natur aus so rot wäre, möchte man annehmen, er sei vor Scham errötet. Es gibt keinen anderen Grund für sein hartnäckiges Schweigen – er schämt sich. Nein, manchmal ist ihm wirklich nicht zu helfen, dem armen Kerl ...

Er hätte wohl noch wochenlang geschwiegen, wenn nicht etwas eingetreten wäre, was ihn jählings aus seiner Verbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst riß. Fast zugleich merken alle, daß sich das Wesen der Schwestern seltsam verwandelt hat, daß sie wohl ihre Arbeit leisten wie bisher, im übrigen aber spürbar kurz und kühl mit uns sind. Während wir darüber nachgrübeln, wird es aus dem groben, unbeherrschten Verhalten der Sanitäter eindeutig: Es muß an der Front etwas geschehen sein, sie müssen kürzlich eine tüchtige Schlappe bekommen haben.

Dies dunkle Ahnen bestätigt sich, als eines Nachmittags der kleine Blank, der schon auf Krücken gehen kann, wieder bei uns auftaucht. Es ist ein zartes Kerlchen, Kommis von Beruf, mit Mädchenaugen, schmalen, abfallenden Schultern und einer engen, eingesenkten Brust. „Ich liege im nächsten Saal", sagt er, „aber ich konnte nicht eher kommen." Und zieht einen Fetzen Papier aus der Tasche und schiebt ihn mir verstohlen unter die Bettdecke. „Es ist ein Stück einer russischen Zeitung – ich fand es auf dem Abort. Vielleicht steht von der Front was drin? setzt er hinzu.

Ich zittere fast, als ich, von seinem und Pods breiten Rücken doppelt gedeckt, den Fetzen an die Augen hebe. Wir haben ein Schweineglück gehabt, es ist ein Stück von einem Frontbericht, ich kann gerade noch lesen: „Das Festungsgebiet Brest-Litowsk mußte aus strategischen Gründen geräumt werden. Wir haben neue Stellungen –"

„Aha, ihr Schweine! Jetzt wissen wir, warum . . ." sagt Brünn.

„Aus strategischen Gründen!" lacht Pod.

Der kleine Blank humpelt sofort davon, um es in seinem Saal zu melden. „Ich komme gleich wieder!" sagt er hell. Schnarrenberg wirft sich mit einem Ruck herum. „Herrgott", sagt er befreit, „jetzt geht es wieder vorwärts! Jetzt haben wir in einem Monat Frieden!"

Einer sagt es dem andern. Ein heller Hoffnungsfunken springt von Bett zu Bett. Es summt mit einmal bei uns, als ob ein Bienenschwarm in den Saal geflogen sei. „Ich werde gerade gesund sein, bis wir heim dürfen . . .", sagt der Mann mit dem Lungenschuß und lächelt dabei vor sich hin.

Von den Schwestern ist nur die zierliche Blonde vom Verbandzimmer die alte geblieben, alle anderen haben eine stachlige Haut über ihre weichen Körper gezogen. Einzelne Wärter belustigen sich mit unseren Wunden, spucken uns beim kleinsten Anlaß an. Dem Arzt mit dem Glasauge ist gleichfalls nichts anzumerken und wir lieben ihn alle dafür.

Mit den Sanitätern wird es dagegen täglich schlimmer. Keiner wird mehr in die Bahre gelegt, ohne daß er dabei vor Schmerzen aufschreit. „Das ist für Brest-Litowsk – ihr Hunnen!" hörte ich einen dabei sagen. Als sie mich eines Morgens holen, setzt Pod sich vorher auf mein Bett. Und als sie mich fast in die Bahre fallen lassen, steht er mit einem Satz zwischen ihnen.

„Ihr habt wohl lange kein Blut gerotzt – verdammte Pißpottschwenker!" brüllt er los und hebt den Arm wie einen Schmiedehammer. Der eine erbleicht, der andere will aufbegehren – ein

Blick in Pods völlig verwandelte Augen, auf seinen herkulischen Körper macht ihn kusch.

Eines Samstags war große Reinigung. Wir dachten, ein General käme zur Visite, als ein Schock Damen hereinrauschte. Die Oberin des Lazaretts, eine bittere Wachtel, ein paar ältliche Jungfrauen, die wie Gouvernanten aussahen, zwei junge Mädchen.

„Nun muß ich Kaiserlicher Hoheit auch noch unseren jüngsten Hunnen zeigen!" hörte ich die Wachtel sagen.

Mir stieg das Blut zu Kopf. Sie traten alle an mein Bett und sahen mich mit großen Augen an. „Wie einen Affenkäfig!" dachte ich erbost. Ich biß die Zähne zusammen und machte ein hochmütiges Gesicht. Aber ich gewahrte trotzdem, daß die beiden Mädchen bildschöne, märchenhafte Wesen waren, mit feinen messerschmalen Nasen, großen, glänzenden Frauenaugen, zarten, geschweiften Mündern.

„Das war ganz was Feines, wenn sich der alte Brünn nicht irrt!" murmelte Brünninghaus, schnupperte wie ein Jagdhund hinter ihnen drein.

Als ich einen Sanitäter fragte, sagte er, daß es zwei Zarentöchter gewesen seien, die Großfürstinnen Olga und Tatjana.

Nachmittags drang Militärmusik von der Moskwa herauf: Schmetterndes Blech, dröhnende Pauken. Pod blickt sich um, nein, es ist niemand im Saal, alles ist auf den Gang gelaufen, um sich den Aufzug anzusehen. Er tastet sich am Bett zu mir, schlägt meine Decke zurück. „Setzen Sie sich auf meinen Arm, Junker, es gibt etwas zu sehen!" Ich setze mich auf seinen linken Arm – ein Kind an der Brust eines Bären. Er trägt mich vorsichtig an sein Bett, läßt mich am Fenster nieder, schiebt mir ein Kissen in den Rücken, setzt sich, den starken Arm um meine Schulter, neben mich.

Dem Fenster gegenüber liegt eine kleine Kirche, ein echt russisches Gotteshaus mit fünfzehn Zwiebelkuppeln, alle himmelblau gemalt und mit goldenen Sternen besetzt. Ein neugebildetes Regiment zieht auf der Straße her, an seiner Spitze eine Reihe Fahnen, neue, reiche, wunderschöne Fahnen. Langbärtige Popen gehen rechts und links von ihnen, verschwinden mit den Fahnen in der Kirche. Gesang hebt an, schwingt schwer und feierlich heraus, längere Stille folgt. „Jetzt weihen sie die Fahnen!" sage ich leise, irgendwie bewegt.

„So ...?" sagt Brünn spöttisch. Nach einer Weile kommt der kleine Blank, das Mädchen, setzt sich mit hellen Augen an meine andere Seite.

Von neuem schmettern die Trompeten, schlagen die Trommler dumpf die Pauken. Die Fahnen kommen im Geleit der ehrwürdigen Popen aus dem Tor zurück. Alles schwingt jubelnd die Mützen, viele bekreuzigen sich andächtig. Das Regiment formiert sich, zieht mit lautem Spiel die Straße wieder hinab, dem Bahnhof zu, der Front entgegen.

„Wenn es keine Militärmusiken gäbe, würde es halb soviel Kriege geben!" sagt Brünn plötzlich.

„Ja, Brünn ..." sagt Blank versonnen. „Und diese Popen", fährt er fort, „das sind doch Vertreter Gottes, nicht? Wie unsere Geistlichen? Wie aber ist das jetzt? Alle sind einem untertan, Gott untertan, nicht wahr? Aber jeder spricht gegen den andern ... Gib unsern Fahnen den Sieg! sagt der Pope. Nein, gib ihn unseren! sagt der Pastor ..."

„Schwierige Sache das!" meint Brünn. „Vielleicht knobelt es der Herrgott nach Feierabend mit Petrus aus?"

„Quatsch nicht!" fährt Blank auf, sieht sich aber gleich darauf hilflos um. „Nein, hören Sie, Fähnrich: Alle Priester der Welt sind zu seiner Verherrlichung bestellt, nicht wahr? Das heißt aber doch, der Liebe, der Güte, dem Mitleid zu dienen, dem Schmerz und der Gewalt zu wehren? Wie ist es dann möglich, daß –"

Er bricht ab. Er kann nicht weiter. „Ach, spuck drauf!“ sagt er plötzlich und geht hinaus.

Meine Oberschenkelwunde eitert täglich stärker und mein Fieber geht nicht zurück. Ich bin so schwach, daß meine Kameraden mich zum Essen füttern müssen – ich würde keinen vollen Löffel mehr an die Lippen bringen. Jeden Morgen schwimme ich in einer Lache grünbraunen Eiters, schlägt mir ein Geruch aus der Bettdecke entgegen, der schlimmer als Verwesung ist.

Vielleicht ist irgendein Gift in meine Wunde gekommen? Vielleicht hat es auch die Nässe damals verursacht? Jedenfalls führt mein Blut einen gewaltigen Kampf gegen eine fremde, tödliche Macht, schleudert jeden Augenblick Millionen Leukozyten gegen jene zerstörenden Kräfte, die meine Wunde von Tag zu Tag vergrößern, ihre Ränder im Umkreis einer doppelten Handfläche bereits in eine weiße und tote Masse verwandelt haben.

Ich habe seit dem Morgen meiner Ankunft in diesem Lazarett nicht mehr ernsthaft an das Sterben – mein Sterben – gedacht. Jetzt, mit dem täglichen Schwächerwerden, fühle ich dunkel und beklemmend, daß ich es nicht lange mehr aushalten werde. Daß mein Körper, wenn kein plötzlicher Umschwung eintritt, eines Tages die Waffen strecken muß, nicht mehr die Kraft aufbringen wird, neben der Überwindung des abendlichen Fiebers auch noch den Seuchenherd in meinem Fleische einzudämmen.

„Muß es jetzt doch sein?“ frage ich mich hundertmal. „Waren am Ende doch alle Leiden umsonst ...?“

Eines Nachmittags, als Pod mir gerade Tee einlöffelt, kommen zwei fremde Sanitäter mit einer Bahre in unseren Saal. Sie haben Zettel in den Händen und gehen suchend durch die Reihen. Ich fahre zusammen, daß sich der volle Löffel vor meinen Lippen auf das Bett ergießt. „Was ist denn, Junker?“ fragt Pod. „Vielleicht wollen sie mich?“ frage ich leise.

Ich habe es gefühlt, sie wollen mich. Vor meinem Bett bleiben sie stehen. „Nu, paschol!" sagt der erste, nimmt meine Fiebertafel herab, legt sie an das Kopfende der Bahre.

„Wohin?" frage ich starr. „Wohin?"

„In den ersten Stock", sagt der Sanitäter und zeigt zur Decke.

„Warum?" fragt Pod rasch.

„Das ist der Saal für Amputierte!" sagt der Mann mit dem Lungenschuß wichtig.

„Nein!" schreie ich auf. „Ich will nicht, will nicht –"

Pod fährt mir übers Haar. „Ruhig, Junker, ruhig ..."

„Nein, lieber sterben! Und dann hier sterben, bei euch –"

„Nu, paschol!" wiederholt der erste Sanitäter. Der andere gibt zu verstehen, daß er den Feldscher holen werde.

„Komm, geh mit!" sagt Pod. „Es nützt ja nichts, sei vernünftig! Übrigens dürfen sie dich ohne deine Einwilligung gar nicht amputieren –"

„Meinen Freund Mayer", fällt der Mann mit dem Lungenschuß ein, „haben sie auch gegen seinen Willen amputiert – einfach betäubt, als er schlief!"

„Halt's Maul, blöder Hund!" ruft Pod wild.

Ich fliege am ganzen Leib. Soll ich mich fügen? Oder soll ich mich weigern? Solange um mich schlagen, bis mich ein Herzschlag trifft? Es braucht nicht viel bei meinem Zustand ...

„Komm, sei ruhig!" wiederholt Pod, legt meine Spinnenhände zwischen seine Bärentatzen, streichelt sie verlegen. „Zuerst wirst du ja nur beobachtet – mindestens acht Tage lang! Und wenn du dann nicht willst ... Du kannst doch aufpassen, nachdem du jetzt weißt, wie sie es machen!"

Ich falle zurück. „Ja, Pod", sage ich. „Ja, Pod ..."

Als sie mich in die Bahre legen, begegne ich zufällig den Augen Schnarrenbergs. Sie sind groß und rund, als ob ein neues Licht in ihnen stehe, sehen sie aus. Alle blicken mir mit gespannten Gesichtern nach. Pod begleitet mich mühsam bis zur Tür.

„Ich komme jeden Tag hinauf!" sagt er eifrig. „In drei Tagen

bin ich so weit, daß ich auch Treppen kriechen kann, ich will es heute noch üben!" Seine bärenhafte Gestalt bleibt zusammengeknickt im Türrahmen stehen. Sein breites, rundes Gesicht hat einen Zug, den ich noch nie an ihm gesehen habe.

Der Saal im ersten Stock bietet einen Anblick, der sich wie kaltes Eisen auf die Brust legt. Der Mann mit dem Lungenschuß hat recht gehabt: Keiner seiner Insassen hat mehr alle Glieder. Den im Bett Liegenden liest man von den Gesichtern ab, daß sie Furchtbares hinter sich haben, den zwischen den Betten auf Krükken und Stöcken Herumhumpelnden fehlt Arm oder Bein oder beides. Im Gang, auf einem kleinen Kasten mit Rädern, sitzt ein Mensch, dem sogar beide Beine bis zu den Oberschenkeln und ein Arm bis zum Ellenbogen abgenommen wurden. Er ist der erste, der mich begrüßt.

Ich bekomme ein alleinstehendes Bett am Fenster, von dem ich die gleiche Aussicht habe wie von Pods Bett – die bunte Kirche mit den blauen Zwiebelkuppeln, den Strand der Moskwa, an dem hundert Menschen baden. Mir gegenüber liegt ein Bosniak, ein schwarzer, gladiatorenhaft gebauter Mensch, dessen braune, orientalische Haut einen Farbton hat, als ob weißes Blut unter ihr fließe. Neben ihm liegt ein alter Mann mit einem Försterbart, der an einen Tiroler Holzfäller erinnert.

Hundert Augen sehen auf mich, neugierig, fragend. Ach, ich weiß ja selbst, welch ein Ereignis es für einen Saal bedeutet, wenn ein „Neuer" gekommen ist, es ist nur quälend, ein solcher „Neuer" zu sein. Nach einer Weile wagt sich der erste in meine Nähe. Es ist einer der Glücklichsten, er hat nur ein Bein verloren.

„Nun, Kamerad?" sagt er freundlich. „Hier ist es besser als drunten, was? Gewiß, man wird dir etwas nehmen, aber ... Was wird's denn sein?" setzt er neugierig hinzu.

„Ein Bein ...", sage ich widerstandslos.

„Dann sind wir Spezis", sagt er tröstlich. Er singt ein wenig, wenn er spricht, es muß ein Wiener sein. „Nein, wir haben's besser als alle andern!" fährt er fort. „Wir kommen bald nach Haus, werden ausgetauscht! Nur weg mit dem Haxen – pfeif drauf! Die Hauptsach' ist, daß man heimkommt!"

Vor dem Abendessen kommt die zierliche Schwester, setzt sich auf die Kante meines Bettes, nimmt meine Hand, als ob sie den Puls fühlen wolle. „Nun, wie geht es?" fragt sie warm.

„Schwester", überfalle ich sie, „warum bin ich hierher gekommen? Steht es so schlimm mit mir? Muß ich wirklich –"

„Nein, nein!" lacht sie. „Man will Sie nur beobachten ... Das bedeutet gar nichts ... Man hat schon viele nach acht Tagen wieder hinuntergetragen ..."

Aber ich glaube es nicht. Ihr Lachen klang nicht echt. Wie soll ich es auch glauben, wenn mich niemand darin bestärkt? Zum erstenmal seit meiner Gefangenschaft fühle ich mich unsäglich allein. Wenn wenigstens einer meiner Kameraden bei mir läge ... Aber es sind lauter Fremde, Türken und Bosniaken, Österreicher und Ungarn. In meiner Nähe liegt nicht ein Deutscher.

Ich drehe mich um und sehe zum Fenster hinaus. Auf der Moskwa glitzert die Abendsonne. An den Sternen der Kirche blitzen Funken. Was macht Pod jetzt wohl? denke ich. Und Schnarrenberg? Und Brünn? Waren es nicht im Grunde fremde Menschen für mich – bis zu dem Augenblick, in dem uns die Kugeln nebeneinander hinstreckten? Ja, sie haben uns die Tressen und Knöpfe von den Kragen gerissen, mit einem Schlag alle Grenzen verwischt, alle Schluchten zwischen uns aufgefüllt! Ganz gleich haben sie uns gemacht, ganz gleich ...

Wenn sie mich wenigstens besuchen könnten, denke ich weiter. Aber das dauert vielleicht noch Tage ... Obwohl Pod kommen wird, sobald er überhaupt nur eine Stufe kriechen kann! Sicherlich aber wird der kleine Blank bald heraufkommen. Wenn er erfährt, daß ich fort bin und allein liege und amputiert werden

soll ... Er ist ja am weitesten voran, kann schon richtig auf Krük-ken gehen.

Ich schrecke auf. An meine Ohren schlägt Musik. Es ist eine schwachatmige Mundharmonika – es ist der alte Mann mit dem Försterbart, das Defreggergesicht. Er bläst mit vollen Backen, und man sieht deutlich, daß er mit seinen Beinen, die man an beiden Knien abgeschnitten hat, den Takt dazu schlägt. Die beiden Stumpen stoßen in flottem Rhythmus von unten her gegen die dünne Decke, und seine bleichen Backen blasen heftig das Tiroler Holzhackerlied.

Am andern Morgen ist die zierliche Schwester seltsamerweise im Verbandzimmer des ersten Stockes. Als man mich hineinträgt, spricht sie rasch ein paar Worte mit dem neuen Arzt. Aber ich verstehe vor Aufregung nicht, was sie sagt.

Der neue Arzt ist ein kleiner, älterer Mensch mit buschigen Augenbrauen und einer goldenen Brille. Er steht lange über meine rechte Wunde gebeugt und ich bemerke, daß sein Blick mit mitleidigem Ausdruck an meinen Augen hängenbleibt.

„Nein, es hilft nichts", sagt er zu der zierlichen Schwester. „Der abgestorbene Teil ist schon zu umfangreich, schreitet außerdem immer weiter vor. Wir können höchstens noch vier Tage beob-achten, länger keinesfalls ..."

„Es ist nichts Bestimmtes zu sagen", übersetzt die zierliche Schwe-ster. „Wir wollen ruhig abwarten ... Trotzdem wäre es gut, wenn Sie sich darüber klar würden, ob Sie sich zu einer Ampu-tation ... Sie erscheint, wie gesagt, vorläufig nicht notwendig – vielleicht überhaupt nicht – aber ..."

Ich beiße auf die Lippen, bis ich Blut spüre. Lügt doch nicht! denke ich. In meinem Mund ist ein bitterer Geschmack.

Als ich in mein Bett zurückkomme, aufgewühlt und erschlagen zugleich, gibt man dem Bosniaken gegenüber ein Klistier. Es ist eine seltsame Flüssigkeit, die man ihm einführt, sie sieht aus wie

farbloses Öl und duftet betäubend. Er liegt mit offenen Augen, der gladiatorenhafte Orientale – je mehr sich aber der graduierte Glasbehälter leert, um so müder wird er, bis seine Augen fast unbemerkt zufallen. Der Feldscher steht auf, die Sanitäter bringen eine Bahre. „Vorwärts, rasch!" höre ich ihn sagen. „In den Operationssaal ..."

In mir ist eine quälende Unruhe. Ich fühle, daß irgend etwas geschah, was eigentlich nicht hätte geschehen dürfen. Bevor ich aber Klarheit darüber gewinne, kommt schon der Wiener an mein Bett. „Er wollte sich nicht amputieren lassen", berichtete er. „Weiß der Teufel, ob sie seine Ohnmacht jetzt nicht ausnützen ..."

„So, er wollte sich nicht amputieren lassen?" frage ich heiser.

„Nein, er will lieber tot sein. Was soll er auch in einer Wildnis, wo alles reitet, ohne Bein? Ein paar hat er schon niedergeschlagen, als sie einmal versuchten, ihn hinterrücks mit einer Maske zu überfallen ..."

Ich grüble. Vielleicht ist dies seltsame Klistier eine neue Art von Betäubung für jene, die sich weigern? Nun, er wird bald zurückkommen. Dann werde ich es wissen. Und mir auch kein Klistier mehr geben lassen dürfen, wenn ich nicht ...

Ja, wenn ich nicht! grüble ich weiter. Aber sollte ich nicht doch? Ich schlage meine Bettdecke auf. Es wird nicht besser, ich schwimme schon wieder in grünem Brei. Der Eiter frißt mich auf, es riecht nach Verwesung! sage ich laut. Ein krankhaft gesteigertes Reinlichkeitsbedürfnis regt sich, um mich zu unterstützen. Alles ist dann wieder sauber und trocken! sage ich vor mich hin, berausche mich an diesen Worten. Sauber und trocken ... Es gibt keinen Geruch, kein mörderisches Fieber, kein Brechen mehr aus Ekel vor dem eigenen Leib ...

Und: Ich komme sofort nach Hause!

Aber ... Vor meinen Augen tauchen Pferde auf. Sie wären in dem Augenblick für mich ausgelöscht. Nie mehr könnte ich in einen Sattel steigen, nie mehr ein warmes Leben zwischen meinen

Schenkeln fühlen. Aber ich habe nichts, was mir mehr wert wäre – ich bin ja so jung, daß ich noch nichts anderes habe!

Vor meine Augen treten Felder und Wälder – ich wanderte gern: Ich liebe die Natur! Aber ich werde mich zu keiner Blume, zu keiner Eidechse mehr bücken können – mit Krücken oder vom Rollstuhl aus ist unsere Erde nicht mehr wahrhaft zu erfassen! Vor meine Augen treten auch Sportplätze, Turngeräte, Tennisquadrate – nein, alles das würde nicht mehr da sein, für mich nicht mehr da sein...

Aber, sage ich plötzlich, wenn du es nicht tust – was dann? Dann wird alles ein Ende haben, dann wirst du irgendwo in fremdem Land verfaulen! Dann wird dir nicht einmal das bleiben, das dir jetzt so schal, so wenig dünkt! Nein, es ist nicht wenig, es ist nicht schal, es ist noch genug, übergenug... Behalte ich nicht meine Augen, behalte ich nicht meine Ohren? Vielleicht ist das alles unwichtig im Leben, was mir jetzt und hier als Wichtigstes erscheint? Ich bin ja noch so jung – was weiß ich?

Vor kurzem habe ich noch geglaubt, daß Logarithmen und Kubikwurzeln das Wichtigste für das Leben seien – unser Professor sagte es uns, mußten wir es nicht glauben? Dann habe ich gesehen, daß sie unnötig, unbrauchbar sind – habe ich gelernt, daß Schießen und Stechen viel wichtiger und notwendiger sind, um sich am Leben zu erhalten! Hier enden meine Erkenntnisse, hier endet mein Wissen vom Leben... Aber vielleicht kommt auch einmal ein Tag, an dem ich diese zweite Erkenntnis belächle – wie heute die erste?

Ich bin jung. Ich weiß nichts vom Leben. Ich fühle nur, daß es noch einen andern Inhalt geben muß als jenen, den ich bis jetzt kennenlernte. Daß Logarithmen und Integralrechnungen und Schießen und Morden nicht alles sein kann. Nein, viel größere und herrlichere Dinge warten auf mich, ohne Zweifel – wie könnte der Mensch das Leben sonst so glühend lieben? Und sehe ich nicht täglich, daß alles mit unfaßbarer Zähigkeit an ihm hängt, daß es fast niemand freiwillig hergibt, daß es fast alle erst nach fürchterlichem Kampf aus den Händen lassen?

Nein, ich habe noch nichts von dem verspürt, was wahrhaft schön an ihm ist. Ich habe seine Geheimnisse noch nicht begriffen. Ich habe seinen Sinn noch nicht erfaßt. Ich habe seine süßesten Gaben noch nicht gekostet. Ich ...

Ich habe noch keine Frauen gehabt ...

Nach zwei Stunden bringt man den Bosniaken zurück. Er liegt kalkweiß auf der Bahre, und alle verfolgen gespannt, was er wohl tun wird. Bis zum Abend schläft er unnatürlich schwer, dann wird er allmählich unruhig, schlägt die Augen auf, bricht zitternd vor sich hin.

Eine Weile liegt er schweratmend. Dann aber spannt sich seine adlerscharfe Nase, gräbt sich ein lähmendes Erschrecken in sein Gesicht. Ich sehe deutlich, daß er seine Hand gleich einem Dieb, der etwas greifen will, unter die Decke hinabführt – langsam, langsam. Im nächsten Augenblick stößt er einen fremden, gurgelnden Laut aus, zerrt mit der Hand wie rasend an einem unsichtbaren Widerstand.

„Schwester! Schwester!" schreie ich auf.

Als endlich eine Schwester heranstürzt, röchelt er schon. Man schlägt die Decke zurück, kommt mit Verbänden gelaufen ... Er liegt, am rechten Oberschenkel amputiert, mit offener Wunde in einer schillernden Lache und verfällt rasch. Der Verband hängt so verkrampft in seinen Händen, daß man den durchbluteten Gazeklumpen nicht mehr aus seinen Fingern lösen kann.

„Das also kann ich immer noch tun, wenn ..." geht es durch meinen Kopf. „Daran kann mich niemand hindern ..."

Am nächsten Nachmittag kommt Pod bereits. Er ist die Treppe tatsächlich nach Hundeart, auf allen vieren, heraufgekrochen und flucht, weil er es nicht auf zweien fertigbrachte. „Wozu schleppt man einen Zweizentnerkörper durch die Welt",

sagt er grimmig, „wenn er einem nicht einmal so viel Kraft gibt, um als anständiger Christenmensch auf Besuch gehen zu können?"

Dann sieht er mich prüfend an, fährt mit der Hand unauffällig auf der Decke an meinem rechten Bein entlang. „Noch alles vorhanden, was?" fragt er aufatmend.

„Ja, Pod", sage ich. „Aber nicht lange mehr ..."

„So ..."

„Mir sagt man es nicht, aber ich habe den Arzt gehört ..."

„Na, und? Willst du es tun?"

„Ich meine nicht, Pod. Was meinst du?"

„Ich meine schon. Wir meinen es übrigens alle, selbst Schnarrenberg. Was hängt auch schließlich – "

„Ihr meint also, daß ich sonst hinübergehen würde, deutsch gesprochen?"

Pod windet sich. „Hm", sagt er finster, „das weiß ich nicht. Das kann übrigens niemand wissen. Aber wenn es nicht besser wird, bläst es dich eines Tages um, das meine ich. Du siehst nämlich schon verdammt ausgespien aus – hat hier niemand einen Spiegel?"

„So ...?" sage ich leise.

„Ich bringe nächstens einen mit!" Sein gutes Gesicht sieht zerquält aus. „Kurz und gut", fährt er fort, „ich meine also, daß du ‚ja' sagen solltest. Man schickt die Amputierten gleich nach Hause, hörte ich. Das ist auch was wert. Was sollst du hier? Wer weiß, was uns noch bevorsteht? Im übrigen brauchst du nie wieder in einen Krieg, das ist noch besser – verflucht nochmal ..."

„Ja, Pod", sage ich, „das schon, aber ..."

„Es gibt heutzutage wunderhübsche Kunstbeine", fällt er ein. „Eine förmliche Industrie, sage ich dir!" Er erklärt sie mir ausführlich, vergißt in seinem Eifer alle Grenzen. „Ich las einmal einen Aufsatz von einem Militärarzt darüber. Zum Schluß schrieb er, daß die neuesten Kunstbeine so gut seien wie die natürlichen ..."

Ich muß trotz allem lachen. „Ja, Pod, das ist alles recht – aber die Operation kann auch mißlingen ...“

„Mißlingen?“ fragt Pod erstaunt. Man sieht ihm deutlich an, daß er daran nie gedacht hat.

„Ich bin schon sehr schwach. Ich halte es vielleicht überhaupt nicht aus. Und dann ... Es sind viele hier, denen man ursprünglich nur einen Fuß abnehmen brauchte. Aber es mißlang, eiterte weiter ... Man ging ans Knie, und als auch das mißlang, an den Oberschenkel – der Tiroler dort hatte sich im Grunde nur die Zehen erfroren, in den Karpathen. Und heute? Wenn es mir nun auch so ginge? Bei mir geht es von vornherein nur einmal, weiter kann man dann nicht mehr ...“

„Verfluchte Schweinerei!“ murmelt Pod. Er ist am Ende, er weiß nicht weiter.

Nach einer Weile bricht er auf. „Ich muß jetzt fort, es gibt sonst Krach mit meinem Sanitäter. Aber was mir gerade einfällt ...“ fährt er erleichtert fort, „du könntest es doch wagen, viel eher als wir alle!“

„Wieso, Pod?“

„Weil sie sich bei dir sicher Mühe geben, besonders gut aufpassen werden! Ich denke an die zierliche Schwester, weißt du...“

„Ach, Pod ...“

„Was ich dir sage! Nun schlaf gut ... Wenn's geht, komme ich morgen wieder ...“ Er stützt sich vorsichtig an den Betten hinaus, blickt von der Tür noch einmal zurück, schließt sie auffällig bedachtsam.

In meine Kehle steigt ein heißes Knäuel. Jetzt läßt er sich auf die Knie nieder! denke ich hilflos.

Das Essen kommt und geht vorüber, und der Tiroler beginnt in alter Weise mit dem Holzhackerlied. In das Bett des Bosniaken hat man einen Mann gelegt, dem beide Hoden zerschossen sind. Er macht ein Gesicht, als ob er die Welt nicht mehr begriffe.

Meine Gedanken beginnen sich auf einen kleinen Kreis zu kon-

zentrieren. Ich bin zu schwach, um von einem offenen Durst nach Frauen gequält zu werden, ich habe zu wenig Überschuß in mir, um ein Verlangen nach ihrem Körperlichen zu empfinden – nein, das ist es nicht. Aber meine Seele ist noch stark genug, um eine Sehnsucht nach ihrer Geistigkeit gebären zu können, eine Sehnsucht nach dem Weiblichen an sich, dem meiner jungen Männlichkeit entgegengesetzten Pol. Sie ist unbestimmbar, diese Sehnsucht, sie ist mit Worten nicht zu bezeichnen, einfach vorhanden ist sie, weiter nichts.

Nein, sage ich ohne Worte, ich will nicht sterben, denn ich habe noch nicht gelebt! Das helle, rote Stückchen Leben, von dem in Büchern und Gedichten steht, habe ich noch nicht kennengelernt. Es muß unsagbar schön sein, dieses Stück, aber es muß am schönsten sein, sich seinem Geheimnis zum erstenmal hinzugeben! Alles, alles in ihm zu vergessen, was in den letzten Wochen auf mich fiel und mich das Leben fast mit dem Kriege verwechseln ließ . . .

Konnte es mir anders erscheinen? Mußte es mir nicht nach diesen Monaten voll Blut und Schmutz und Mord als Märchen erscheinen – als die andere, lichte Seite unseres Daseins, nachdem ich bis jetzt nur seine Schatten gesehen hatte?

Nein, denke ich weiter, was ist ein Pferd, was ist ein Feld, was ist ein Tennisplatz im Grunde? Und: Was ist es gegen das? Das Schönste bleibt mir jedenfalls . . . Und ich sehe im Halbtraum ein Mädchen vor mir, das mich das alles vergessen macht: Ihre Hände wissen nichts von Blut, ihre Augen nichts von Leichen, ihre Lippen nichts von Fieberschreien. Das lichte Leben verkörpert sich für mich in ihr, das wahre, herrliche . . .

Und ich mache nicht einmal halt, als sich mir im Fortspinnen dieser Phantasien der Gedanke aufdrängt, sie schlichtweg als Göttlichkeit, als Gottes Vertreter auf dieser Erde aufzupassen und anzuerkennen – im Gegensatz zu all der Irdischkeit, in der ich jetzt voll Schmutz und Eiter liege.

Es wird Nacht. Ich schlafe nicht. Eine lodernde Sehnsucht hat mich gepackt – die Sehnsucht nach dem Leben und dem, was es für meine unberührte Jugend in erster Linie bedeutet. Ich fühle unbestimmt, daß ich mich durch diese Gedankengänge entschieden habe, daß sie mich vielleicht vom Tode retteten.

„Nun?" höre ich plötzlich jemand fragen.

Ich fahre auf. „Sie . . .?" frage ich glücklich.

„Ja . . . Ich wollte nur einmal fragen, ob Sie sich schon klar geworden sind?"

Ich sehe sie mit brennenden Augen an. Ihr weißer Mantel zieht sich straff über ihre Brust. Ihre Knie runden sich in ovalen Bögen durch ihren Rock. Ihre Hände sehen aus, als hätten sie das Paradies zu verschenken. Alles, was ich ergrübelt, was mein junges Leben und meine Sehnsucht will, sitzt plötzlich wie ein Zeichen Gottes, in ihrem Körper zur Gestalt geworden, greifbar vor mir.

„Ja!" sage ich fest. „In drei Tagen, Schwester."

Ich habe wieder eine schwere Nacht hinter mir – als ob sie immer schwerer würden, ist es mir. Kommt es daher, weil sich zu den alten inzwischen neue Träume gesellt haben – grauenhafte Phantasien von abgeschnittenen Beinen und gliedlosen Rümpfen, die in Kästen fahren?

Ich biege mich zusammen und fahre langsam, jede Linie auskostend, mit der Hand an meinem rechten Bein entlang. Ich umfasse sein Knie, seine runde, bewegliche Scheibe, das Schienbein, das Fußgelenk, die Zehen – alles, was im Grunde so kerngesund ist, daß es einen jammern muß, es einfach auf den Mist zu werfen.

Ich erinnere mich mit schmerzhafter Klarheit mancher Dinge, die dieses Bein mit besonderem Vorzug besorgte. War es nicht der blitzhafte Keil, der unsern Fußball vorwärtstrieb, nicht der beschwingte Stab, der sich beim In-den-Sattel-Steigen über den

Pferderücken schwang? Knie, Schiene, Knöchel, Zehen, alles ist heil wie einst – nur, weil ein spitzer Bleikern seinen oberen Muskel durchlöcherte, muß ich es opfern?

Ich beginne gerade wieder schwankend zu werden, meinen Entschluß von neuem hin und her zu drehen, als die Tür aufgestoßen wird und der große Pod gleich einem Retter in der Not mit dem Gefolge des kleinen Blank hereinmarschiert.

„Nun, mein Junge", sagt er, „hier hast du einen Spiegel! Es ist zwar nur eine Scherbe, aber sie trügt nicht..."

Ich halte sie vor mein Gesicht und sehe furchtsam hinein. Ich habe mich zum letztenmal an der Front im Spiegel gesehen und fahre zusammen. Oh, Pod hat nicht übertrieben! Ein kleiner Totenkopf blickt mir aus der Scherbe entgegen. Seine Haut liegt wie dünnes, gelbliches Pergament auf den Knochen, seine Lippen sind bläulich, dünn und fleischlos, überall aufgesprungen, seine Wangen beulen sich nach innen wie tiefe Gruben. Allein meine Augen leben noch – sie sind dreimal so groß als sonst und haben einen kranken und heißen Glanz.

„Es ist leider kein Schneewittchenspiegel!" sagt Pod mürrisch.

„Ich habe mich übrigens entschlossen", sage ich langsam. „Auch ohne den Spiegel, Pod."

„Gut, mein Sohn. Wann?"

„Übermorgen..."

Der kleine Blank sieht mich mit seinen Mädchenaugen bewundernd an. „Sie kommen dann nach Hause, Fähnrich!" sagt er mit einem Ton, als ob er gerne mit mir tauschen würde.

Vorm Tee ruft jemand vom Fenster. „Seht, seht nur..." Alles, was laufen kann, stürzt an die Fensterbänke. „Es ist wie vor drei Monaten!" ruft uns der Wiener zu. „Ein neuer Deutschenpogrom – damals haben sie acht Kaufleute ersäuft!"

Wir sehen aufgeregt hinaus. Auf der Uferstraße rennen elf Menschen einher, ihnen auf den Fersen Hunderte von Händlern und Arbeitern. Sie treiben die Flüchtenden von allen Seiten auf

die Moskwa zu, es bleibt ihnen nichts übrig, als hineinzusprin-
gen, das Leben durch Hinüberschwimmen zu retten.

Wir sehen das Wasser aufspritzen, ein wenig später ihre Köpfe wie-
der auftauchen – alle elf sind hineingesprungen. „Jetzt ist es genug,
beim Himmel!" flüstert der kleine Blank. Nein, beim Teufel, es ist
nicht genug. Ein halbes Dutzend der Pogromleute spingt in leere
Kähne, treibt sie mit raschen Schlägen den Schwimmenden nach.

„Mein Gott, sie werden doch nicht ...?" flüstert der kleine
Blank mit steifen Lippen.

„Sie werden, diese Bestien ..." murmelt Pod.

Er hat recht, er kennt sie besser. Einen nach dem andern drücken
sie am Nacken in das Wasser zurück, fünf-, sechsmal, bis niemand
mehr auftaucht – wie junge Hunde ersäuft man sie. „Aber dort
ist einer ans Ufer gelangt!" ruft Blank.

„Er wäre besser ertrunken!" sagt Pod. „Man hat mir erzählt,
wie sie es mit den letzten gemacht haben ..."

Es ist weit bis zum andern Ufer. Trotzdem sehen wir die Boote
landen, die Insassen den Flüchtenden einholen, auf freiem Feld
umzingeln. Alle bücken sich, zehn, hundertmal, in rascher Folge,
immer wieder ... Der Deutsche fällt auf die Knie, hebt lange
flehend seine Hände, schlägt endlich kraftlos aufs Gesicht.

„Sie haben ihn gesteinigt!" sagt Pod hart.

Im Saal herrscht Aufruhr. Sind es nicht Deutsche, sind es
nicht unsere Waffenbrüder? Kein Sanitäter läßt sich sehen, keine
Schwester. Alles sieht diesem Schauspiel scheinbar ruhig zu.

„Und das duldet die Polizei?" fragt Blank leise. „So wie sich
ein paar harmlose Bauern zusammenstellen, um sich zu unter-
halten, schlagen die Kosaken mit ihren Knuten drein, diese ‚ver-
botenen Zusammenrottungen' zu zerstreuen? Und hier ...?"

„Das kommt alles vom Krieg!" ruft jemand gehässig.

„Aber diese Russen sind doch so fromm, so gutmütig?" fragt
Blank fassungslos. Er ist Katholik.

„Laß dir einmal eine zaristische Zeitung vorlesen!" sagt Pod.
„Dann weißt du, was sie zu solchen Sachen führt ..."

Der kleine Blank steht auf. Sein Jungensgesicht ist weiß, seine dünnen Beine zittern. „Ich muß ins Bett", sagt er. „Ich kann mich kaum mehr auf den Füßen halten . . ."

An der Tür bleibt er noch einmal stehen. „Und in diesem Land sollen wir leben?" setzt er hinzu. „Vielleicht noch Monate? Und als Gefangene? Fähnrich, ich gäbe gern mein Bein, wenn ich damit aus dieser Hölle könnte . . ."

Am Vortag meiner Amputation steht auf meinem Nachtkasten eine Konservendose mit Pfirsichen und eine Schachtel Zigaretten mit Zündhölzern. Ich habe keine Ahnung, wer es mir gebracht haben könnte, ziehe es mit schwachen Händen ins Bett und nehme eine Zigarette heraus. Ich habe seit Wochen keine mehr geraucht, mein Gott, wie gut das tut . . .

Als ich um mich blicke, sehe ich, daß der Holzfäller meinem Rauch mit sehnsüchtigen Augen folgt. „Weißt du, wer das gebracht hat?" rufe ich und werfe ihm eine Zigarette hinüber.

„Ja", sagt er eifrig, „mein Leutnant! Er hat mir auch die Mundharmonika geschenkt . . ."

Jetzt erinnere ich mich, an seinem Bett zuweilen einen jungen österreichischen Offizier in einem roten Lazarettmantel gesehen zu haben. Er hatte einen dunkeln Musikantenkopf und zog das linke Bein nach.

„Ist das dein Leutnant?" frage ich.

„Ja", sagt der Holzknecht. „Ich kannte ihn nicht, aber er ist von meinem Regiment, darum kommt er immer . . ."

Das verstehe ich. Was ihn aber dazu führt, sich um mich zu kümmern, nein, das verstehe ich nicht. Trotzdem gibt mir seine kleine Tat ein ebenso großes Glücksgefühl wie die schönste Tat meines Pod oder Brünn. Pod und Brünn sind Regimentskameraden, zwischen ihnen bin ich als kleiner Junker aufgewachsen, das ist es, außerdem kennen sie mich von der Front her, das ist es auch. Dieser aber, der mich vorher nie gesehen, niemals mit mir gesprochen hat . . .

Gewiß, auch das Wesen Pod und Brünns läßt einen nicht am Menschen verzweifeln – und ich wäre verzweifelt, wenn ich diese einfachen Dragoner nicht um mich gehabt hätte! Diese kleine Tat aber, dazu in einem Augenblick, in dem ich niemanden von meinen Kameraden um mich habe, beglückt mich in einer Weise, wie mich im Leben vielleicht nichts wieder beglücken kann.

Die Zigarette macht mich fast schwindelig. Oder ist es nur die Freude? Ich falle wiederum ins Grübeln. Wie ist es möglich, daß diese Menschen vor kurzem noch erbarmungslos gemordet haben? Ich habe es selbst getan, gewiß – ob ich es nach dem täglichen Umgang mit diesen Krüppeln aber noch einmal könnte ...?

Nein, ich verstehe mich manchmal nicht mehr. Aber ist es nicht auch furchtbar schwer, sich klarzumachen, daß diese ganzen jammervollen Krüppelhaufen nicht durch furchtbare Unglücksfälle hervorgerufen, nicht Opfer der Arbeit, des Lebens sind, die niemand gewollt hat? Ist es nicht eigentlich unglaublich, daß dies alles Menschen gewollt und gemacht haben, daß diesen hilflosen Rumpf in dem Kasten mit Rädern keine hirnlose Maschine zerstampft, sondern ein denkender Mensch mit eigener Hand zu dem gemacht hat, was noch von ihm übrig ist?

Ich bin entnervt, das ist es. An der Front würde ich anders gedacht haben! Hier aber ...

Ich muß an Schnarrenberg denken, meinen tapferen Wachtmeister. Ob er wohl noch der alte ist oder ob er auch schon ...? Wir haben alle nur unsere Pflicht getan, hatten auch keine Zeit für solche Dinge, solange wir an der Front waren – es wäre auch verrückt gewesen, dort an solche Sachen zu denken, weil wir uns wehren mußten, in unserem Rücken unsere Heimat lag. Hier aber, auf dem Hinterhof des Krieges ... Dabei ist unser Lazarett, die Grudetzkikaserne, noch eins der besten aller russischen Lazarette, das Schauobjekt für russische Großfürsten, das Paradelazarett für neutrale Kommissionen! Viele tausend andere gibt es in diesem ungeheuren Reich, in die niemals jemand einen Fuß setzt – wie mag es in ihnen aussehen?

An diesem Punkt kann ich nicht weiter. An diesem Punkt möchte man am liebsten schreien. Was ist in solchen Augenblicken eine Schachtel Zigaretten und eine Konservenbüchse, von unbekannten Händen einem Unbekannten ungesehen aufs Bett gelegt – aus keinem andern Grund, als weil man diesen leiden gesehen hat? Ein Symbol ist sie in solchen Stunden, eine Verheißung, unbeirrt zu glauben, an die Menschheit zu glauben – trotz allem ...

Gegen Abend macht sich im Saal Unruhe bemerkbar. Ein Gerücht von neuen Transporten geht um, außerdem verlautet etwas von einem Befehl, nach dem ab morgen alle Kriegsgefangenen von eigenen Ärzten behandelt werden sollen, weil die russischen Ärzte infolge der Neutransporte kaum für die eigenen Verwundeten mehr ausreichen.

Am Tage meiner Amputation? durchschießt es mich. „Dann werde ich von einem deutschen Arzt amputiert ... Dann hat es keine Gefahr mehr für mich ... Dann komme ich sicherlich durch ..."

Ich erkundige mich überall. Hoffentlich ist es keine Latrine, wie jene hundert Wunschgerüchte, mit denen wir täglich überschwemmt werden, die aber sämtlich Phantasien sind, auf den Aborten ausgebrütet. Nein, diesmal scheint es Wahrheit ... Ach, es wäre nur die vernünftigste Wahrheit der Welt! Gibt es etwas bürokratisch Verrückteres, als daß die kriegsgefangenen Ärzte, wenn man sie schon gefangen hält, nicht einmal ihren eigenen Kameraden helfen dürfen? Und gibt es etwas Natürlicheres, als diese kriegsgefangenen Ärzte, statt sie zusammengepfercht in Gefangenenlagern verkommen zu lassen – von dem Befehl ohnmächtig gemacht, daß sie schwer bestraft würden, falls sie einem Kameraden ärztliche Hilfe zuteil werden ließen – ruhig ihrer Arbeit und ihrem Beruf an ihren Landsleuten nachgehen zu lassen ...?

Nach dem Abendessen, es gibt wie immer schwarze Kascha, ein grobes Graupengericht, das keiner unserer geschwächten Mägen verträgt, sehe ich, daß sich zum erstenmal, seitdem er im Saal liegt, der Mann mit dem Hodenschuß aus dem Bett erhebt. Er kommt geradeswegs breitbeinig auf mich zu und sieht mich an, als habe man ihn aus einem fürchterlichen Traum erweckt.

„Du, sag mal", hebt er an, „du bist doch ein Gebildeter und mußt das eigentlich wissen – geht das ohne?"

„Was meinst du, Kamerad?" frage ich verwirrt.

„Man hat mir nämlich" – er öffnet seine Unterhose, macht eine kurze, schneidende Bewegung – „nichts mehr, nicht wahr?"

Soll ich ihm die Wahrheit sagen? Ich kann es nicht. „Doch", sage ich, „ich glaube schon, wenn auch ... Nur keine Kinder, glaube ich ..."

„So ..." sagt er heiser, „nur keine Kinder ..." Er schweigt eine Weile, atmet ein paarmal, zieht ein Bild aus dem Hemd, hält es mir vor die Augen. Ein breites, gutes Mädchen ist darauf – eine richtige Gebärmaschine, würde Brünn sagen.

„Meine Frau", sagt er kurz. „Wir konnten uns noch keine Kinder leisten, das Geld reichte noch nicht dazu. Aber sie will mal sechs haben, sechs mindestens. Ohne Kinder sei das Leben nichts, sagte sie immer ..."

Und geht wieder in sein Bett und streckt sich aus und spricht mit niemand mehr, bis man ihn nach Sibirien schickt.

Als man mich am nächsten Morgen ins Verbandzimmer trägt, steht tatsächlich ein österreichischer Regimentsarzt am Tisch, ein graumelierter, seriöser Herr. „Jetzt kommt unser Jüngster!" sagt die zierliche Schwester und lächelt mir ermutigend zu.

Er wendet sich um und sieht mich eine Weile schweigend an. „Nun, was ist mit Ihnen?" fragt er dann.

„Ich soll amputiert werden", sage ich matt.

„Amputiert? Unsinn!" fährt er auf.

Ich mache große Augen, er öffnet den Verband, zieht die Drainröhre heraus, führt ein Instrument in den Schußkanal, schüttelt mißbilligend den Kopf. „Unerhört!" murmelt er vor sich hin. „Womit hat man Sie in letzter Zeit behandelt?"

„Mit Jod, Herr Stabsarzt."

Ich sehe ihm an, daß er ein scharfes Wort nicht verbissen hätte, wenn die russische Schwester nicht daneben gestanden wäre. „Eine Amputation kommt einstweilen nicht in Frage", sagt er kurz.

Meine Wunden werden sorgfältig gereinigt, mit nassen Kompressen belegt, nichts weiter. Alles ist halb so schmerzhaft wie bei den früheren Ärzten. Ich bin durch den plötzlichen Umschwung derart erregt, daß ich in ungezügeltem Impuls nach seinen Händen greife. „Schon gut, schon gut", sagt er barsch, aber über sein Gesicht geht ein Lächeln. „Der nächste, bitte ..."

Ich liege im Bett, als ob man mir gesagt hätte, daß Frieden sei. Ich streichle mein Bein und singe vor mich hin. Ist es möglich, Gott? Ist es auch keine Fieberphantasie? Ich kneife in mein gerettetes Bein, reibe mir die Augen, befühle meine Stirn. Nein, ich bin klar, es ist ja auch Morgen. Und alles, alles ist Wahrheit ...

Nachmittags kommt Pod. „Ich werde nicht amputiert, Pod!" rufe ich ihm entgegen.

Pod starrt mich an. „Was? Ich dachte, heute?"

„Der österreichische Arzt ... Unsinn! sagte er, denke dir!"

„Siehst du?" sagt er grimmig. „Sind es nicht Schweine, diese verdammten Feldschers?"

„Nein, Pod! Unser Arzt mit den Glasaugen war ein guter Mensch!"

„Pfeif drauf! Was habe ich von seiner Güte, wenn sie mir ein Gehholz kostet? Mein Gott", fährt er fort, „das hätte ich früher wissen sollen! Hab mich fast nicht heraufgetraut! Jetzt ist's geschehen, dachte ich immer ..."

„Paß auf", sage ich fröhlich, „jetzt werde ich noch mit dir zusammen gesund! Beeil dich nur nicht ..."

Er lacht. „Ich werd mich hüten! So schön bekommen wir es in Sibirien nicht, fürchte ich fast ..." Er greift in die Tasche seines Lazarettmantels, zieht zwei Stücke Zucker heraus. „Das schickt dir Schnarrenberg", sagt er kurz. „Er glaubte auch, daß heute ... Nun, genug davon!"

„Willst du eine Zigarette, Pod?" frage ich.

„Mensch!" ruft er aus. „Woher dieser Reichtum? Natürlich will ich ..."

„Ein österreichischer Leutnant hat sie mir gebracht, während ich schlief!"

„Gemüt haben diese Kerle, das muß man ihnen lassen!" sagt Pod gönnerhaft.

Wir qualmen mächtig. „Was ist eigentlich mit dem Mann mit dem Lungenschuß?" frage ich plötzlich.

Pod schüttelt den Kopf. „Ach", sagt er dann, „das ist nur eine Leiche auf Urlaub ..."

Endlich steht er auf. „Gehen wir wieder in unsere Kemenate", sagt er beruhigt. „Übrigens brauche ich nicht mehr auf allen vieren kriechen", setzt er stolz hinzu.

Ich zwinge ihm ein paar Zigaretten in die Hand. „Gib Brünn und Schnarrenberg auch eine, Pod!"

„Klar!" sagt er kurz. „Schau nur, daß du bald wieder hinunterkommst!"

Am gleichen Abend kommt der österreichische Leutnant, geht zum Holzknecht, setzt sich auf sein Bett. Ich warte eine Weile, rufe dann: „Herr Leutnant, bitte ..."

Er kommt sofort. „Nun", sagt er lächelnd, „es scheint Ihnen heute besser zu gehen?"

„Herr Leutnant, ich möchte –"

„Sie sehen fast fröhlich aus!" unterbricht er mich. „Vor ein paar Tagen fürchtete ich ernstlich um Sie ..."

„Ja, und da haben Sie –"

„Unser Arzt ist tüchtig, nicht wahr?" unterbricht er mich von neuem. „Es ist ein berühmter Wiener Professor. Ich habe mit ihm über Sie gesprochen."

Ich gebe es auf, meinen Dank anzubringen – er sieht auch nicht aus, wie Leutnants im allgemeinen aussehen, hat einen markanten Künstlerkopf mit zwei prachtvollen Feueraugen. „Und was sagte er?" frage ich gespannt.

„Es sei eine maßlose Schweinerei. Ihre Wunde habe lediglich durch falsche Behandlung diesen gefährlichen Umfang angenommen. Er hofft die Eiterung in drei, vier Tagen beseitigt zu haben. Es wird für Ihren zarten Körper auch höchste Zeit..."

Ich schweige, atme heftig. „Demnach würde ich also ganz gesund werden?" frage ich leise.

„Wenn nichts dazwischenkommt, sicherlich..."

„Dann", fahre ich fort, „dann hat also mindestens die Hälfte dieser Armen ihre Glieder ohne zwingende Notwendigkeit verloren?"

„Zweifellos!" sagt er fest. „Mehr als die Hälfte – zwei Drittel nach ärztlichem Urteil."

Ich schweige wieder. „Sagen Sie, Herr Leutnant –"

„Brehm heiße ich übrigens", fällt er ein.

„– Herr Leutnant Brehm: Warum durften unsere kriegsgefangenen Ärzte uns nicht selbst behandeln?"

„Das weiß niemand recht", sagt er gedämpft. „Aber man nimmt an, weil es dann im Verhältnis zu den Russen zu wenig Krüppel bei uns geben würde. Und zu wenig Tote..."

Drei Tage später wurde ich hinuntergetragen. Pod und Brünn präsentieren in ihren Betten, als ich wieder einziehe. „Es lebe Österreich!" ruft Pod. Sein gutes Gesicht strahlt wie ein Mond, selbst Schnarrenbergs harte Züge verziehen sich. „Noch immer nichts vom Frieden in den Zeitungen?" begrüßt er mich. „Daß

Sie wieder herunterkommen?" sagt der Mann mit dem Lungenschuß. Es klingt fast, als ärgere er sich darüber.

Die zierliche Schwester hat mein altes Bett frei machen lassen. Es ist eine Gräfin Urussoff, Lida mit Vornamen, erfuhr ich durch Leutnant Brehm. Jetzt verstehe ich die hübschen Schühchen, die seidenen Strümpfe, die gepflegten Hände – und die geringen Kenntnisse. Alle Schwestern dieses Lazaretts sind Damen der Gesellschaft, viele von ihnen Aristokratinnen. Die große Schwarze, die so kurz angebunden und energisch ist, soll sogar eine Deutschbaltin und nur darum so lieblos mit uns sein, weil man sie sonst geheimer Sympathien und damit bald des Landesverrats beschuldigen würde. Sei es, wie es sei: Mein Bett ist sauber und frisch überzogen, auf dem Nachtkasten stehen sogar ein paar Stiefmütterchen. In meiner leeren Konservenbüchse stehen sie.

Um uns hat fast alles gewechselt. Die vier Dragoner aus unserm Schwesterregiment sind fort, zwei kamen nach Sibirien, zwei sind tot, berichtet Pod. Der kleine Blank ist in unsern Saal gekommen, auch das hat er durch die zierliche Schwester erreicht. Von den andern in der Nähe ist lediglich der Mann mit dem Lungenschuß ein alter. Er erzählt mir bereits nach einigen Minuten, daß er nun bald gesund sei.

Meine Wunden machen rasche Fortschritte. Ich kann die Decke schon ohne Grauen heben, kein beißender Verwesungsgeruch schlägt mehr in mein Gesicht. Die Zacken meiner Fieberkurve werden täglich kürzer, die Nächte beginnen traumlos zu werden. Die Wunde am linken Bein, über dem Knie, hat sich bereits geschlossen, der Wundrand am Oberschenkel, am rechten Bein, fängt zu jucken und damit zu heilen an.

Von großem Einfluß auf meine rasche Besserung ist auch meine neue, alte Umwelt. Außerdem hat das furchtbare Brüllen zur Verbandzeit um die Hälfte nachgelassen, seitdem auch hier gefangene Ärzte ordinieren. Und wenn die Verletzungen hier auch im allgemeinen nicht leichter sind, fallen sie doch weniger in die

Augen, sieht man sie nicht so unverhüllt im ersten Blick wie im Saal der Amputierten. Gewiß, wenn man beobachtet, wenn man näher hinsieht ...

Einer liegt schon seit Wochen mit einem Bein auf der Decke. Er liegt auf Wassersäcken, Rücken und Gesäß haben längst keine Haut mehr – jeder Atemzug muß ihm rasende Schmerzen verursachen, denn er wimmert unablässig. Ein anderer mit einem Blasenschuß hat ein langes Rohr unter seiner Decke heraushängen, durch das es schwarz und blutversetzt in eine Schale tröpfelt. Ein dritter hat einen Magenschuß, er kann nichts zu sich nehmen, weil es sofort zum Schußkanal herausträte – wenn seine Wunde nicht vorher heilt, muß er langsam verhungern.

Einem hat ein Granatsplitter das Fleisch von den Nieren gerissen. Er muß vielleicht monatelang auf dem Bauch leben, seine Nieren liegen offen da und nässen ihre Stoffe fressend in seine Muskeln. Zwei liegen mit zerschossenen Augen in unserm Saal, drei mit fürchterlichen Bauchwunden, zwei mit Mastdarmschüssen, die nie heilen können, weil die Ärzte nicht über die Mittel verfügen, ihre dauernde Verunreinigung zu verhindern. Einem fehlt der ganze Unterkiefer, er wird sein Leben lang durch Röhren ernährt werden müssen ...

„Schnarrenberg", frage ich plötzlich, „würden Sie noch einmal schießen können?"

Er fährt betroffen auf. Ich sehe deutlich, daß er mit sich kämpft, daß auch in ihm etwas Neues ringt, aus ihm hervor will – daß es aber zu jung, zu schwach ist.

„Natürlich", knurrt er böse, „Was denn sonst?"

Wiederum gehen unsere Tage in alter Weise hin: Verbinden, Essen, Schlafen. Trotzdem herrscht eine andere Stimmung bei uns – wir alten Insassen haben das Gefühl, das Schwerste hinter uns zu haben. Wir bekommen jetzt auch Medizinen, irgendwelche Kräftigungs- und Reinigungsmittel, ein und der andere

sogar etwas, was die Russen „Slabo" nennen, eine Art Diät, die zwar nur ein elender Brei ist, aber von den geschwächten Mägen doch besser aufgenommen wird als das nationale Volksfutter, die schwarze Kascha.

Hinzu kommt, daß wir in den stillen Nachmittagsstunden die ersten Gehversuche machen. Selbstverständlich machen wir sie nur, wenn niemand im Saal ist und ein Leichtverwundeter an der Tür Schmiere steht, um überraschend kommende Schwestern oder Sanitäter durch irgendwelche Fragen oder Wünsche so lange festzuhalten, bis wir unsere Betten wieder erreicht haben. Nein, wir wollen nicht früher nach Sibirien als nötig ist und wissen gut, daß wir erbarmungslos hinaus müssen, sobald uns ein mißgönniger Sanitäter einmal herumlaufen gesehen hat.

Als ich meinen ersten Gehversuch machen will, schiebt mir Pod zwei Krücken unter die Achseln. Ich muß wirklich wie ein Kind von neuem laufen lernen und wenn mich Pod und Blank nicht sorglich hielten, würde ich trotz meiner Krücken wie ein Betrunkener auf den Boden schlagen. Meine Beine sind völlig kraftlos geworden und die Arme nicht minder. Trotzdem üben wir alle – erstens, weil man nie weiß, wann man uns hinausjagt, zweitens aber auch, weil man so gut danach schläft.

Gott, denke ich, in der Heimat wird das alles sachgemäß begonnen und durchgeführt! Dort gibt es Zanderapparate, werden die erschlafften Muskeln elektrisiert, mit kräftigenden Salben einmassiert – hier gibt es nichts, nichts als zwei Krücken aus Bambusrohr, mit Wachstuch überzogen! Und müssen wir uns nicht selbst diese noch von Amputierten leihen oder stehlen? Ja, hier müssen wir im geheimen trachten, wieder auf unsere Füße zu kommen! Wie viele aber kommen nie wieder dazu, weil sich niemand ihrer dabei annimmt? Und wie viele, die nach kurzen Hilfeleistungen gehen würden wie einst, behalten für ihr Leben steife oder verkürzte Glieder, weil es nicht einmal das primitivste Instrument, die einfachsten Hilfsmittel dafür gibt!

Gewöhnlich ruft Pod nach den Gehversuchen zur Kinostunde. Alles, was in der Nähe wohnt, versammelt sich an seinem Fenster, um jenen hundert Menschen zuzusehen, die in dem warmen Wasser der Moskwa ohne Kleidung baden. Es sind zum größeren Teil ältere Männer und Frauen, aber es sind auch junge, hübsche Mädchen darunter.

„Ein Glas sollte man haben!" sagt Brünn, der große Erotiker. „Ein veritables Fernglas ..."

„Du kannst auch nie genug kriegen, Brünn!" verweist ihn Pod.

„Mensch, stell dir vor, wenn das bei uns Sitte wäre: ohne jeden Fetzen, ohne jedes Feigenblatt!"

„Dann hingst du den Elektriker an den Nagel und würdest Bademeister, was?" ruft ein Neuangekommener. Alles lacht brüllend.

In diesem Augenblick läßt ein dunkelhaariges Mädchen ihre Röcke herunter, bleibt eine Weile hellbeleuchtet in der Sommersonne stehen. Sie hat kraftvolle, unverdorbene Glieder und eine bräunliche Haut. Ihr Gesäß ist schwellende Üppigkeit.

„Donnerwetter!" sagt Brünn anerkennend. „Die ist gut bei Schick!"

„Ich mag vorn mehr", sagt Pod verträumt.

„Weil du nichts verstehst!" fährt Brünn auf. „Vorn darf ein Mädchen nur soviel haben, wie man mit einer Hand umspannen kann – mehr gibt's woanders ..."

Diesem Ausspruch folgt andächtiges Schweigen. Aller Augen sehen mit eigentümlichem Ausdruck dem jungen Mädchen zu, das langsam in das Wasser steigt, sich bückt, mit flacher Hand die Brust besprengt, langsam im Grün des Wassers untertaucht.

„Mensch, stell dir vor, wir hätten mal wieder so was Molliges in unseren kalten Junggesellenbetten!" ruft Brünn begeistert.

„Man merkt, daß du wieder zu Kräften kommst!" sagt Pod lächelnd.

„Man wird dich bald nach Sibirien schicken – zur Abkühlung!" setzt jemand höhnisch hinzu.

Unsere nachmittägliche Kinostunde verläuft mit Wort und Gegenwort meist allzuschnell. Alle machen mit, nur Schnarrenberg und Blank nicht.

Während aber Schnarrenberg im geheimen hinhorcht – sich an unseren Gesprächen zu beteiligen, wäre seiner Meinung nach bei seinem Range unmilitärisch – liegt der kleine Blank, das „Mädchen", mit rotem Kopf in seinem Bett. Man sieht ihm deutlich an, daß er sich krampfhaft bemüht, über unsere kräftigen und kräftigenden Dinge hinwegzuhören.

Die Nächte werden immer ruhiger, – wenn die zierliche Schwester kommt, findet sie mich schon in völliger Klarheit. Sie spricht fast nie mehr als ihr weiches, flüsterndes „spatsch" – eines Abends aber, wenige Tage nach meinem Wiedereinzug im Untersaal, setzt sie sich schweigend an mein Bett, sieht mich mit Augen an, in denen verhaltene Qual zu stehen scheint. Schämt sie sich vielleicht? geht es mir durch den Kopf. Wegen meiner Amputationsgeschichte? Und weil es jetzt, nachdem die russischen Ärzte uns nicht mehr behandeln, um die Hälfte stiller bei uns zugeht und alle Heilungen viel rascher vorwärtsschreiten?

„Was ist Ihnen, Schwester?" frage ich leise.

„Ich wollte Ihnen nur sagen . . ."

„Bitte, Schwester!"

„Ich wollte Ihnen nur sagen: Denken Sie nicht schlecht von unserem Lande, von unseren Menschen! Er ist nicht böse, der russische Mensch . . . Er ist nur faul – faul und verhetzt und gleichgültig! Wir sind in allem zurück, weit zurück, das ist es . . ."

Ich nehme einen Anlauf, ergreife ihre Hand, küsse sie zaghaft.

„Oh, Sie glauben nicht, wie schwer wir es haben!" bricht sie aus. „Alles ansehen müssen, nichts dagegen vermögen . . . Jede Freundlichkeit, jede Menschlichkeit wird hinterbracht, kann uns Sibirien oder unsere Güter kosten! Aber ich gebe nicht nach, ich arbeite Tag und Nacht, daß etwas weniger Schande über unser Land komme . . ."

Endlich, eines Morgens, naht uns trotz aller Gegenwünsche die gefürchtete Stunde. Alle Betten werden frisch bezogen, alle Fenster lange offengehalten, alle Flaschen und Nachtstühle auffällig gründlich gereinigt.

„Potemkin ist hier immer noch nicht ausgestorben!" ruft Pod herüber. „Du sollst sehen: heute kommt die Kommission!"

Er hat recht. Pod hat immer recht, er hat eine Nase für solche Sachen, eine richtige Jagdhundnase. Kurz nach dem Essen tritt das gefürchtete Ereignis ein. Ein Sanitäter stürmt herein, brüllt stierisch: Achtung! In der Tür erscheint eine ganze Suite: Ein Generalarzt, drei Unterärzte, ein Haufen Feldschers, ein paar Schwestern. Von unseren Ärzten ist nichts zu sehen.

Es geht von Bett zu Bett. „Aufstehen, aufstehen!" Die Sanitäter geben einem nach dem andern ein Paar Krücken unter die Achseln. „So, versuchen Sie!" sagt der Generalarzt in gehacktem Deutsch. Er hat einen scharfen, vertrockneten Geierkopf. Es klingt, als kommandiere er eine Eskadron.

Pod, Brünn und Blank kommen vor mir dran. Als man Pod die Krücken reicht, schüttelt er demütig seinen zottigen Bärenkopf. „Nitschewo . . ." sagt er freundlich. Es ist sein einziges russisches Wort.

Ein paar Schwestern lachen. Der Generalarzt sieht ihn an, als ob er ihn erschießen lassen müsse. Ein Blick auf seinen herkulischen Körper genügt ihm. „Gut, gut!" ruft er nur. „Der nächste . . ."

Pod macht sein längstes Gesicht, wirft einen hilfesuchenden Augenaufschlag herüber. Ich zucke mit den Achseln – was kann ich tun? Das Wesen des kleinen Blank besänftigt den Generalarzt wieder. Blank nimmt die dargereichten Krücken achtsam an, geht zwei-, dreimal artig in seinem Bettgang auf und ab. „Gut, gut! Der nächste . . ."

Bei Brünn gibt es neuen Ärger. Er schlägt im gleichen Augenblick, als er die Krücken unter seinen Achseln fühlt und die Sanitäter ihn ohne Stütze stehenlassen, in seiner ganzen Länge auf

den Bauch und schreit erbärmlich – als ob er am Spieß stäke. Man hebt ihn auf, sieht seine Wunde an, sie ist geschlossen. „Wann gekommen?" fragt der Geierkopf. Die schwarze Schwester meldet, daß er schon drei Monate hier liege. „Gut, gut!" sagt der Gewaltige erfreut. „Gut, gut!" Brünn grinst ihm nach.

Ich bin der nächste. „Aufstehen, aufstehen!" Ich erhebe mich mühsam. „Kastille, Kastille!" ruft der Generalarzt. Man hebt mir die Arme, schiebt mir Krücken unter die Achseln, läßt mich allein stehen. Vor meinen Augen dreht sich alles, mein rechtes Bein baumelt wie ein Uhrpendel, ich kann es beim besten Willen noch nicht auf den Boden setzen. „Gehen, gehen!" ruft der Geierkopf. Ich setze langsam mein linkes Bein voran, torkele wie ein Betrunkener hin und her. „Vorwärts, vorwärts!"

In diesem Augenblick tritt die zierliche Schwester vor. „Er hat das Bett noch nie verlassen, Euer Höchstwohlgeboren!" sagt sie tapfer.

„Oh", lacht er dröhnend, „beim zweitenmal läuft er schon wie ein Barsoi!"

„Aber er ist unglaublich schwach, Euer Exzellenz!"

„Danke, sehe selbst, bin Arzt! Übrigens braucht er gar nicht laufen können, er wird ja gefahren, wochenlang – bis nach Sibirien! Bis dahin hat er sich längst erholt! Nein, nein, gut, gut! Wir brauchen Platz, Platz brauchen wir! Der nächste ..."

An dem Mann mit dem Lungenschuß geht er nach kurzem Blick vorüber. „Herrgott", flüstert er vor sich hin, „Herrgott ... und ich? Was ist denn mit mir? Ich möchte doch heraus! Ich bin doch bald gesund ... Warum ... warum geht er denn ... an mir vorüber ... ?"

„Kotzdonner, jetzt ist es gleich!" sagte Pod nachmittags. „Jetzt brauchen wir nicht länger heimlich tun! Ich gehe auf den Hof und setze mich ein wenig in die Sonne!"

Nach drei, vier Tagen bin auch ich so weit, um mit Pods und Brünns Hilfe auf den Hof zu können. Die Treppe bereitet zwar

noch einige Hindernisse, aber das Locken der hellen Sonne überwindet alles.

Vom ersten Absatz der Treppe, an dem ich lange Atem holen muß, bietet sich ein ungeahnter Anblick: Vor unseren Augen liegt der Kreml! Riesige Mauern schließen hundert Kuppeln ein, giftgrüne, reingoldene, himmelblaue, in allen Formen. Ich sehe sie zum erstenmal und eine Flut von einst Gehörtem und Gelesenem wacht in mir auf. Aber es wird nichts klarer in mir bei diesem Anblick, es ist eher, als ob das Geheimnis dieses Landes mir noch undurchdringlicher, die Fremdheit dieses Lebens mir noch unbegreiflicher werde.

„Dort drinnen soll so viel Gold liegen, daß man alles Elend damit aus der Welt schaffen könnte!" sagt Brünn.

Ich zucke die Achseln. Was soll ich dazu sagen? Ich würde mir über das, was sein Bild in mir weckt, auch nicht klarer werden, wenn ich es tagelang betrachtete, fühle mich hingezogen und abgestoßen und weiß für beides keine Gründe. Rührt es von meiner Blutmischung, von meinem mütterlichen Erbteil her? „Kommt, laßt uns an die Sonne gehen!" sage ich endlich.

Im Hof stoße ich sogleich auf Leutnant Brehm. Eine Granate hat aus einem seiner Füße einen Klumpfuß gemacht, er geht, das linke Bein nachziehend, am Stock einher und kommt sofort auf mich zu.

„Nun", sagt er herzlich, „zum erstenmal an der Sonne? Das bringt einem mehr voran als vier Wochen Bettruhe! Aber warten Sie, ich hole Ihnen einen Sessel ..."

Er kommt mit einem Stuhl zurück, läßt mich langsam hineinsinken, setzt sich neben mich auf eine Bank. Pod und Brünn humpeln, sich gegenseitig stützend, über den Kasernenhof, legen ihre Gesichter nebeneinander an das Gitter, das den ganzen Platz umschließt. Es begrenzt eine Straße, in der mit starken Farben das Leben Moskaus pulst, in der es für geschärfte, ausgehungerte Augen unglaublich viel zu sehen gibt: Kutscher und Polizisten, Arbeiter und – Mädchen ...

„Sie haben die Kommission gehabt?" fragt Brehm.

„Ja, kürzlich. Es war ein Schauspiel."

„Dann geht es bald fort."

„Nach Sibirien, nicht wahr?"

„Ja, nach Sibirien. Obwohl es ausdrücklich ausgemacht wurde, daß im Kriegsfall kein Gefangener nach Sibirien gebracht werden dürfe!"

„Das darf also gar nicht sein?"

„Nein, natürlich nicht. Aber was fragt Rußland nach Abmachungen? Es ist und bleibt das Reich der Willkür – heute wie vor dreihundert Jahren!"

„Und warum traf man diese Abmachungen?"

„Weil das Klima Sibiriens für Mitteleuropäer unerträglich ist! Im Winter fünfzig Grad Kälte, im Sommer fünfzig Grad Hitze – wer hält das aus? Nein, sprechen wir von etwas anderem, weswegen sollen Sie sich heute schon den Kopf damit beschweren?"

Ich nicke nur. Wie wohl die Sonne tut! Ich strecke meine Hände in die Strahlen, spreize die Finger, balle sie wieder. Mein Gott, es sind rechte Spinnenfinger geworden – weiß, faltig, blutleer. Ihre Haut kann man in langen Streifen abziehen.

Nach einer Weile läßt er mich allein. Ein deutscher Gardeoffizier, ein langer, überschlanker Mensch, Klemt mit Namen, spricht ihn an. Wir wechseln ein paar Sätze, er erkundigt sich mit wohltuender Wärme nach meiner Wunde, meinem Zustand. „Sie haben ein Schweineglück gehabt! Aber warum kommen Sie eigentlich nicht zu uns? In den Offiziersaal?" fragt er zum Schluß.

„Nein", sage ich rasch. „Ich habe Kameraden – Kameraden, die wie Brüder für mich sorgen! Ich möchte bei ihnen bleiben, solange es möglich ist. Mit meinen Sprachkenntnissen kann ich ihnen manches nützen. Und sie haben niemand sonst, der ihnen helfen könnte..."

Ich dehne mich und träume vor mich hin. Moskau – Kreml – Sibirien. Ist es nicht wirklich traumhaft? Plötzlich öffnet sich das Gittertor und ein Krankenwagen prescht über den Kies. Zwei herrliche Orloffs traben stechend an mir vorüber, machen eine elegante Schleife, halten zwei Schritte vor mir an.

Ein lang vermißter Geruch von Schweiß und Pferdehaar dringt auf mich ein. Gibt es ein schöneres Symbol für mich an meinem ersten Sonnentag, auf meinem ersten Ausgang? Die Pferde bleiben eine ganze Stunde vor mir stehen. Ihre glockigen Hufe schlagen hin und wieder den Kies, ihre prunkvollen Kreuzkopfgeschirre klirren zu ihrem Nicken.

Ich rühre mich nicht. Meine Augen gleiten über jeden Fleck ihrer edlen Leiber, von ihren roten, eckig gespannten Nüstern bis zu ihrem welligen Schweifhaar, das sich fast auf den Boden legt. Ich möchte gern meine Finger auf ihre seidigen Ganaschen legen, aber ich kann ohne Hilfe noch nicht stehen, würde vom leichtesten Druck ihrer Köpfe umfallen.

Nein, darauf muß ich verzichten. Aber meine Augen trachten das auszugleichen, suchen ihre Körper gleichsam zentimeterweise ab. Es ist jener berühmte Schlag, der durch Rußlands Schlittenrennen berühmt geworden ist. Sie haben hakige Rammsnasen, gesenkte Rücken, stählerne Brustkörbe, bärentatzige Fesseln. Ihre großen Augen sehen mich unverwandt an, ihre feinen Ohren spielen mir horchend zu. „Zelle, alte Remonte aus der Abteilung Z . . . ." denke ich unvermittelt.

Und sauge den Geruch ihres Schweißes wie ein belebendes Elexier. Und greife langsam, langsam, zu meinem rechten Bein hinab. Ja, es ist noch da. Ich habe es noch. Ich bin reich.

In der folgenden Nacht starb der Mann mit dem Lungenschuß. Er starb ganz still und unbemerkt. Als ich morgens aufwache, sehe ich, daß er mit offenem Mund, voller rosiger, getrockneter Schaumbläschen, im Bett liegt. Später erfahre ich, daß er sich

beschwert und um nachträgliche Gesundschreibung ersucht hat, weil die Kommission ihn übergangen habe. Er sei jetzt fast gesund und möchte gern hinaus, habe er als Gründe angeführt.

Ich nehme meine Krücken, um solange hinauszugehen, bis man ihn fortgetragen hat – es ist fast, als ob mir sein nörgelndes, alles besser wissendes Wesen fehle. Ich mache diesen Gang übrigens jeden Morgen, sobald ich erwache. Nein, lieber schleppe ich mich mit Schmerzen auf den Abort im Halbstock, als noch länger diesen Nachtstuhl zu benutzen, der fast nie gereinigt wird, dabei meist derart voll ist, daß man ihn auch gar nicht benutzen kann.

Gewiß, auch das liegt hinter mir. Oh, es ist nichts Geringes, was damit aufhört! Im Anfang trieb es mich fast zur Verzweiflung, im Beisein aller und von zwei Mann gestützt auf diesem Stuhl sitzen zu müssen – dann gewöhnte ich mich daran, wie man sich eben an alles gewöhnt. Aber eine neue Hölle ist an seine Stelle getreten: Dieser Gang an sich! Er ist schwer und mühsam, das würde nichts machen. Aber er ist ein Gang durch Totenreihen, das ist es ...

Die große Morgenreinigung beginnt immer erst gegen acht Uhr. Erst um acht Uhr werden die Betten nachgesehen, die neuen Toten fortgetragen. Wenn ich gehe – gehen muß –, liegen sie noch alle, wie sie starben. Und es vergeht kein Morgen, an dem ich nicht an zehn, zwölf Toten vorüber muß, um durch den langen Saal an die Tür zu gelangen. Oft streckten sie ihre im Tod verkrampften Arme oder Beine so weit in den Gang hinaus, daß man sich kaum zwischen ihnen hindurchschlängeln kann. Manche liegen nackt auf dem Boden, manche hängen halb aus dem Bett heraus, viele haben blutige Münder, im letzten Schrei erstarrt. Fast alle aber haben offene Augen, sehen einem mit ihren glasigen Pupillen seltsam nach. Denn die Sanitäter kümmern sich von dem Augenblick an, in dem sie erfahren, daß jemand sterben wird, nicht mehr um ihn, lassen ihn sterben, wie er muß und kann – unter tausend Menschen und dennoch wie ein Wildtier auf dem Felde ...

Mittags berichtet uns die schwarze Schwester, daß der Befehl zum Abtransport gekommen sei. Morgen in aller Frühe ... Sie sagt es kurz und bündig, mir aber ist es, als ob es dabei um ihre schönen Lippen zucke. „Haben Sie noch einen Wunsch?" fragt sie mich.

Ich kämpfe ein wenig. Ich hätte gern etwas, aber ich weiß, daß es verboten ist, daß sie es nicht erfüllen darf. „Ich hätte gern ein Messer", sage ich zaghaft, „ein kleines Taschenmesserchen. Wir können unser Brot nicht einmal schneiden ..."

„Das ist für Kriegsgefangene verboten!" sagt sie kurz und geht.

Sollte ich mich doch getäuscht haben? Nun, sei es ... Im nächsten Augenblick kommt Pod herüber. „Jetzt hat es also eingeschlagen!" sagt er finster. „Ein Glück, daß wir zusammen bleiben! Aber was ich sagen wollte", fährt er fort, „ich möchte gern russisch lernen. Ich brauche es auf dem Transport – man kommt mit Leuten zusammen, nicht wahr? Willst du es mir beibringen?"

„Gewiß, Pod. Ich werde von den Offizieren ein paar Hefte holen, vielleicht auch ein russisches Lehrbuch, dann können wir bald anfangen!"

„Lehrbuch?" fragt Pod erstaunt. „Wozu brauche ich ein Lehrbuch? Papier habe ich genug ..." Er zieht einen schmutzigen Zettel heraus, macht seinen Bleistift naß. „Was heißt Hunger?" fragt er diktatorisch.

„Golod", sage ich.

„Golod", wiederholt er, nimmt den Bleistift, schreibt: Hunger – Golod.

„Fleisch?" fragt er.

„Mjassa."

„Mjassa", sagt er, schreibt: Fleisch – Mjassa.

„Brot?" fragt er weiter.

„Chljeb."

„Chljeb." Er schreibt. „Butter?" fragt er dann.

„Masslo."

„Masslo ... Eier?"

„Jeiza."

„Jeiza ... Kein Geld?"

„Djángi njetu ..."

„Djángi njetu–kein Geld!" schreibt er mit großen Zügen auf seinen Zettel und faltet ihn mit Sorgfalt in die alten Kniffe und steht auf. „Danke", sagt er. „Das genügt mir. Damit komme ich aus. Mehr brauche ich von dieser gottverdammten Sprache nicht zu wissen..."

Kaum ist die morgendliche Totensäuberung vorüber, als auch die Sanitäter schon mit großen Säcken kommen. Sie sehen nach den Nummern unserer Tafeln und werfen jedem von uns „Gesunden" einen der Säcke vor das Bett. All unsere Kleider sind darin, von den Stiefeln bis zur Mütze, wie man sie uns am Tag der Einlieferung abnahm.

„Vorwärts! Aufstehen! Anziehen!" Wir kriechen etwas gedrückt aus unseren Decken, aber als wir die Säcke geleert und unsere alten Uniformen vor uns ausgebreitet haben, hebt sich unsere Stimmung rasch. Es ist, als ob mit unsern Reitstiefeln und Waffenröcken wieder ein Stück jenes harten und männlichen Geistes in uns einziehe, den wir alle besaßen, als wir noch gesund und hoffnungsvoll in ihnen staken, den wir in den Zeiten der Krücken und schleppenden Lazarettmäntel oft vermißt und wohl auch zum größten Teil verloren hatten. Vielleicht spielt auch das Gefühl mit, für immer Schmerzen und Bettliegen hinter sich zu haben, wieder Soldat zu sein – und wenn uns auch nichts Gutes erwartet, kommen wir doch wieder hinaus, unter andere Menschen als Jammernde und Sterbende. Ja, jetzt werden wir wieder andere Worte hören als Rufe nach Schwestern und Sanitätern, andere Dinge sehen als Wunden und Eiter und Tod.

Unser Unterzeug ist zwar gewaschen, aber nicht geflickt, an den Reithosen und Röcken klaffen noch die von den Kugeln gerissenen Löcher. „Laßt nur", sagt der kleine Blank, das Mädchen. „Ich kann gut nähen – das stopfe ich euch alles zu!"

Beim Anziehen meiner Reitstiefel hilft mir Pod. Es ist eine schwierige Sache, weil mein rechtes Bein noch keinerlei Gegendruck vertragen oder gar ausüben kann. Endlich sitzen wir alle fertig auf den Betten, sehen mit verwunderten Augen von einem zum andern. Irgend was hat uns grundlegend verändert. Die lauten Witze Brünns verstummen, Pod sagt plötzlich wieder „Fähnrich" und „Sie", Schnarrenberg sitzt sogar ein wenig abgesondert. Als ob die Tressen und Knöpfe mit einemmal wieder zu ihrer alten Macht gelangt wären, sieht es aus.

Ich rufe Pod dreimal aus keinem andern Grund, als um ihn mit sorglicher Betonung „Pod" und „Du" zu nennen, um ihm damit zu sagen, daß ... „Pod", sage ich endlich, „bin ich jetzt ein anderer als vor zwei Stunden?"

„Ja, Fähnrich."

„Wieso?"

„In den verdammten Lazarettmänteln waren wir alle gleich, jetzt aber ..."

„Ich will aber keine Veränderung zwischen uns, Dragoner Podbielski!" sage ich ärgerlich.

„Zu Befehl, Herr Fähnrich!" sagte er lachend. Und ist der alte.

Wir haben nichts zu tragen, als was wir auf dem Leibe haben. Ich habe nicht einmal eine Mütze auf – weil ich einen Offiziershelm trug, hat ihn mir ein Kosakenoffizier alsbald als Kriegsandenken abgenommen. Übrigens hat man vielen ein oder das andere Kleidungsstück während der Aufbewahrungszeit aus den Säcken gestohlen. Ein paar treten in Unterhosen an, ein paar in Hemdsärmeln, kein Mensch denkt daran, ihnen Ersatzstücke zu geben. Im Hof erwarten uns ein paar Wachtposten mit aufgepflanzten Bajonetten. „Mensch, nehmt doch noch ein paar Geschütze mit!" ruft Brünn.

Am Tor steht Leutnant Brehm. Er drückt mir beide Hände, sagt schließlich: „Ich möchte Ihnen noch etwas auf die Fahrt mitgeben!" Es ist ein Zehnrubelschein, ein Vermögen für mich, für

uns alle – es ist fraglich, ob im ganzen Transport eine Kopeke steckt. „Rückzahlbar in der Heimat!" sagt er lächelnd. Ich kann nicht antworten, ich kann nur seine Hände noch fester drücken, als er es tut.

Wir sollen gerade abmarschieren, als die zierliche Schwester die Treppe heruntereilt. „Wo ist der Junker?" höre ich sie rufen. „Dort, dort!" „Hier, hier!" brüllt Pod.

Ich stehe zwischen Pod und Brünn. Sie tritt vor uns hin, gibt jedem von uns einen Silberrubel, sieht mich lange an. „Ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit!" sagt sie leise, bastelt an ihrer Schürze, schiebt mir ein kleines Päckchen in die Tasche. „Es ist von Ihrer schwarzen Schwester!" sagt sie hastig. Ihre Augen schwimmen, ihre kleine Hand zittert. „Vergessen Sie nie, was ich Ihnen einmal sagte – was auch kommen möge!" stößt sie aus.

„Po tschetiri – zu vieren!" brüllt in diesem Augenblick ein Starschi, ein Feldwebel. Sie reißt sich los, eilt fliegend fort. Pod, ich, Brünn, Blank formieren uns zu einer Reihe. Im Glied vor uns stehen Schmidt I und Schnarrenberg. Von den andern unseres Regiments ist niemand mitgekommen. Wir sind vielleicht für immer getrennt.

Das Gittertor öffnet sich. Wir marschieren hinaus. Die Straße, das Leben nimmt uns wieder auf. Aber es ist bald zu Ende mit dem Marschieren. Einer nach dem andern bleibt zurück, der Zug wird immer größer, immer zerrissener. Es ist ein heißer Herbsttag, allen sind die schweren Stiefel ungewohnt, viele sind wie ich bis heute morgen kaum etwas gegangen. Die Achselhöhlen beginnen von den Krücken zu schmerzen, die langen Stiefel ziehen wie Gewichte an den Füßen. „Kinder, ich muß mich ein bißchen setzen", sage ich endlich. Ich bin nicht der einzige, hier und dort sitzen ein paar auf dem Randstein – blaß, elend, schnaufend.

Wir setzen uns zu viert in eine Reihe. Die Steine sind warm, es tut verdammt wohl. Vor uns preschen kleine Kutschwagen, rollen volle Straßenbahnen, gehen buntgekleidete Frauen. Brünn will

gerade einen Witz über ein dickes Bauernweib vom Stapel lassen, als einer der Wachtposten mir von hinten mit dem Kolben in den Rücken stößt. „Mach vorwärts, deutscher Teufel!"

Pod springt empor, als ob man ihn gebissen hätte. „Du hast wohl lange keine Kaldaunen gekotzt, was?" brüllt er los. „Willst arme Krüppel schlagen?" Es gibt einen Auflauf, alle Frauen nehmen unsere Partei.

Pod redet treuherzig drauflos – was heißt in diesem Fall, daß er nicht Russisch kann? Sein Zeigen auf unsere Krücken und Wunden, seinen beschwörenden Stimmklang versteht alles – wer könnte im übrigen seinen Bernhardineraugen widerstehen?

Als Brünn zudem in kluger Ausnützung das Wort „Hunger" dazwischenwirft, das Kronwort des inzwischen berühmt gewordenen Dolmetscherzettels, dazu die Mütze zieht und vor sich hinhält, greift alles aus dem Auflauf in die Taschen, plätschert ein kräftiger Kopekenstrom hinein. „Vierzig Kopeken!" sagt er grinsend. „Kotzdonner, dieses Schauspiel sollten wir an jeder Straßenecke wiederholen!"

Alle freuen sich, nur Schnarrenberg schnaubt. „Ich finde, daß Sie Ihre Uniform vergessen, Brünninghaus!" sagt er scharf.

Um Mittag kommen die letzten Häuser, läuft die Straße auf ein Kartoffelfeld hinaus. An einem Bauernhause machen wir erlaubte Rast und lassen uns auf einer Wiese nieder. Ich teile meine letzten Zigaretten aus, aber obwohl wir alle todmüde sind, ist unsere Stimmung eigentlich fröhlich. Brünn findet in solchen Augenblicken meist das rechte Wort für alle. „Mag kommen, was will!" ruft er. „Es ist hier auf jeden Fall schöner als in der großen Jammerkiste!"

Unsere Etappen werden immer kleiner. Man gibt uns nichts zu essen, läßt uns den Durst an Brunnen löschen. „Ich nage bald einen von diesen Posten an!" grollt Pod. Die Wachen haben es längst aufgegeben, uns voranzutreiben. Sehen sie selbst, daß es unmöglich ist? Unsere Achselhöhlen brennen, als ob glühende Koh-

len auf den Krückenbügeln lägen, unsere des Laufens auf harten Straßen ungewohnten Füße sind voller Blasen. „Es sind und bleiben Schweine, diese Russen!" sagt Schnarrenberg überzeugt. „Hätten sie nicht wenigstens ein paar Panjewagen für uns requirieren können?"

„Oder ein paar Luxusautomobile?" setzt Brünn hinzu.

Endlich, gegen Abend, als wir einen Bahndamm kreuzen, sehen wir vor uns ein kleines Barackenlager, von einer hohen Bretterplanke eingezäunt – in seinem Hofraum wimmelt es von Menschen. „Das ist Ugrieschskaja, der große Sammelplatz!" sage ich. „Bißchen Liliput!" meint Brünn. „Wir werden uns mit unsern Krücken in diesem Loch kaum richtig drehen können!" nickt Pod.

Das Tor öffnet sich. Man zählt uns ab. „Bei Gott – es stimmt! Keiner ist ihnen davongerannt!" sagt Brünn spöttisch. Man führt uns in eine Baracke, die für hundert Mann Platz hat, und überläßt uns unserm Schicksal. Was macht es den Russen aus, daß wir zweihundert sind?

„Die Leichtverwundeten zur Seite treten!" ruft Schnarrenberg, der Rangälteste des Transports, mit seiner Kommandostimme. Er hat recht, er will wenigstens den Schwerverwundeten eine Liegestatt verschaffen.

„Halt deine Fresse!" rufen ein paar Stimmen aus dem Hintergrund. „Wir sind hier nicht mehr auf dem Kasernenhof – verstanden?" Ich humple rasch an seine Seite. „Regen Sie sich nicht auf, Schnarrenberg!" sage ich hastig. „Es geht auch so . . ."

Er hängt in seinen Krücken, als ob er fallen müsse. Sein derbes Soldatengesicht ist kalkweiß. „Was ist das, Fähnrich?" keucht er. „Was riefen sie?" „Nichts, Schnarrenberg, nichts – kommen Sie jetzt mit mir . . ."

Pod hat sich inzwischen derart über eine Pritsche gelegt, daß es genügend Platz für uns alle gibt, wenn wir uns etwas schmal machen. Gerade, als ich mit Schnarrenberg durch das Gedränge komme, höre ich ihn mit seiner tiefen Stimme in aller Ruhe sagen:

„Du hast wohl lange keine Zähne gespuckt, was? Der Platz hier ist für meinen Junker – und damit basta!"

Ich lege mich an seine Seite und fühle dabei etwas Hartes in meiner Tasche. Ich hole es heraus, es ist das Päckchen von der schwarzen Schwester. Ich mache es auf, es ist ein kleines, braunes Taschenmesser.

Als ich erwache, ist es heller Morgen. Pod sitzt bereits mit nacktem Oberkörper neben mir, emsig vornübergebeugt, das Hemd auf den Knien. „Verflucht und zugenäht", begrüßt er mich. „Hast du schlafen können?"

„Ja, Pod. Ich war entsetzlich müde."

„Ich brachte es nicht fertig. Nach ein paar Stunden biß es mich bereits, als ob ich in einem Ameisenhaufen läge. Jetzt geht es wieder los mit dem verdammten Kleingetier – einen Vorposten mit zehn Mann Besatzung habe ich schon aufgerollt."

Wir fühlen uns am ganzen Leib zerschlagen. Nach unsern Strohsäcken sind wir noch nicht gewohnt, in allen Kleidern auf hartem Holz zu liegen, ohne Kissen und Decken. Hinzukommt, daß wir wegen unserer Wunden alle nur auf einer Seite liegen, nie unsere Lage wechseln können. Und was das bedeutet ...

Ich rutsche langsam von der Pritsche. „Gibt es irgendwo Waschwasser, Pod?"

„Nein, mein Sohn. Man wäscht sich mit dem Teewasser, habe ich gehört. Das ersetzt die Seife. Übrigens wird dies Lager nicht von einem Mann kommandiert, sondern von einem Weibsbild – einer Tschechin."

„Wieso das?"

„Haha, weil sie die Hosen an hat, nicht ihr Herr Gemahl! Es soll ein Biest sein ... Sie verlangt, daß alle Tressen und Rangabzeichen abgelegt werden, wechselt deutsches Geld zum Preis von 60 Pfennigen für 1 Mark, behält außerdem die Hälfte unseres Verpflegungsgeldes für sich ein! Echt russisch, was?"

In Ugrieschskaja werden alle möglichen Nationalitäten aussortiert: Sämtliche Slawen, aber auch Rumänen, Italiener, Polen aus dem österreichischen, außerdem Elsässer und Schleswig-Holsteiner aus dem deutschen Heer. Warum, wieso? fragen wir. Diese Leute kommen in bessere Lager, sagt man uns. „Das wäre eine Gelegenheit", meint Brünn, „ich bin von der dänischen Küste daheim!" Pfuirufe ließen ihn verstummen. „Weißt du nicht, daß es Verrat wäre?" rief ihm jemand zu. „Für Dänemark sollst du später stimmen, dummer Kerl! Meinst du, man gibt dir was umsonst?"

„Ich hab ja nur gemeint . . ." murmelte Brünn verlegen.

Ich sehe mich derweil im Schuppen um. Ugrieschskaja ist für die Menge derer, die hier oft monatelang den Abtransport nach Sibirien oder Turkestan erwarten müssen, viel zu klein. Den Hauptplatz füllt ein dunkler Schuppen mit durchlaufenden Bretterpritschen aus, unseren Liegestätten. In der Mitte erhebt sich ein freies Podium, aus irgendeinem dunkeln Grund von den Soldaten „Kikeriki" genannt. Auf ihm stehen ein paar Reihen eiserner Kasernenbettstellen mit Brettern, gleichfalls ohne Strohsack oder Decken. Das sind die Liegeplätze für die gefangenen Offiziere.

Ich streife rund um dieses Podium herum – vielleicht entdecke ich einen Kameraden vom Regiment? Aber ich habe kein Glück, es sind meistens Österreicher und Ungarn, nur zwei deutsche Offiziere sitzen abgesondert in einer Ecke – keine bekannte Uniform, kein bekanntes Gesicht. Als ich an meinen Platz zurückkehre, kommt Blank gerade mit dem Tee, einer trüben, gelblichen Brühe, die nur darum gut tut, weil sie heiß ist und wir das Frieren der Nacht ohne innere Erwärmung nicht aus den Knochen bringen würden.

Überall herrscht eine dicke, feuchte, beißende Luft – es ist jener Geruch, der einem zuweilen aus dichtbevölkerten Zigeunerwagen entgegenschlägt. Wie kann es anders sein? Die meisten hausen schon seit Wochen auf diesen Pritschen, ungewaschen und ohne die Kleider auch nur eine Nacht vom Leibe gebracht zu haben, viele mit offenen Wunden – alle bis an den Hals voll Ungeziefer.

Manche haben stinkende Verbände an den Gliedern, es gibt nichts, um sie einmal wechseln zu können, manche laufen halbnackt herum, weil man während der Lazarettzeit einen Teil ihrer Sachen stahl, manche sind bereits im letzten Stadium schwindsüchtig. Die Ungewißheit, was mit uns werden soll, beginnt sich wie ein Alp auf uns zu legen. Wenn wir nur erst wüßten ...

Wir trinken unsern Tee mit Eile, um noch einen Topf empfangen und uns damit waschen zu können. „Vor allem müssen wir für unseren ‚Beritt' einen Teekessel erstehen!" sagt Brünn. „Ja, der muß als erstes erworben werden, ohne einen Tscheinik ist man in Rußland nichts ...", pflichte ich bei.

„Wenn wir nur noch ein paar Zigaretten hätten!" seufzt Brünn weiter. „Alles ist zu ertragen, wenn einem die Zigarette im Mundwinkel hängt ..." „Sobald wir hinauskommen, Brünn!" tröste ich. „Sind wir nicht reich?"

„Ich habe vorhin jemand mit einer hübschen Extramütze gesehen", sagt Pod. „Sie würde für dich passen, Junker! Soll ich sie ihm abhandeln? Du kannst doch nicht dein ganzes Leben ohne Läusewärmer herumlaufen?" „Gut, Pod."

Er kommt bald darauf mit einer guterhaltenen Schirmmütze zurück. „Ein Silberrubel!" sagt er strahlend. „Sie ist zwar nur von einem Sandläufer", setzt er hinzu, steckt seine Fäuste hinein und weitet sie, bis sie mir paßt.

„Ob dieses Dasein uns einen Vorgeschmack von unserem zukünftigen Lagerleben geben soll?" fragt der kleine Blank. Man hört ihm an, daß er deprimiert ist.

„Nein", sage ich entschieden. „Das glaube ich nicht. Das wäre doch ... Nein, das ist nur ein Übergang. In diesem Riesenreich an Raum zu sparen – wäre das nicht widersinnig?"

„Wir würden auch in kurzer Zeit verreckt sein!" murmelt Pod.

„Ja", stimmt Blank bei, „jetzt ist es Herbst, jetzt kann man es zur Not aushalten. Man sagte mir aber, daß dieser Schuppen auch im Winter als Sammellager dient – bei fünfzig Grad Kälte!"

„Dann sind auf diesen Brettern schon Tausende erfroren!" murmelt Pod.

Nach einer Weile kommt Brünn von einem Erkundungsritt zurück. „Kinder", sagt er, „wir haben Glück! Die ersten hocken schon seit fünf Wochen hier. Mit uns wurde der nächste Transport vollzählig. In drei Tagen soll es weitergehen ..."

„Wohin?" fragt Schnarrenberg. Es ist sein erstes Wort seit gestern abend.

„Frau Kommandant sagt: Nach Sibirien!" antwortet Brüninghaus.

1916



Am vierten Morgen wurden die Barackenältesten zum Kommandanten gerufen. Geht es wirklich los? Als Schnarrenberg zurückkommt, sieht sein finsteres Gesicht fast fröhlich aus. „Gott sei Dank!" sagt er aufatmend. „Es geht weiter!" Er tritt mit neuer Straffheit in die Mitte unserer Abteilung und ruft mit seiner scharfen, aufrüttelnden Stimme: „Zum Abmarsch fertigmachen! In zwei Gliedern antreten!"

Wir nehmen unsere Krücken unter unsere Achseln und stellen uns auf. Pod hat an einem Strick den Tscheinik am Leib hängen und steht wie eine Säule am rechten Flügel. Bis Mittag stehen wir im Hof, ohne daß sich jemand um uns kümmert. Auf Schnarrenberg spritzen von allen Seiten böse Rufe. Er beißt sich auf die Lippen und seine Fröhlichkeit ist rasch verflogen. Nein, er kann nichts dafür – wer aber ist hier noch gerecht?

Endlich erscheint die Kommandantin, ein spitznasiges Frauenzimmer. „Will jemand noch sein Geld einwechseln?" fragt sie süß.

„Nee, küß die Hand, Madame!" sagt Brünn vernehmlich.

Im zweiten Glied lachen ein paar.

„Hol euch der Teufel kreuzweis!" sagt die zarte Frau und räumt die Stellung.

Um drei Uhr öffnet sich das große Tor und unser Trupp kriecht raupenhaft hinaus. Am Bahndamm steht ein Zug mit fünfzig, sechzig Viehwaggons. „Wir müssen sehen, daß wir auf die Beletage kommen!" sagt Brünn. Er meint damit die obere Pritsche.

Dicht vor den Waggons halten wir. „Zu vierzig abzählen!" ruft Schnarrenberg. „Halt, halt, was ist ...?" Er ruft umsonst. Der Trupp zerfällt mit einem Schlag in tausend Kämpfer, die mitleidlos die Wagen stürmen, mit Fußtritten und Faustschlägen die oberen Pritschen zu erringen suchen.

Wir brauchen uns nicht eilen, wir haben unsern Pod. Er sitzt als Erster auf der Oberpritsche eines Wagens und ruft mit seiner tiefen Stimme: „Wer hier heraufsteigt, soll vorher seine Knochen numerieren!"

Es gibt vier Pritschen in einer russischen Tjepluschka, zwei obere, zwei untere, rechts und links der Schiebetüren. „Vierzig durch vier ergibt nach Adam Riese zehn pro Pritsche!" verkündet Brünn. „Verflucht und angespien – sind wir Heringe?"

Oh, er hat recht. Ein solcher Platz reicht kaum für sechs, zehn faßt er nur, wenn alle nach einer Seite liegen und sich nicht rühren. Aber wir oberen haben rechts und links zwei kleine Fenster und können etwas sehen. Den unten Liegenden fällt durch die Ritzen unserer Liegebretter Staub und Ungeziefer in die Augen, außerdem hausen sie stets in halber Nacht. Aber es gibt kein Erbarmen: Am Ende liegen alle Starken und Gesunden auf den oberen Plätzen, verkriechen sich die Kranken und Verwundeten in die dunklen Löcher, die niemand wollte.

Abends kommt ein Trupp Wachtsoldaten anmarschiert. In jeden Wagen steigt ein Schwerbewaffneter, nimmt sich den besten Platz, schiebt die Zunächstliegenden mit Kolbenstößen auf die Seite. „Macht's euch nicht so bequem, ihr Schweine!"

In unserm Waggon haust ein bunter Mischmasch. Ungarn und Wiener, Steiermärker und Tiroler, zwei derbe Bayern, ein Sachse, ein Berliner, zwei Wasserratten und die Kameraden vom Regiment. Im Winkel hausen vier Galizier, kleine, starknasige Juden mit Korkzieherlöckchen, höfliche und gefällige Leutchen, deren seltsame Sprache ergötzlich zu uns heraufklingt.

Die Sonne geht schon unter, als eine große Naphthalokomotive über die Weichen rattert. Es ruckt ein paarmal, dann geht es vorwärts. „Wohin fahren wir eigentlich?" fragt der kleine Blank. „Ich weiß nicht", knurrt Schnarrenberg.

„Weißt du, wohin es geht?" frage ich den Wachtsoldaten.

„Halt deine Fresse, ich will schlafen!"

Wir klettern von den Pritschen, öffnen eine der beiden Schiebetüren, hocken uns vor ihrer Öffnung in drei, vier Reihen auf den Boden. Vor uns zieht ebenes Land vorüber, Bauernhöfe, aus deren Fenstern milde Lampen leuchten. Die Felder sind längst abgeräumt, hin und wieder kommt ein Panjewagen, mit schwerem Heu beladen, mit kleinen, armseligen Pferden bespannt. Die Bauern schreiten in bunten Blusen neben ihnen hin, auf ihrer Ladung sitzen junge Mädchen in weißen Hemden. Ein heller, schwingender Sopran steigt in den abenddunklen Himmel, ein Chor von wundertiefen Bässen begleitet ihn ...

Wir lauschen stumm. Auf unsere Herzen legt sich eine Hand und ihre Finger greifen tief hinein.

„Bei uns zu Hause", sagt Pod langsam, „sät meine Frau jetzt wohl den Winterweizen an ..."

Ich nicke nur. Mein Blick geht starr hinaus. Wie dieses Mädchen singt ...

„Bei uns zu Hause", sagt Pod weiter, „hat meine Anna das Heu längst eingebracht ..."

Ich senke den Kopf auf die Brust. Der Zug rattert monoton. Nach Osten, nach Osten! rattern die Räder. Wer weiß, wohin?

„Bei uns zu Hause ..." sagt Pod.

In diesem Augenblick fängt hinter uns ein Mann zu singen an. Drei, vier, der halbe Waggon fällt leise ein. Ach, mußte das nicht kommen?

„Teure Heimat meiner Lieben,
Denk ich still an dich zurück ..."

Das Land vor uns, das fremde, fremde Land wird immer dunkler. Man sieht nur noch seine Lichter, spürt nur noch den Geruch seiner Wiesen, fühlt nur noch den Atem seines Windes. In unserm Rücken singt es immer lauter, im ganzen Waggon klingt es immer brünstiger ...

„Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat – sei gegrüßt!"

Der kleine Blank steht leise auf, kriecht wortlos in die dunkle Ecke seiner Pritsche. Pod schlägt mit einemmal die Hände vors Gesicht. Sein schwerer Körper zuckt, ich spüre es, weil er an meiner Seite lehnt.

„Was hast du, Pod?" frage ich leise. „Bist du krank?"

Er zieht den Kopf noch tiefer zwischen seine Schultern. „Wenn sie bloß mit dem verdammten Lied aufhören wollten!" murmelt er heiser.

Es ist Nacht. Ich kann nicht schlafen. Meine linke Seite schmerzt wie zerstochen. Sie ist wundgelegen und von Läusen zerbissen. Ich zwänge mich vorsichtig zwischen meinen Kameraden vor, rechts von mir liegt Brünn, links Pod. Brünn schläft mit weitgeöffnetem Mund und sieht ein wenig dumm aus, Pod ähnelt einem ruhenden Bären. Alle liegen langgestreckt auf der linken Seite, alle haben die Gesichter nach einer Richtung gewandt.

Wir wechseln unsere Lage jeden Abend. Heute liegt alles links, morgen rechts, auf andere Art läßt sich ein gleichzeitiges Liegen aller zehn nicht ermöglichen. Aber die Nächte, in denen rechts gelegen wird, sind Marternächte für mich, weil ich rechts meine größte, kaum vernarbte Wunde habe.

In der Mitte des Waggons flackt eine trübe Petroleumfunzel. Ich setze mich auf den Boden und lehne meinen Rücken an die Schiebetür. Rechts und links laufen in Halbmeterhöhe die unteren Pritschen, ungehobelte Bretter, die einem bei jeder Berührung Splitter einreißen. Ein Schlafender stößt zuweilen einen heiseren Fluch aus, ein anderer zieht den Atem mit einem hohen, schwindsüchtigen Ton in seine Lungen.

Ich denke an den Krieg. Das ist seine Kehrseite! denke ich. Oh, ich habe an alles gedacht, an schwere Verwundungen, selbst an meinen Tod. Daran aber ... Wie schön waren unsere Angriffe! Jeder wuchs über sich selbst hinaus und alle Kleinlichkeit fiel von ihm ab! Das Einzelne versank, das Ganze trat an seine Stelle und

jeder wußte: Ich muß mich opfern – in meinem Rücken ruht mein Vaterland ...

Das war nicht sinnlos, das war groß und reich! Hier aber ...

In der Ungarnecke steht einer auf. Er schlürft halbwach an meine Tür, schiebt sie etwas zurück, läßt seine Hose herunter, legt sich auf die Knie, schiebt sein Gesäß über den Boden zum Spalt hinaus.

In meinen Nacken drückt eine Last. Ich senke meinen Kopf, bemühe mich weiter zu denken. Umsonst ... Zuweilen regt es sich auf meiner Pritsche. Der Posten schnarcht gewaltig. Brünn flucht verbissen. Pod seufzt im Schlaf. „Anna ..." sagt er mit seiner tiefen Stimme. „Anna ..."

Ich stecke meine Finger in die Ohren. Solche Transporte dauern monatelang! denke ich mutlos. Tag um Tag, Nacht für Nacht. Hält man das aus? Die trübe Lampe baumelt. Die Räder rattern. Der Posten schnarcht.

Bei den Ungarn kriecht wieder jemand heraus. Es ist der Zigeuner, ein wilder, schwarzer Steppenreiter. Das Licht fällt auf ihn, er sieht mich deutlich, es stört ihn nicht. Er öffnet seine Hose, macht rhythmische Bewegungen – hat er Schmerzen? Nach einer Weile beginnt er zu schnaufen, wird sein Gesicht ganz starr, öffnet sein Mund sich lechzend. Ich höre plötzlich ein gezogenes Stöhnen und sehe ihn erlöst nach rückwärts sinken.

Muß ich mir auch die Augen noch verstopfen, Gott?

Pod schimpft über das Essen. „Es ist nicht nur wenig, sondern auch schlecht!" grollt er. „Auf meinem Bauernhof gibt man den Schweinen, was wir hier bekommen! Kascha, Kascha – was ist das schon? Treber sind besser ..."

„Bei uns müssen die Gefangenen auch hungern!" knurrt Brünn mürrisch.

„Aber nur, weil unsere Leute selbst hungern müssen!" sagt Schnarrenberg scharf. „Warum blockiert man uns gegen jedes Völkerrecht? Rußland ist nicht blockiert, Rußland hätte es nicht

nötig, uns hungern zu lassen – verhungern, könnte man fast sagen!"

Brünn schweigt geschlagen. Vor Schnarrenberg steckt ihm vom Felde her noch etwas in den Knochen. Ein Teil soldatischer Respekt vor seinen Tressen – ein Teil schlechtes Gewissen wegen einiger unangenehmer Stellen in seinem Militärpaß.

Nachdem wir unsern Posten, „Konvoi" genannt, mit fünfzig Kokepen bestachen, dürfen wir an den Stationen aussteigen, um Einkäufe zu machen. An allen Bahnhöfen stehen Tische, auf denen Bauernfrauen ihre Waren stapeln. Es gibt alles, was man sich wünscht, und es ist lächerlich billig. Wenn man etwas handeln kann, bekommt man eine frischgebratene Ente für 40, ein Huhn für 30, eine fette Gans, knusprig und tropfend, für 70 Kopeken. Mit Fleisch und Gemüse gefüllte Pfannkuchen, „Pyroschnis", kosten nur 10 Kopeken, Brot, Butter, Milch und Eier sind gleichfalls billig.

„Und diese Hunde lassen uns bei einer dünnen Suppenbrühe verhungern!" wiederholt Schnarrenberg.

Kaum hält der Zug auf einer Station, springen Pod, Brünn und Blank hinaus. Blank muß mit seinen Tscheinik „Kipjatok" besorgen, heißes Wasser, das es zum Tee auf jedem Bahnhof gratis gibt. Brünn geht absonderliche Wege, die ihn jedoch immer in die Nähe von Bauernmädchen führen. Pod kauft getreulich ein.

Ich sehe ihn oft von meinem Wagen aus. Er tritt mit Kenneraugen an jeden Stand, greift, knetet, tastet, ringelt fast die Nase in all den Düften. Endlich zieht er den Zettel heraus, jenen herrlichen Zettel, der mit „Hunger" beginnt, mit „kein Geld" endet und zwischen diesen beiden Gefangenschaftssymbolen – Pods wichtigsten Vokabeln – all jene schönen Dinge aufweist, die seines ewig leeren Magens Träume sind.

Nach einer Weile kommt er dann mit irgendeinem guten Stück zurück. „Mensch, Junker", sagte er beim ersten Gang, „wenn wir mehr Gelder hätten – ich würde in diesem gottgelobten Land mal richtig satt werden können, glaube ich . . ."

An einem kleinen Bahnhof gehe ich mit Schnarrenberg hinaus. Wir humpeln langsam auf und ab, versäumen irgendwie das Einsteigzeichen des Wachtsoldaten. Ehe wir recht erkennen, was wir verbrochen haben, stößt mich der Posten schon mit dem Kolben in die Seite, daß mir der Atem stockt. Ich laufe eilig unserm Wagen zu. „Kommen Sie doch, Schnarrenberg, um Gottes willen!" rufe ich.

Er hört nicht auf mich, glaubt vielleicht auch, daß er die Russen besser kenne. „Verdammter Schinder!" brüllt er den Wachtsoldaten an. „Was fällt dir ein, uns zu mißhandeln?"

„Was, du willst mucken, Hunne?"

Er steckt den Finger in den Mund, sein Pfiff ruft drei Konvois herbei. Vier lederne Nagaiken pfeifen aus den Gürteln, bedecken Schnarrenberg mit einem Hagel wilder Schläge. Aus seiner Stirn, aus seinen Wangen spritzt helles Blut. Er gibt keinen Laut von sich, geht taumelnd unserm Wagen zu. Wir ziehen ihn unter prasselnden Hieben in den Waggon hinauf. Er bricht, kaum zwischen uns, in beide Knie.

„Der riskiert auch keine Lippe mehr!" sagt Brünn höhnisch.

In Nishninowgorod ist unsere Fahrt mit einmal zu Ende. Kein Mensch erfährt, aus welchem Grund. Auf einem Platz, an dem uralte Getreidespeicher aus schwarzem Holz auf uns heruntersehen, müssen wir hinaus. Wir sitzen stundenlang auf hartem Pflaster, beobachten das reiche Leben dieser alten Handelsstadt.

Um Mittag rollen zwanzig Bauernwagen auf den Platz. „Für die Verwundeten!" sagt der Konvoi. „Mensch", murmelt Brünn, „sollen in diesem Städtchen wirklich Menschen wohnen?"

Wir klettern auf die hölzernen Teljägen, machen es uns halbwegs bequem. Ein klirrendes Kosakenaufgebot schließt uns von allen Seiten ein. „Vorwärts, pascholl!" Die Straßen sind unglaublich ausgefahren, fast Trichterfelder in Miniatur. Obwohl es langsam geht, stößt es uns in die wundgelegene Haut.

Wir fahren eine Stunde durch die Stadt. Wundersame Kirchen stehen an den Plätzen, bis zum Dach geschnitzte Häuser reicher Kaufleute an den Straßen. An uns vorüber zieht orientalisch-buntes Leben. Das Volk bleibt stehen, folgt mit stolzen Augen dem langen Zug. Manche lassen die Köpfe sinken, wenn sie unsere Lumpen sehen, manche aber drohen uns auch. „Als ob wir in einem Farbkasten herumführen!" sagt Pod.

Aber nach zwei Stunden sind wir noch nicht am Ziel. Sogar eine dritte Stunde vergeht. Dabei fahren wir immer durch die Stadtmitte. „Wie, sahen wir diese Kirche mit den blauen Kuppeln nicht schon einmal, Brünn?" „Entweder kennen sich diese Russen in ihrer eigenen Stadt nicht aus", antwortet er lachend, „oder sie verwenden uns als Schaustücke, fahren uns ein paarmal durch die ganze Stadt, um eine unzählbare Menge Kriegsgefangener vorzutäuschen!"

Er hat recht. Wir sehen manche Straße drei-, viermal und kommen erst am Abend aus der Stadt heraus. Ein kleines Sammellager, wie Ugrieschskaja, erwartet uns, ein Hof mit Zäunen, drei halbgefüllte Holzbaracken. „Ich will gehängt sein, wenn die ganze Unterbrechung einen anderen Zweck hatte, als dem Volk ihre Gefangenen zu zeigen!" sagt Brünn. „Wir werden noch durch manche Stadt gefahren werden, bis wir am Ziel sind, fürchte ich ..." nickt Pod.

In den Baracken, deren Böden nicht einmal holzgedeckt und von den letzten Regentagen in Schlamm verwandelt sind, stehen die gleichen Pritschen wie in Ugrieschskaja. Uns gegenüber hocken Vorherdagewesene, unter ihnen ein Trüppchen Deutsche. Sie sehen uns neugierig zu, und ein Hannoverscher Dragoner, ein großer schlanker Fahnenjunker-Unteroffizier, kommt auf uns zu. „Ich heiße Seydlitz. Können wir Ihnen etwas helfen?"

„Danke, wir brauchen nichts als Ruhe, glaube ich. Aber – sind Sie schon lange gefangen? Sie sehen noch frisch aus?"

„Vor drei Wochen. Wir kommen direkt von der Front."

„Wie steht es?" fragen Schnarrenberg und ich aus einem Mund. Er drängt mich heftig auf die Seite.

Der weiße Dragoner berichtet. Wie, ist das möglich? Siege, immer nur Siege? In Kurland, Polen, Galizien? „Wir hoffen vor Winter auf den Frieden", sagt er zuletzt.

Schnarrenberg reckt sich. Sein blutunterlaufenes Gesicht, das von den Striemen noch getigert ist, lächelt zum erstenmal wieder. „Kinder", sagt er hell, „wir siegen, das ist die Hauptsache! Und alles andere ..." Er schlägt die Hand durch die Luft und schnippt verächtlich mit den Fingern. „Nein, das ist die Hauptsache ..."

Am nächsten Morgen weckt mich ein leichter Streit. „Sie sind wohl verrückt geworden?" höre ich Pod sagen.

Ich reibe mir die Augen. „Was ist denn, Pod?"

Er zeigt auf einen Einjährigen mit einer Brille, der neben ihm mit nacktem Oberkörper auf der Pritsche kauert, ein schmächtiger Jüngling mit einem Mädchengesicht. „Dieser Mensch kann keine Läuse töten, Junker, hast du so was schon mal gehört? Nimmt eine nach der andern aus dem Hemd und setzt sie sorglich auf die Erde ..."

„Sie sind wohl Pazifist, was?" ruft Brünn herüber.

Wir lachen kräftig. „Nee, Mensch", sagt Pod erbost und hebt die breite Tatze und schwenkt sie leicht, „ich rate Ihnen, Ihre Freunde im Freien auszusetzen – sonst töte ich sie noch an Ihrem eigenen Leibe!"

In der Mittagssonne liegen alle auf der Wiese. Es gibt ein dünnes Süppchen, ein Stückchen Fleisch, auf einen Holzspeil aufgespießt. Wer Glück hat, erwischt wirkliches Fleisch, die meisten bekommen ein mit diesem Pflock zusammengespicktes Bündel Sehnen oder Haut.

„Kann man hier nichts kaufen?" fragt Pod finster.

Der weiße Dragoner, der sich uns inzwischen mit einem Kameraden, einem kleinen Wandsbeker Husaren, angeschlossen hat, schüttelt den Kopf. „Nur Quaß", sagt er.

„Quaß?" fragt der kleine Blank. „Ist das zum Essen?"

„Nein, zum Trinken. Russisches Bier. Aus gegorenem Schwarzbrot, soviel ich weiß ..."

„Aus Schwarzbrot?" ruft ein Bayer, von seinen Kameraden „Schwalangscher" genannt. „Herrgottsakrament – und das nennen sie Bier? Sind diese Leute denn ganz von Gott verlassen?"

Er geht, sich dies Getränk genauer zu betrachten. Drei spielen Karten, einer schneidet sich die Zehennägel. „Ich sah vorhin auf eurer Pritsche einen Ulanen", frage ich Seydlitz. „Was ist mit dem?"

„Ruhr", sagt Seydlitz leise. „Es ist ein prachtvoller Mensch. Ein Kriegsfreiwilliger von 45 Jahren. Ein Dr. Sieveking aus Hamburg, Rechtsanwalt. Schade um ihn ..."

„Steht es denn schlecht?"

„Er verliert schon Blut ..."

Eines Abends setzt sich Brünn an meine Seite. „Junker", sagt er, „ich möchte auch ein bißchen Russisch lernen. Es geht bald weiter, denke ich, dann kann man's brauchen ..."

Ich rede nicht von Büchern, noch von einem Lehrplan – ich bin klüger geworden. „Nun", sage ich kurz, „was willst du wissen? Hast du einen Zettel? Schreibe es auf ..."

„Was heißt: Ich liebe dich?"

„Ja was lljublju ..."

Er schreibt es. „Gib mir einen Kuß?" fragt er dann.

Ich sage es ihm. „Ich möchte bei dir schlafen?" fährt er sachlich fort. Ich sage ihm auch das. Er schreibt es sorglich. „Noch etwas?" frage ich.

„Nein, danke, das genügt mir ..." sagt er kurz und setzt sich mit gefurchter Stirn abseits und lernt es auswendig.

Acht Tage später erscheinen unsere Wagen wieder auf dem Hof. „Sofort fertigmachen!" Das ganze Lager wird geräumt, auch die vor uns Gekommenen müssen mit. Nur zwanzig, dreißig Transportunfähige bleiben zurück.

Wir stellen uns auf, setzen uns aber an unseren Plätzen gleich wieder ins Gras. Wir lernen langsam, was in Rußland „sofort – sitschas" bedeutet. „Nun gibt es wieder eine Schlägerei", sage ich müde. „Wenn wir nur erst im Waggon wären! Auf einer Unterpritsche halte ich's nicht aus ..."

„Keine Angst, mein Sohn", sagt Pod. „Ich will schon sorgen."

Als wir von weitem die Begleitkosaken kommen sehen, humple ich mit den beiden neuen Kameraden noch einmal zur Baracke zurück. Dr. Sieveking liegt an der Sonnenseite gekrümmt im Gras, den Kopf auf einem großen Stein. Seine Reithosen sind steif und brettig von Schleim und Blut, seine Haare weiß und verzottet, seine Backenknochen herausgedrückt, seine Lippen vertrocknet. Er will uns noch einmal die Hand drücken, aber er kann nur mehr seine Finger etwas spreizen.

„Geht nur, meine Jungens", sagt er mit starren Augen. „Geht nur, meine lieben Jungens! Und: Vergeßt mir Deutschland nicht ..."

Die beiden Neuen, Seydlitz und Poseck, hat Pod auf unsere Pritsche genommen. Er merkte, daß ich es gern gesehen hätte, und lud sie ein. „Damit unser Junker ein paar Leute hat, mit denen er was Rechtes reden kann!" sagte er rauh. „Ich bin ja bloß ein dummes Luder ..."

Der Zug rollt weiter. Tag um Tag vergeht. Pod springt nicht mehr voll Eifer aus dem Wagen, wenn eine Station gekommen ist. Ich kann ihn täglich nur mehr einmal zum Einkaufen schicken. „Wir müssen sparen, Pod! Ich habe nur drei Rubel mehr – wieviel hast du noch?"

„Mensch", sagt er finster, „ich habe schon seit Wochen keine Kopeke mehr ..."

Wenn man nur Geld auftreiben könnte! Ich muß Pod bei guter Laune halten, koste es, was es wolle. Es ist nicht nur mir, es ist uns allen, als ob die Sonne in unsern trüben Wagen scheine,

wenn er fröhlich ist. Aber er ist nur fröhlich, wenn er satt ist. Und er braucht viel ...

Von den fünf Neuen, die wir in unseren Waggon bekommen haben, sind zwei ruhrkrank. Sie waren schon zu schwach, um eine Oberpritsche zu erringen, und liegen schlaff und schmutzig im dunklen Winkel. Tagsüber wagen sie nicht mehr herauszukriechen, nachts aber liegen sie mit hinausgehaltenen Gesäßen ganze Stunden an den Spalten der Schiebetüren. Obwohl sie fast nichts essen, fließt es unablässig aus ihnen. Um sie her ist alles vollgetropft.

„Schweinerei!" flucht der Schwalangscher. „Schmeißt sie hinaus!"

„Und wenn Sie es hätten?" ruft der kleine Blank erregt. „Können die Armen etwas dafür?"

„Du mußt wohl mal eins in die Fresse haben?" knurrt Pod.

Der Schwalangscher verkrümelt sich. „Ich meinte nur, daß man sie überhaupt mit uns ließ", sagt er kleinlaut.

An den Bahnhöfen begegnen wir jetzt häufig langen Zügen mit Flüchtlingen, Ukrainern und Polen, Litauern und Balten. Sie hausen schon seit Monaten mit Kind und Kegel in den Waggons und haben sich häuslich eingerichtet.

„Junker", sagt Brünn am Abend eines Tages, den wir auf einem solchen Bahnhof zubringen, „reden Sie doch mal mit dem Posten, ob kein Mädchen mitfahren kann?"

„Sie sind wohl verrückt, Brünn?"

„Wieso? Wir haben fünf Rubel gesammelt, ist das nicht genug für ihn? Es ist eine von den Flüchtlingen, ein hübscher Kerl – jung, prall, gesund! Sie bleibt bis morgen früh bei uns, fährt dann sofort zurück ..."

„Aber ich will es nicht! Sucht euch einen andern ..."

Er sieht mich groß an. „Aber warum denn nicht?" fragt er starr.

„Weil ich eine solche Schweinerei nicht mitmache ..."

„Hör mal", sagt er kalt, „darüber kannst du denken, wie du willst

– wir wollen das auch gar nicht wissen! Aber wenn du nicht mal soviel Kameradschaftsgefühl in dir hast... Du bist jung, kennst das vielleicht noch gar nicht, weißt nicht, was das bedeutet... Wir Alten aber, wir Verheirateten... Glaubst du, ich bisse mir umsonst die Finger blutig? Jede Nacht, jede Nacht... Nein, Herrgott", bricht er aus, „ich bitte dich, wir alle bitten dich, es kann ja niemand mit ihm sprechen außer dir! Ach, Gott im Himmel..."

„Still, Brünn! Ich tue es..."

Mit Einbruch der Nacht schrillt das Einsteigsignal. Im letzten Augenblick zieht Brünn auf der abgelegenen Seite ein derbes Mädchen in den Waggon. Der Posten tut, als ob er schliefe. Kein einziger bringt vor Erregung ein Wort heraus. Nur der Zigeuner winselt wie ein großer Hund.

Das Mädchen dreht sich fröstelnd um und lacht verlegen. Brünn packt sie heftig, zieht sie an beiden Händen auf die Unterpritsche, die von den Leuten zu dem Zweck geräumt ist. Ich höre seinen Atem keuchen, sehe seine Hände gespreizt an ihren Gliedern auf und nieder tasten. „Herrgott im Himmel", sagt er alle Augenblick, „Herrgott im Himmel..."

Dreißig ausgehungerte Männer sehen ihm verstohlen zu, nur der Zigeuner hockt sich offen neben ihn. Seydlitz und Poseck, Blank, Pod und ich legen uns auf den Rücken, sehen mit starren Augen an die Decke. Ich fühle eine wilde Zärtlichkeit zu Pod, dem Hünen, Pod, dem Bären. Gleichzeitig aber quält mich eine dumpfe Spannung. Ob er auch..."

Plötzlich schreit Brünn. Es ist kein menschlicher Ton, der aus ihm bricht, es ist der Laut eines Tieres, das für Sekunden seine Gefangenschaft vergißt und sich in goldner Freiheit wähnt. Es dringt wie von einem Ringkampf an meine Ohren. Muß man miteinander kämpfen, um das zu erlangen, was das Schönste sein soll? Ist es schmerzhaft...?

Was tun sie? denke ich entsetzt. Ich habe es noch nie gesehen. Ich

habe es auch noch nie getan. Es brennt in mir, als ob es mich zerreißen wolle. Ich muß meine Lippen blutig beißen, um mich nicht aufzurichten und ihnen offen zuzusehen. Wie der Zigeuner ...

Als ich mich gegen Morgen einmal wende, sehe ich das Fleisch des Mädchens leuchten. Sie hat fast nichts mehr auf dem Leib. Es ist auch Brünn nicht mehr, der bei ihr kniet. Es ist schon der vierte, sechste oder achte ...

Brünn liegt auf dem freien Platz und schläft. Sein hübsches Friseurgesicht lächelt, sein aufgezwirbeltes Bärtchen zuckt. Der kleine Blank weint, es schüttelt seinen Jungenskörper heftig. Pod liegt in Schweiß gebadet neben mir. Er hält die Fäuste auf die Augen gepreßt und flüstert etwas. „Anna", flüstert er unablässig, „Anna ..."

In Samara schicke ich Pod zum letztenmal zum Einkaufen. „Es reicht nur noch zu einem Dutzend Fleischpyroschnis, Pod", sage ich lächelnd. „Die letzten Kopeken – bring, was du kannst!"

Er kommt mit doppelt soviel wieder, als er nach Recht bekäme. Das ist üblich bei ihm, weiß der Teufel, wie er es fertig bringt! Können die Bauernfrauen diesem bettelnden Bären nicht widerstehen oder stiehlt er?

Wir essen uns noch einmal satt. Am nächsten Tag schnallt Brünn sich mit symbolischer Bewegung den Leibgurt enger. „Die schönen Tage von ‚Arangschueß' sind jetzt vorüber, heißt es wo!" sagt er pathetisch.

Ich gehe an den Stationen nicht mehr hinaus. Nein, ich kann Pod nicht länger sehen, wenn er mit offenem Mund vor einem Tische mit Pyroschnis steht, den schweren Oberkörper etwas vorgeneigt, die Augen fast hypnotisiert auf ihr fettblankes Braun gerichtet. Man hat ihn schon einmal gepeitscht, weil er das Einsteigen dabei überhörte – jetzt achtet Blank auf ihn. Alle haben ein elendes Gefühl in der Magengrube, wenn sie Gänse und Enten sehen. „Ich kann das Zeugs nicht mehr riechen!" sagt Brünn.

Den beiden Ruhrkranken geht es schlechter. Sie liegen zusammengekrümmt unter der Pritsche und ihre Gesichter sind wie mit zerknittertem Pergament überzogen. Sie können sich nicht mehr an die Schiebetüren schleppen, um sich zu entleeren, um sie herum steht eine Lache aus gelbem Schleim und blassem Blut. Ihre nassen Kleider riechen entsetzlich, und wenn man aus dem Freien in den Waggon tritt, glaubt man brechen zu müssen, bis Galle kommt.

Ich rede zum drittenmal mit dem Posten. „Kamerad", sage ich, „die Leute sterben jetzt, wenn man sie nicht in ein Lazarett bringt! Wir werden alle angesteckt, melden Sie es doch dem Transportführer ..."

„Verreckt, zum Teufel! Und wenn du mir noch einmal damit kommst ..." Er legt die Hand auf die Nagaika. Ihre Stränge sind noch schwarz vom Blut Schnarrenbergs.

„Was sind das eigentlich für Soldaten?" fragt Seydlitz heiser.

„Oh", sage ich, „das sind keine Soldaten – Deportiertentransporteure, jene Polizeitruppe, deren alleinige Aufgabe es ist, die Verbrecher nach Sibirien zu bringen. Man erkennt sie an der Ausrüstung: Grüne Rubaschka, schwarze Reithose, Revolver mit roter Kordel, Kosakensäbel, Nagaika."

„Dann sind wir also keine Kriegsgefangenen?" sagt er nur. „Dann sind wir also Verbrecher, Mörder, Diebe, Deportierte? Oh, dann verstehe ich ..."

Eines Morgens hören wir ein langgezogenes Jammern unter unserer Pritsche. Pod steigt hinab, zieht einen Kranken an den Füßen aus dem Dunkel. Er ist sehr schwer, der andere liegt halb auf ihm. Pod faßt auch ihn und fährt erschrocken zurück. „Er ist schon kalt!" sagt er rauh. „Kommt, faßt mal an!" Der Obere muß sich im Sterben über ihn gewälzt haben, der Untere war schon zu schwach, um sich von ihm zu befreien. Nun macht er mit entsetzten Augen flehende Bewegungen und gurgelt etwas, was wir nicht verstehen.

Bis wir die nächste Station erreichen, hat auch der zweite aus-

geseufzt. Wir atmen auf. „Gott sei Dank!" sagt der Schwalangscher. „Endlich werden wir sie los!" Niemand ist ihm diesmal böse. Alle denken das gleiche.

Als der Zug hält, eile ich zum Transportführer, einem bärtigen Unteroffizier. „In unserem Waggon sind zwei Mann an Ruhr gestorben. Ich bitte zu veranlassen, daß man sie auslädt!"

„O nitschewo! Das gibt große Schreibereien. Laßt sie nur liegen. Wir sind ohnedies bald am Ziel. Ich muß die volle Zahl abliefern."

Ich fühle, daß ich erblasse. „Wie...? Aber das geht doch nicht... Wir werden alle angesteckt... Wir haben teilweis offene Wunden..."

„Ich muß die volle Zahl abliefern!" ruft er brutal. „Idji! Hunne! Pascholl!"

Ich gehe zurück. Als ich es sage, spricht niemand ein Wort. Schnarrenbergs Kiefer mahlen heftig. Der kleine Blank schlägt seine Hände vors Gesicht. Seydlitz wirft mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück.

„Schmeißt sie unter die Pritsche!" sagt der Posten. Und dreht sich eine Zigarette und spuckt aus.

Pod und Brünn ziehen sie an den Beinen in die dunkelste Ecke. Sie gleiten lautlos auf dem Boden hin und lassen eine breite Spur rötlichen Schleims zurück, wie große Schnecken. „Wir müssen auf der nächsten Station den Boden waschen", sagt Schnarrenberg. „Und Chlor aus den Aborten holen und darüberstreuen. Sonst verrecken wir allesamt..."

Wir fahren vier Tage mit ihnen zusammen. Allmählich dringt ein beißender Geruch durch die Ritzen unserer Pritschen. Sie liegen gerade unter uns, und es ist manchmal, als ob die Leichenkälte ihrer Körper bis in unsere Glieder steige.

Wir sprechen nichts mehr. Wir singen auch nicht mehr. Nachts fahren oft ein paar zugleich gellend aus Träumen auf. Pods volles Gesicht ist in den letzten Tagen fahl und hohlwangig geworden. Der kleine Blank weint sich jetzt öfter in den Schlaf. Er sucht dann

an Pods breitem Körper Schutz wie ein Kind an seiner Mutter. Seydlitz trägt den Kopf mit einer Haltung, als sei ihm der Nacken erstarrt.

Bei unserer Ankunft im Lagerbahnort fällt der erste Schnee. Er fällt staubfein und durch sein flimmerndes Geriesel sehen wir ein Land, das bis zum Horizont in lebloser Öde liegt. Wir wissen noch nicht, daß diese baumlose Steppe eine der elendesten Gegenden Allrußlands, die Orenburgische Sandsteppe ist, aber wir fühlen ihre Trostlosigkeit im ersten Anblick. „Und in dieser gottverlassenen Weltecke sollen wir privatisieren?" fragt Brünn.

Wieder müssen wir stundenlang in zwei Gliedern vor den Waggons warten. Alles friert heftig, wir Verwundeten besonders, weil wir mit unseren lahmen Beinen nicht auf den Boden stampfen können, um uns zu erwärmen. „Hätten sie uns nicht wenigstens solange in den Waggons lassen können, bis es ihnen bequem ist, uns in Empfang zu nehmen?" knurrt Schnarrenberg.

Endlich kommen aus dem nächsten Ort ein paar Kosakenoffiziere angeritten. Man zählt uns ab, ein-, zwei-, dreimal – es will nicht stimmen. „Wo sind die beiden Fehlenden, zum Teufel?" brüllt der bärtige Unteroffizier.

„Im Waggon!" murmelt ein dumpfer Chor.

„Warum sind sie nicht mit angetreten?" keift er weiter.

„Weil sie verreckt sind!" schreit Seydlitz auf.

„Holt sie, sofort!"

Pod winkt dem Schwalangscher. „Bind mir mal das Taschentuch vor die Nüstern!" sagt er grimmig, nimmt einen zweiten Fetzen und bindet ihn dem Schwalangscher über den Mund. Dann klettern sie mit zusammengebissenen Lippen in den Waggon und ziehen die beiden an den Stiefeln heraus.

„Halt, halt – wohin?" schreit der Unteroffizier.

„Wohin sie gehören!" murmelt Pod und legt sie mitten vor die Hufe des Kommandantenpferdes. Das Tier schnaubt heftig,

bäumt und weicht zurück. Das Pferd des zweiten, ein Schimmel, überschlägt sich fast. Die Gesichter der Toten sind blauschwarz. Der Schnee deckt ihre offenen Augen mild und eilig zu.

„Vollzählig, Euer Hochwohlgeboren!" meldet der Unteroffizier.

Der Kommandant, ein kleiner, dürrer Kerl mit einem Spitzmausgesicht, nimmt unberührt und flüchtig die Hand an seine Pelzmütze. „Zu vieren – marsch!" grillt er vom Sattel aus.

Wir setzen uns schweigend in Bewegung. „Diese Spitzmaus ist ein Schinder, wenn ich nicht irre", sagt Pod überzeugt.

Man führt uns zum erstenmal seit der Gefangennahme in Erdbaracken, jene gefürchteten, tief in die Erde eingegrabenen, mit einem flachen Dach bedeckten Rechtecke, die scheußlich ungesund sind. Sie scheinen auch nicht einmal fertig, ihre Wände sind erst teilweise mit dünnen Brettern verschalt, zeigen an vielen Stellen noch die nackte Erde. An den Kurzseiten befinden sich die Türen, an den Längsseiten ein paar kleine Fenster, vom Schnee bereits halb zugeweht. In der Mitte führt ein schmaler Längsgang von Tür zu Tür, allen übrigen Raum nehmen Pritschen ein, tannene Bretter in zwei Etagen.

„Donnerwetter", sagt Brünn, „die reinsten Fuchslöcher! Und so dunkel, daß man nicht einmal die Morgenzeitung lesen kann!"

Wir legen uns zusammen wie bisher. Wiederum zwingt man doppelt soviel Menschen in eine Baracke, als sie eigentlich Plätze hat. Wenn wir uns nur etwas rühren, einen Tisch zusammenzimmern und zwischen uns aufstellen könnten! Seit Wochen essen wir nun schon vom nackten Boden. Unsere Rücken werden mit der Zeit so krumm werden, daß wir nie mehr zum Himmel aufblicken können ...

„Erscheint Ihnen der Ofen nicht zu klein für einen solchen Raum?" fragt Blank ängstlich. Er ist blutarm und friert immer.

„Erdbaracken sollen sehr warm sein", sagt Seydlitz tröstend.

Am ersten Abend kommt Pod mit einem klapperdürren Infanteristen angerückt. „Das ist auch einer, der zu ewigem Hungern

verdammt ist", sagt er sachlich. Es scheint ein verwegener Bursche zu sein, in seinem lederhäutigen Gesicht sitzt eine scharfe Hakennase, blinzeln ein paar schwarze Feueraugen. „Können wir den Mann noch in unsere Gilde aufnehmen?" fährt Pod fort. „Es ist ein weitgereister Bursche, Artist und Zauberer. Er kann uns hin und wieder mit seinen Künsten etwas aufheitern, dachte ich."

Als nach drei Tagen das erste Brennholz kommt, große, duftende Scheite, geht Pod mit dem Artisten auf Beuteritt. Er kommt mit einem blauen Auge und acht Scheiten zurück und lächelt spöttisch. „Hier, Kinder", sagt er, „ist für jeden ein Kopfkissen, dicke und dünne! Wählt sie aus, wie ihr's bei Muttern gewohnt wart!"

Es sind lauter glatte, keilförmige Stücke. Ich nahm bis dahin immer meine Reitstiefel, die weiche Schäfte haben. Wenn man die Schäfte um die Sohlen wickelte, gaben sie brauchbare Kopfkissen, aber auf den Keilklotz gelegt, schläft es sich wie auf Roßhaarkissen. Wenn wir nur Decken hätten ... Ich hatte bei der Gefangennahme glücklicherweise meinen langen Kavalleriemantel an, kann ihn zum Zudecken benutzen. Viele aber haben nichts als den Waffenrock auf dem Leibe und frieren jede Nacht entsetzlich.

Schnarrenberg, auch in dieser Baracke der Rangälteste, gibt bekannt, daß der Kommandant für den Verkehr mit den Kriegsgefangenen einen Dolmetscher suche. „Melden Sie sich doch!" dringen Seydlitz, Pod, Brünn und Blank in mich. „Wer weiß, wer sich sonst meldet, uns vielleicht für kleine Vorteile verschachert und verrät ...? Ja, Junker, tun Sie's! Dann kommen unsere Beschwerden wenigstens ans Ziel!"

Ich lasse mich von einem Posten zum Kommandanten führen. Die Spitzmaus sitzt im Stabsgebäude, raucht eine Papirossi nach der andern. Vor ihm steht ein deutscher Stabsarzt, den ich noch nicht gesehen habe, ein feiner, straffer Mensch. Ich höre gerade noch, daß er ihm auf französisch sagt, daß unbedingt etwas geschehen müsse.

„Qui, oui, certainement, sans doute . . .“

Ich habe den Kommandanten ohne Grund im Verdacht, daß er nur ein paar Brocken Französisch kann. Er braucht immer die gleichen Worte: Certainement, sans doute . . .

„Es ist unerhört“, fährt der Arzt mit scharfer Stimme fort.

„Qui, oui, sans doute . . . Nun, und Sie?“ wendet er sich auf Russisch an mich.

„Ich melde mich als Dolmetscher. Euer Hochwohlgeboren verlautbarten –“

„Gut, charascho . . . Sie sind sehr jung? Muß man in Deutschland schon Kinder an die Front schicken?“

Immer die gleiche, dumme Frage! denke ich. „Ich bin Kriegsfreiwilliger!“ sage ich zum hundertsten Mal.

Er lächelt höhnisch. „So . . .? Nun, viel Vergnügen . . .“

„Haben Euer Hochwohlgeboren noch Befehle?“ frage ich kurz.

„Nein, Sie können gehen. Sie sind ab heute Dolmetscher. Übrigens brauche ich auch Sie nicht mehr, Herr Doktor. Guten Tag . . .“

Vorm Stabsgebäude bleiben wir unvermittelt stehen. „Doktor Bockhorn“, sagt der Stabsarzt kurz. Ich nenne Rang und Namen und Regiment. „Wir werden also in gewissem Sinn zusammenarbeiten, Fähnrich“, sagt er und drückt mir fest die Hand. „Und wir werden es beide nicht leicht haben. Es herrschen unglaubliche Zustände in diesem Lager, vor allem in sanitärer Beziehung. Und es geschieht nichts! Ja, er verspricht alles – certainement, sans doute – dabei versteht er nicht einmal französisch, dieser gekalkte Asiat! Aber was will ich machen, deutsch kann er nicht, russisch kann ich nicht . . . Jetzt wird es besser werden!“

Als ich zurückkomme, sieht man mir voller Spannung entgegen. „Nun, mein Sohn“, fragt Pod, „wie war es in der Höhle des Löwen?“

„Ja, ich bin Dolmetscher geworden“, sage ich freudlos. „Aber du hast recht gehabt, Pod: Die Spitzmaus ist ein Schinder! Trotzdem brauchen wir keine Angst haben. Es ist ein deutscher Arzt im

Lager, der Haare auf den Zähnen hat. Der wird schon für uns sorgen. Dr. Bockhorn heißt er ..."

Gestern morgen ließ die Spitzmaus einen Österreicher peitschen, weil er vor Hunger ein Stück Fleisch gestohlen hatte. Vier Kosaken zogen ihn aus und warfen ihn auf den gefrorenen Boden. Hände und Füße banden sie mit langen Stricken zusammen. Je zwei zogen seinen Körper an diesen Strängen auseinander, bis er sich zum Zerreißen spannte.

Ein Unteroffizier schlug eine siebenschwänzige Nagaika mit aller Kraft über seinen nackten Rücken. Schon nach den ersten Schlägen sprang die Haut über der mageren Wirbelsäule und den Rippenbögen auf. Der Österreicher schrie, als ob er sterben müsse, er floß von Blut. Die Spitzmaus rauchte eine Zigarette und folgte jedem Schlag. „Laut zählen!" rief sie mehrfach. Als es vierzig Schläge waren und der Kosak einhielt, sagte sie ruhig: „Noch zehn, dann schreit dieser Barbar nicht mehr ..."

Kurze Zeit später setzte die erste Winterkälte ein. Es gibt nur so viel Holz, daß sich der Ofen etwas erwärmt, um die Plätze in seiner Nähe entspinnen sich täglich Schlägereien. Frieren tut weh, aber wenn es nicht an allem anderen fehlen würde ... Nicht einmal Wasser gibt es im Lager. Es muß mit Tonnen aus dem Fluß geholt werden, und niemand will das bei der Kälte tun. Als ich dem Kommandanten melde, daß sich zwei Wasserholer die Hände erfroren hätten, weil sie keine Handschuhe besäßen, antwortet er, daß sie ihre Fußlappen darum wickeln sollen.

Ich beantrage Werkzeug, um wenigstens eine Abortgrube ausgraben lassen zu können. Nicht einmal dafür gibt es ein Haus oder wenigstens einen bestimmten Platz – alle Gefangenen setzen sich in die Ecken des Hofes, seit der Kälte sogar vor die Barackentüren. „Ich habe kein Werkzeug", sagt der Kommandant und feilt sich die Nägel.

Ich bitte um größere Holzzuweisungen. Die Leute an den Außenwänden sind morgens mit den Kleidern auf den feuchten Pritschen angefroren. „Es gibt in der ganzen Steppe kein Holz", antwortet der Kommandant und dehnt sich wohlig vor dem überhitzten Ofen. „Übrigens sind die Öfen nur zur Ventilation in den Baracken, nicht zum Heizen. Kriegsgefangene haben sich selbst zu erwärmen!"

Als ich das Stabsgebäude verlasse, geht mir ein junger Kosakenkapitän nach. Er hielt bei unserem Einzug neben dem Kommandanten, sein Schimmel überschlug sich fast, als Pod die Toten vor die Pferde legte. Er grüßt mich höflich, sieht mich lange an. „Sagen Sie mir noch einmal, was Sie wünschen", sagt er mit guter Stimme. „Ich werde sehen, ob ich etwas erreichen kann. Aber erhoffen Sie nichts – ich bin machtlos wie Sie ..."

Beim Eintritt in unsere Baracke dröhnt mir ungewöhnliches Gelächter entgegen. Ein baumlanger Pionier von der Nachbarpritsche hält einen Zettel in den Händen, liest gerade vor. „Hast Du denn noch nicht gemerkt, daß ich Dich liebe?" liest er pathetisch. „Ich verzehre Dich mit meinen Blicken, ich folge Dir überall nach, ich streichle den Platz, an dem Du liegst! Komme heute nacht zu mir, in meiner Ecke sagt niemand etwas, jeder von uns hat einen Freund ..."

„Was bedeutet das eigentlich?" frage ich Pod.

„Ein Liebesbrief", sagt er leise, fast schamhaft. „Der Pionier hat ihn zufällig gefunden. Irgend jemand von seiner Pritsche muß ihn geschrieben haben."

„Ein Brief von einem Mann an einen Mann?" frage ich dumm.

„Ja, gewiß ..."

„Das verstehe ich nicht ..."

Der Pionier liest weiter. „Ich küsse Dich, ich bete Dich an ..." In diesem Augenblick lacht jemand unecht, künstlich, kreischend auf.

„Mensch", ruft ein anderer ärgerlich, „verstell dich nicht! Hast du nicht heute morgen selbst noch einen an den kleinen Dragoner geschrieben? An den kleinen Blank von nebenan?"

In der zweiten Woche holte mich ein deutscher Sanitäter. „Sie möchten zu Dr. Bockhorn kommen."

Dr. Bockhorn wohnt mit fünf österreichischen und zwei jungen deutschen Ärzten in einem abgesonderten Steinhaus. Alle begrüßen mich herzlich, sind jedoch auffällig schweigsam. „Fähnrich", sagt Dr. Bockhorn, „ich muß Ihnen eine schlechte Mitteilung machen. In Baracke IV ist Typhus ausgebrochen."

„Jawohl, Herr Stabsarzt!" sage ich leer.

„Wir müssen beraten", fährt er fort. „Wir haben nichts, keinerlei Hilfsmittel. Was sollen wir mit leeren Händen tun? Nicht einmal eine Lazarettabteilung gibt es im Lager. Dabei zählen wir insgesamt 24000 Mann. Weder Decken noch Verbandstoff, weder Wäsche noch Seife, weder Wasser noch Holz ist vorhanden. Es wird eine entsetzliche Katastrophe, wenn wir nichts beim Kommandanten erreichen. Machen Sie sich für morgen bereit. Wir wollen inzwischen zusammenstellen, was wir unbedingt brauchen!"

In der Tür unserer Baracke stoße ich auf Seydlitz. „Was ist mit Ihnen?" fragt er. „Sie sehen so elend aus?"

„Nichts, Seydlitz. Wirklich ..."

Wir kriechen zusammen auf unsere Pritsche. Er stützt mich etwas beim Hinaufklettern. „Wenn man wenigstens einmal Post bekäme", sagt Brünn gerade. „Ich habe jetzt schon seit fünf Monaten nichts von meiner Alten gehört ..."

„Ja", sagt Pod finster, „keine Nachricht von zu Hause, das ist das Schlimmste! Können nicht alle längst gestorben sein? Wenn ich nur wüßte, ob die Ernte gut eingekommen ist ..."

„Mein Ältester ist Ostern in die Schule gekommen", sagt Schnarrenberg – ich hörte ihn noch niemals so weich sprechen. „Wie er wohl aussieht mit der bunten Mütze, der blonde Bengel ..."

„Meine Schwester ist dieses Jahr konfirmiert worden", sagt von Poseck verträumt. „Sie ist so schön und sanft, daß ich mich immer vor ihr schämte ..."

„Mein Bruder sollte heuer in die Lehre kommen", sagt der kleine

Blank. „In das gleiche Geschäft, in dem ich war. Sie nahmen ihn gern, als Ersatz für mich. Es ist ein großes Kolonialwarengeschäft, in dem es alles gibt: Butter, Brot, Zucker, Eier, Wurst, Schinken . . ."

Plötzlich dreht Pod mich an den Schultern zu sich herum. „Was hast du, Junge?" fragt er rauh. „Fehlt dir was?"

Ich mache mich los. „Laß mich, Pod!"

„Nein, sage es, Junge!"

„Ruf sie alle her, Pod!" sage ich heiser. „Aber leise – es soll noch niemand wissen."

Sie rücken dicht heran. Sechzehn Augen sehen, Schweres witternd, weit aufgerissen, in mein Gesicht. „Es ist Typhus ausgebrochen, Kameraden!" sage ich flüsternd.

Wir haben nichts erreicht. Zuerst haben wir gebeten, dann haben wir geschrien. Zuletzt hat uns die Spitzmaus hinausgeworfen. Der Kosakenkapitän ist neben ihm gestanden. Sein Gesicht ist weiß geworden, als er mich übersetzen hörte, was Dr. Bockhorn vorbrachte. Und er hat sich zwischen den Stabsarzt und den Kommandanten geworfen, als dieser mit der Reitpeitsche auf ihn losgehen wollte.

In der Baracke kommen täglich Erfrierungen vor. Auf jeder Pritsche liegt bereits ein Fiebernder. Zum Wasserholen müssen die Kosaken die Leute mit den Nagaiken hinaustreiben. Im Freien, rechts und links der Türen, beginnen sich Kothaufen aufzutürmen. Einzelne gehen schon nicht mehr hinaus, wenn sie sich entleeren müssen. Wir haben uns seit fünf Wochen nicht mehr gewaschen. Der zähe Kampf gegen das Ungeziefer wird allmählich sinnlos. Manchmal ist es, als kröchen die Läuse scharenweis aus der Erde. Dazu sind unsere Gesichter von Wanzenbissen unförmig verschwollen.

„Ja, aber um Gottes willen", sagt Schnarrenberg verwirrt, „das geht doch nicht so weiter? Wohin führt denn das . . .?"

„Diese Läuse", sagt Pod gemächlich und setzt ein dickes Tier, das eine schwarze Zeichnung auf dem Rücken hat, auf seinen Daumennagel, „haben von den Russen dafür, daß sie uns zu Tode quälen, das Eiserne Kreuz verliehen bekommen! Siehst du es, dort auf dem Rücken?"

„Weißt du übrigens, Pod", sag ich rauh, „daß sie die Überträger des Flecktyphus sind?"

Sein Lächeln verschwindet. „So ..." sagt er heiser. „So ...?"

Die kleinen Fenster sind jetzt völlig verschneit. Vorher konnten wir wenigstens noch an den Beinen der Vorübergehenden erkennen, ob ein Kamerad oder ein Russe auf die Baracke zukam. Ja, wir hatten schon gelernt, unsere Kameraden an den Stiefeln und an der Art zu erkennen, wie sie ihre Füße setzten, wußten, daß Schnarrenberg von einem Dienstgang zurückkam, wenn ein paar schwere, etwas nach außen gekrümmte Reiterstiefel vorüberstampften oder der Artist auf einen Beutezug ging, wenn ein paar hagere Storchbeine, die wie zwei Stöcke in viel zu weiten Infanteriestiefeln staken, vorüberschlichen.

Viele beschäftigten sich stundenlang damit, aus diesem untersten Stück eines Menschenkörpers nicht nur Stand und Nationalität, sondern auch Alter und Charaktereigenschaften zu ermitteln. Sie machten es gleichsam zu einer Wissenschaft und sagten, daß an den Stiefeln und dem Gange eines Menschen mehr sichtbar sei als an seinem Gesicht. Jetzt können wir uns nicht einmal mehr damit die Zeit vertreiben.

Alles beginnt allmählich in einer trüben Dämmerung zu verkommen. „Nicht einmal seine Läuse kann man mehr finden!" sagt Brünn. Petroleum für die beiden Lampen an den Enden der Baracken vor den Türen gibt es nur so viel, daß sie abends drei Stunden brennen. Unsere Gesichter werden langsam bleich und zuchthausfahl, unsere Bewegungen schlaff und schlenkerig. Alle haben bereits lange, zottige Bärte und vor Schmutz rote, entzündete Augen. Wir haben kaum Messer, um uns die Nägel zu

schneiden, und müssen sie, um keine Krallen zu bekommen, abkauen oder abreißen. „Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Heulen wäre!“ sagt Brünn manchmal.

In unserem „Beritt“, einst dem straffsten und heitersten der Baracke, ist es unheimlich still geworden. Nur Brünn macht hin und wieder noch seine ironischen Bemerkungen, aber sie sind seltener als in den schlimmsten Zeiten an der Front. Schnarrenberg ist wider Erwarten äußerst kleinlaut geworden. Viele verachten ihn darum, ich glaube ihn zu verstehen. Es ist eine Periode der Umstellung für ihn. Sein hartes, aber gerechtes Soldatenherz kann dieses sinnlose Leiden noch nicht begreifen. Er hält es gleichsam noch für unwirklich und vorübergehend, wird aber in dem Augenblick der Alte, Tapfere, Entschlossene sein, in dem der exakteste Ordnung gewohnte Befehler sich daran gewöhnt und es in seinem Kopf an den richtigen Platz gebracht hat. In dem er es als Kampf gegen einen Gegner empfinden kann, dazu als einen Kampf, der den Kämpfen an der Front gleich oder sogar höher zu achten ist.

Der kleine Blank ist der Verzagteste von allen. Es tut uns weh, ihm zuzusehen. Er leidet, weil er so viel Blut verlor, von allen am schlimmsten unter dem ewigen Frieren. „Aber das sind doch nur Sommerbaracken?“ fragt er oft. „Darin kann man doch keine Menschen über Winter lassen? Und dazu über einen russischen Winter?“

Heute sind in Baracke IV zwanzig Mann gestorben. Alle an Flecktyphus.

„Junker“, sagt Pod eines Morgens, „an der Tür liegen zwei Ungarn. Sie sind seit gestern nicht mehr aufgestanden und sehen eigentümlich aus. Sieh doch mal nach, ob . . .“ Er bricht ab, sieht mich mit einem Augenausdruck an, daß ich mich abwende.

In einem unbemerkten Augenblick schleiche ich hin. Ja, es sind zwei in hechtgrauen Uniformen, Honvedleute. Sie liegen scheinbar

schon im Delirium. Neben ihnen sitzen ein Paar Kroaten, keiner gibt acht auf sie. Pod hat sich nicht getäuscht. Ihre Hände sind voller roter Flecken. Ihre Lippen borkig. Sie haben Typhus.

Als ich zurückkomme, zieht Pod mich auf die Seite. „Nun?"

„Ja, Pod", sage ich heiser, „jetzt ist er auch in unsere Baracke eingezogen. Aber sage es allen von unserem Kreis. Sie müssen es wissen. Damit sie sich vorsehen können ..."

Pod geht herum. Seydlitz kneift mit einer unnachahmlichen Bewegung die Augen zusammen, als er es ihm sagt. Es gibt seinem rassigen Gesicht einen unsagbar hochmütigen und verächtlichen Ausdruck. Brünn zittert und sinkt schlagartig in sich zusammen. „Das ist unser Todesurteil!" sagt er mit einem Ernst, den ihm bis dahin niemand zugetraut.

„Dummheit!" fährt Schnarrenberg auf. „Dummheit und Feigheit! Behalten Sie solche Redensarten wenigstens für sich, nicht wahr?"

Dem kleinen Blank schießen die Tränen aus den Augen. „Ich bin der erste", sagt er schluchzend. „Ich habe keine Widerstandskraft mehr. Das ewige Frieren hat mir alles genommen ..."

Die beiden Ungarn starben am gleichen Abend. Jetzt flackert es an allen Enden auf – wie Irrlichter auf giftigen Sumpfgasen. Wir haben plötzlich reichlicher zu essen, das ist das erste Zeichen. Nicht, daß wir mehr bekämen, es verweigern nur viele die Suppe, weil sie nicht mehr essen können. Das ist kein Vorteil für uns, wenn es auch so aussieht, denn sie ist so dünn, daß wir sie kübelweise trinken könnten, ohne Kraft daraus zu ziehen. Nein, wir nehmen nicht mehr, als wir notwendig brauchen. Sie macht einen quälenden Durst, und niemand hat Wasser, um ihn zu löschen. Man spürt in unserer Lage aber Hunger weniger als Durst.

Die Fiebernden gehen nicht mehr vom Platz, um ihre Notdurft zu verrichten. Der Sandboden beginnt vom Urin aufzuweichen, unter den Pritschen sammeln sich Kothaufen. Schnarrenberg hat die Gesunden in Kommandos eingeteilt, um abwechselnd die Ex-

kremente fortträumen zu lassen. Ja, Schnarrenberg findet sich langsam wieder. Es ist ihm klargeworden, daß er auch hier, im Hinterhof des Krieges, kämpfen kann. Er muß nur erst die neue Art erfassen, und das geht nicht von heute auf morgen. Es ist eine Art, von der sich ein deutscher Mensch keine Vorstellung machen kann. Und ein gehorsamgewohnter Soldat hat es hier schwerer als zu Hause oder an der Front. Seine Befehle werden nur befolgt, wenn Pod und der Artist die Kommandierten mit einem Holzscheit an die Arbeit treiben. Am ersten Tag hat Pod einen Österreicher niederschlagen müssen, um Schnarrenbergs Befehle durchzusetzen. Sein Artist ist unbezahlbar, ein Djiujitsukämpfer, der jeden Widerstand mit einem blitzhaften, geheimnisvollen Griff erstickt.

Unser Beritt geht, um den Rangältesten zu unterstützen, mit bestem Beispiel voran. Von Seydlitz räumt oft, ohne an der Reihe zu sein, mit hochmütigem Gesicht, gleichsam als sei es eine adelnde Arbeit, die Kothaufen aus unserer Nähe fort. Niemand von den Nachbarpritschen würdigt das. Niemand würdigte auch Schnarrenberg, obwohl er sich durch seine Befehle täglich in Lebensgefahr begibt. Es ist so weit, daß er nicht mehr ohne Leibwache durch die Baracke gehen kann. Man würde ihn erwürgen, glaube ich. Dabei retten seine energischen Anordnungen sicherlich vielen das Leben. Aber es ist, als ob sie alle Hoffnungen fahren gelassen hätten, am liebsten ihre Hände vor die Augen schlügen und im eigenen Schmutz erstickten.

Dr. Bockhorn teilte mir mit, daß der Typhus bereits auf alle Baracken übergegriffen habe. Es sterben täglich sechzig Menschen. In wenigen Tagen ist Weihnachten.

Mit dem Artisten hat Pod einen guten Griff gemacht. Er ist für alles verwendbar, immer willig und geschickt. Augenblicklich besorgt er uns allen gute Kleidungsstücke. Zwar kann auch er nicht hexen, sondern sie nur den Toten abnehmen, aber daran nimmt niemand Anstoß. „Wärmen sie deswegen weniger?“ sagt Brünn.

Nein, wir frieren nicht mehr so arg, das ist die Hauptsache. Wir

erkennen uns allerdings kaum mehr, denn alle sitzen unförmig vermummt, mit zwei oder drei Waffenröcken übereinander, auf den Pritschen. Wir tragen meistens österreichische Uniformen über unseren alten, sie sind nur dünn, aber doppelt und dreifach wärmen sie dennoch. Zuweilen zeigt uns der Artist ein paar seiner Taschenspielerkunststückchen. Wenn auch niemand mehr darüber lacht, sehen ihm doch alle gerne zu.

Der einzige, der keine fremde Kleidung annimmt, ist der kleine Blank, der sie am nötigsten hätte. „Nein", schreit er, als der Artist ihm einen Mantel aufdrängen will, und weicht vor ihm zurück, als ob er sich an ihm verbrennen könne, „nein, Hatschek! Lieber frieren! Lieber frieren ..."

Gestern war Heiligabend. Was soll ich noch schreiben? Nichts als das Wort, das Dr. Bockhorn am Abend sprach: „Ein Mensch, der nicht fähig ist, sich für eine Idee aufzuopfern, gleich welcher Art, ist im höheren Sinn noch kein Mensch, kam über die Tierstufe nicht hinaus ... Wir tun hier das, was erst den Menschen ausmacht: Leiden für eine Idee ..."

In ihm liegt alles! Und nur mit diesem Leitwort kann man uns verstehen ...

Heute morgen starb der erste Arzt. Es ist der jüngere der beiden Deutschen, der mit dem verhauenen Gesicht. Er ist gestern bei einem Kranken zusammengebrochen und nicht mehr zum Bewußtsein gekommen. Dr. Bockhorn rast. „Sind wir im Irrenhaus?" brüllt er. „Sind wir in der Hölle?" Er ist in den letzten Wochen um zehn Jahre gealtert.

Vor den Baracken beginnen sich die Leichen aufzuhäufen. Nicht einmal einen Schuppen gibt man uns, um sie darin aufzustapeln, denn die Erde ist zu stark gefroren, um sie verscharren zu können. Es gäbe auch niemanden mehr, der noch schwere Arbeit tun könnte, ohne dabei umzufallen. Sie werden einfach hinausgeworfen und

liegen auf den Kothaufen herum, und fette Ratten nagen an ihren Bäuchen.

Der kleine Blank will nicht mehr hinausgehen und fleht uns an, ihn nicht mehr zu schicken. Jetzt hat er irgendwo eine alte Blechbüchse aufgetrieben. „Verzeiht mir", sagt er kindlich, „aber ich kann nicht mehr vor die Tür gehen. Ich sterbe vor Grauen. Überall liegen die Toten herum. Und sehen mich an ..."

In unserer Baracke haben wir bis jetzt vierzig Tote. Aber wir haben noch alle hinausbringen können. Pod ist immer noch stark und gut. Im ganzen Lager sterben in diesen Tagen, Ende Januar, täglich hundert Menschen.

Ich erinnere mich eines Kinderkarussells auf dem Jahrmarkt, von dem man mich als Kind nie fortbringen konnte. Nicht wegen des bunten Drehens, nur wegen eines jener Bilder, die zu sechs, acht die obere Rundung zierten. Auf diesem Bilde war eine sibirische Landschaft mit viel Schnee zu sehen, durch die ein Haufen bärtiger Kosaken peitschenschwingend Männer und Frauen, Deportierte, trieb. Warum hat mich gerade dies Bild so gefesselt? Mehr als alle anderen, die Szenen schilderten, wie das, die ich aber alle vergessen habe?

Gibt es Ahnungen? Aber dann ist ja alles längst vorbestimmt? Dann war mir dies Erleben ja schon seit meiner Kindheit sicher? Und dann ist es mir ja auch heute schon bestimmt, ob ich heimkehre oder hier ende? Soll man darüber ruhig werden oder rasend ...?

Gestern starben in unserer Baracke soviel, wie noch vor vierzehn Tagen im ganzen Lager. Es geht rapid bergab mit uns. Man öffnet kaum die Türen mehr, um die Toten hinauszuwerfen. Einmal mußte Pod schon ein Kommando führen, um die Tore wieder frei zu machen. Man konnte wegen der Leichenstapel nicht mehr aus noch ein.

Als er von diesem Gang zurückkommt, sieht er aus, daß ich ihn

fast nicht mehr erkenne. „Junker", sagt er mit einem neuen, fremden Tonfall, „ich bin gern Soldat gewesen und habe mich nicht gedrückt, als unser Vaterland rief. Aber ich ging im Glauben, Soldat zu sein, als Soldat behandelt zu werden – nicht als Zuchthäusler. Dies hier ist ... ist ... Und wenn sie mich noch einmal holen, ohne dafür gesorgt zu haben, daß sich so etwas nicht wiederholen kann –"

„Nicht schwach werden, Pod!" sage ich leise. „Wir stehen hier doch für die Heimat, wie an der Front! Es ist nur eine andere Art von Kampf, eine schwerere vielleicht und entnervendere, aber ..."

Er fuchtelt mit den Armen. „Ja", schreit er, „aber ..."

„Sei ruhig, Pod!" bitte ich. „Und sei gerecht. Glaubst du denn, daß es den russischen Gefangenen bei uns ebenso geht?"

„Die Russen sind nicht schuld an unserem Leiden!" fällt Brünn ein. Seine Stimme klingt schneidend und gehässig. In seinem Kopf ist es nicht mehr in voller Ordnung! denke ich erschrocken.

„Wer dann?" frage ich sacht.

„Der Krieg!" schreit er auf. „Der Krieg!" wiederholt er gellend, hysterisch, hemmungslos. „Der Krieg ..."

Morgens rüttelte mich jemand. Vor mir stand der deutsche Unterarzt, ein junger Medizinkandidat. Er sah verstört aus und seine Augen brannten aus schwarzen Höhlen. „Stehen Sie auf!" sagte er. „Wir müssen noch einmal zum Kommandanten. Heute nacht sind zwei österreichische Ärzte gestorben ..."

Ich gehe neben ihm durch die dunkle Baracke. Zuweilen müssen wir über einen Körper steigen, der seltsam verrenkt im Gang liegt. Es sind Fiebernde, die im Delirium von den obersten Pritschen gestürzt sind.

„Wie halten Sie das aus?" fragt er schwach. „Wir haben wenigstens unser stilles Zimmer, sind wenigstens nachts ein paar Stunden allein – ohne Schreie zu hören, ohne Sterbende zu sehen. Ihr aber ..."

„Man hört und sieht es nicht mehr", sage ich. „Man ist stumpf."

„Ja, eine andere Erklärung gibt es nicht. Trotzdem – "

„Wie geht es dem Stabsarzt?" frage ich rasch.

„Noch gut ... Aber wer weiß, wie lange ... Zu allem kommt, daß er sich innerlich verzehrt. Flecktyphus muß nicht sein, Flecktyphus kann vermieden werden. Licht, Nahrung, Sauberkeit machen ihn unmöglich. Ja, das ist das Bitterste! Daß es nicht nötig ist! Nur Schlamperei, nur Faulheit, nur Gleichgültigkeit ... Ich fürchte die heutige Unterredung ... Er ist nicht mehr Herr seiner selbst!"

Im Arzthaus sind Dr. Bockhorn und ein österreichischer Regimentsarzt schon bereit. „Morgen, Fähnrich", grüßt Bockhorn kurz. „Ich brauche Ihnen nichts zu sagen, wie? Entweder – oder, heißt es heute.

Im Vorzimmer sitzt der Kosakenkapitän. Ich bitte ihn im Namen der Ärzte, uns zum Kommandanten zu führen. Er macht eine hilflose Bewegung, sieht verzagt von einem zum andern. „Herr Kapitän, wir bitten für unsere letzten Fünfzehntausend!" sage ich. Er beißt die Lippen zusammen und geht hinein.

Ein heftiger Wortwechsel. „Sie müssen, Herr Kommandant!" höre ich die Stimme des Kapitäns. „Es ist Vorschrift ..." Endlich tritt er erregt heraus. „Bitte ..."

Wir stellen uns im Halbkreis vor den Kommandanten. Auf seinem Schreibtisch liegt griffbereit ein schwerer Dienstrevolver. Voriges Mal lag er nicht dort! geht es durch meinen Kopf.

Dr. Bockhorn spricht. Ich übersetze. „Wir bitten, uns mehr Wasser zur Verfügung zu stellen. Wir können nicht einmal den Fiebernden die Lippen feuchten. Wir bitten um Militärdecken oder wenigstens um Stroh. Sämtliche Kranken sind von den harten Pritschen aufgelegen, die Ansteckungsgefahr ist dadurch ungeheuer. Wir bitten um Holz für die Öfen. Dreißig Prozent aller Leute haben außer Ruhr und Typhus – Lungenentzündungen und Gliedererfrierungen."

„Ich kann nicht zaubern!“ entgegnet die Spitzmaus.

Dr. Bockhorn beginnt zu schreien. Ich zögere etwas. Dann übersetze ich: „Man richtet kein Gefangenenlager für fünfundzwanzigtausend Mann ein, ohne das Notwendigste vorzusorgen!“

„Wollen Sie mir, einem kaiserlichen Offizier, Vorschriften machen?“ grillt die Spitzmaus zurück.

„Wissen Sie, wieviel jetzt täglich sterben? Einhundertfünfzig? Einhundertfünfzig!“ schreit Bockhorn tobend.

„An der Front sterben noch mehr!“ ruft die Spitzmaus hämisch.

Dr. Bockhorn sieht aus, als ob er ihm an den Hals wolle. „Wir müssen wenigstens einen leeren Schuppen für unsere Toten haben!“ keucht er. „Ist das zuviel verlangt? An der Front beerdigt man sie doch? Hier überläßt man sie den Ratten. In kurzem haben wir Pest.“

Die Spitzmaus zuckt zusammen. „Beerdigt sie doch, wenn ihr könnt!“

„Geben Sie uns Werkzeug! Oder sollen wir mit den Fingernägeln –“

„Ich kann nicht zaubern ...“

Dr. Bockhorn taumelt. „Gut“, sagt er, „gut ... Nun sagen Sie das letzte, Fähnrich: Wir brauchen einen leeren Raum als Isolierlazarett. Neben dem Arzthaus steht eine leere Steinkaserne. Von Posten bewacht. Diese Kaserne wollen wir. Wenn man sie uns nicht gibt, nehmen wir sie uns. Ihr mögt uns dabei totschlagen, wir sind dankbar dafür. Wir bitten zum letztenmal. Dann aber ... dann aber ...“

„Was sagt der Mann jetzt gerade?“ fällt die Spitzmaus lauernd ein.

„Daß die Erbitterung der Überlebenden zum äußersten führen kann!“ übersetze ich. „Und daß die fünfzehntausend Ihre fünfhundert Kosaken in einem Anlauf schlachten, wenn Sie uns nicht –“

„Ihr wollt mir drohen?“ kreischt er.

„Nur unterrichten!“ sage ich kalt.

„Hinaus!" schreit er und greift nach dem Revolver.

„Und das Lazarett?" brüllt Dr. Bockhorn.

„Hinaus!"

„Und das Lazarett?" wiederhole ich schäumend.

Zum zweitenmal springt der Kosakenkapitän dazwischen. „Ich bitte Sie, zu gehen!" ruft er flehend. „Es ist sinnlos ... Ich darf nicht dulden ..."

„Sorgen Sie dafür, daß von diesen Hunnen möglichst wenige die Heimat wiedersehen!" herrscht ihn die Spitzmaus an.

Der Regimentsarzt bekommt einen Weinkrampf. Dr. Bockhorn sieht aus wie ein Irrer. „Alles verloren", murmelt er, „alles verloren ..."

Ich sitze neben Seydlitz auf der Pritsche. Uns gegenüber wälzt sich der baumlange Pionier. Er ist an Gesicht und Händen gefleckt. „Verdammte Hunde", wimmert er. „Verdammte Hunde ..."

„Ich habe mit meinem Schicksal gehadert", sagt Seydlitz langsam. „Warum bin gerade ich zu diesem faulen Nichtstun verurteilt, während meine Kameraden sich Tag um Tag das Leben neu erkämpfen müssen, dachte ich immer." Er blickt im Kreis herum, macht eine zusammenfassende Handbewegung. „Jetzt bin ich damit ausgesöhnt ..."

Spricht er die Wahrheit? denke ich. Oder sagt er es nur, um mir in diesem Chaos einen Halt zu geben? Mir und uns allen einen Sinn zu geben, zum Ertragen des Sinnlosen?

„Wir brauchen uns einstmals nicht schämen, wenn wir in die Heimat zurückkehren", fährt er fort. „Wir werden keine Kreuze auf der Brust haben, nein, das nicht ... Aber man wird unseren Augen ansehen, daß wir derweil nicht abseits standen ... Und vielleicht wird jemand flüstern: Der war in Totzkoje ... Denn wenn wir auch nicht an der Front sind, so sind wir doch nicht weniger für Deutschland hier ... Und wenn es auch ein anderer

Kampf war – so war es doch ein Kampf für unsere Heimat – wie der andere ..."

Wir schweigen lange. Plötzlich beginnt er von Deutschland zu sprechen. Seine harte, etwas knarrende Stimme wird seltsam weich – als ob er von einer fernen Geliebten spräche, klingt es in mein Ohr. Als ob ein Liebender den ersten Nächsten an seinem größten Glück und Sehnen teilnehmen lassen müsse, dringt es in mein Herz.

„Deutschland ist eine blühende Wiese", sagt er zuletzt. „Deutschland ist ein weißes Bett. Deutschland ist reines Wasser ..."

„Junge", sagt Hatschek, der Artist, „zieh doch endlich einen Mantel über! Wir alle tragen sie seit Wochen und haben nichts!"

„Noch nichts ..." flüstert der kleine Blank.

„Ach, Unsinn! Und im übrigen: Glaubst du denn, dich damit retten zu können? Haben wir nicht alle Läuse? Sind wir nicht alle wund? Nun, siehst du ... Nein, das ist Kismet, Junge! Fatum, sagt man auch ... Auf deutsch: Wen's schnappen soll, den schnappt's, und läge er in einem abgeschlossenen Zimmer!"

„Hatschek hat recht, Blank!" sage ich helfend. „Du frierst umsonst! Jede Laus kann es bringen und du hast hunderte an dir – wie alle!"

„Aber ich muß doppelt vorsichtig sein!" sagt er hartnäckig. „Ich bin der schwächste von allen!"

Ich fahre ihm in jäher Zärtlichkeit über den Kopf. Sein Knabenschopf ist verfilzt und aschfarben. Ach, ich hätte es nicht tun sollen! Aus seinen Augen schießen, durch diese Tröstung ausgelöst, perlgroße Tränen.

„Junker", fragt er leise, „haben sie uns denn vergessen?"

„Wer, Junge?"

„In der Heimat, meine ich. Ist Deutschland nicht ein starkes, mächtiges Reich? Wie kann es sein, daß man uns solches antun darf? Wir haben doch nichts Böses getan, haben doch nur gekämpft, ehrlich und anständig, für unser Land, wie die anderen

für ihre Länder? Warum hält man uns in Kerkern? Warum behandelt man uns wie Zuchthäusler? Nein, ich kann es mir nicht anders erklären. Sie haben uns vergessen ..."

„Sie müssen bis zum letzten Mann die Grenzen halten!" sage ich wie zu einem Kinde. „Glauben vielleicht auch, es gehe gut ..."

„Ja", sagt er, „ja, gewiß ... Aber einer könnte trotzdem an uns denken! Wir haben doch Väter und Mütter und Brüder ... Ist denn niemand dort, der sie an uns erinnert, der einmal sagt: Vergeßt die Kriegsgefangenen nicht?"

„Es wird schon jemand kommen, Junge! Es dauert nur lange, wir sind weit fort. Und keine Nachricht dringt zu ihnen ..."

„Ja", sagt er heftig, „wenn wir nur einmal schreiben dürften! Oh, ich würde es ihnen berichten ... Wenn wir Tiere wären, wären wir längst verendet, würde ich ihnen schreiben, aber wir sind Menschen ... Aber nichts, keine Möglichkeit ... Vielleicht denken sie: Ach, unsere Kriegsgefangenen haben es gut. Um die brauchen wir uns nicht sorgen. Für die ist der Krieg ja zu Ende ..."

Oh, er hat recht. Keine Nachricht erhalten, keine Nachricht geben können. Haben wir gesiegt? Haben wir verloren? Nichts wissen, nichts hören. Das ist das Schlimmste.

Wir bekommen täglich mehr Platz in den Baracken. Der ewige Kampf um die Pritschen hat sein Ziel gewechselt. Niemand will mehr die oberen Plätze, weil jeder fürchtet, nicht mehr hinaufklettern zu können, wenn er einmal Fieber bekommt. Und wer das nicht kann und keine untere Pritsche hat, muß auf dem nassen Gang in Kot und Urin liegen.

Von den Decken hängen trübe Eiszapfen herab. Die Fiebernden verfolgen gierig ihr Wachsen und stecken sie zur Kühlung zwischen die borkigen Lippen, sobald sie so groß sind, daß man sie abbrechen kann. Jeden Morgen kommt der deutsche Mediziner. Seine einzige Arbeit ist, die Toten festzustellen. Was soll er sonst auch tun? Er braucht sie nicht einmal mehr anfassen, soviel Übung hat er bereits. „Ex", sagt er nach kurzem Blick, „ex, ex, ex ..."

Pod und der Artist, oft auch Seydlitz, begleiten ihn auf diesem Rundgang. Sie schleppen die mit Ex bezeichneten sofort auf einen Haufen, um sie später hinausschaffen zu können. Man kümmert sich schon nicht mehr um ihre Namen noch um ihre Nationalität. Bis vor kurzem haben wir ihnen noch die Erkennungsmarken abgenommen. Jetzt können wir auch das nicht mehr.

Leben wir eigentlich noch? Oder sind wir schon alle tot? Hausen wir schon seit Jahren in diesem Erdloch? Oder erst seit gestern? Oh, Blank hat recht: Wären wir Tiere, wären wir längst verendet! Aber wir sind Menschen ... Und eine Seele ist schwerer umzubringen als ein Körper ...

Wie lange soll es noch dauern, mein Gott? Seit vorgestern sterben täglich zweihundert ...

Ich habe das letzte versucht. Ich bin zum Kosakenkapitän gegangen. Hatte er nicht die Augen eines Menschen? Ich habe ihn heimlich aufgesucht. Niemand weiß davon.

Ein Posten bringt mich auf die Vorgabe, ihn dienstlich sprechen zu müssen, in seine Wohnung. Er liegt mit offener Litewka auf einem Diwan. Als er mich eintreten sieht, springt er auf. „Ist etwas vorgefallen?" fragt er erschrocken.

„Nein", sage ich, „noch nicht. Aber niemand weiß, wie lange es geht. In uns allen steckt Wahnsinn. Er schlummert nur noch. Alle wissen, daß sie sterben müssen – in solcher Lage schreckt man vor nichts zurück. Was könnte sie auch noch verschlechtern? Nichts ... Es könnte unsere Leiden nur verkürzen ..."

„Was kann ich tun?" fragt er leise.

„Alles! Könnte man uns nicht wenigstens mehr Wasser bringen? Unsere Leute können es nicht mehr hinaufschaffen, sind zu ausgemergelt dazu. Aber Sie haben Soldaten, fünfhundert Mann, die nichts zu tun haben. Oder zum mindesten ein paar Decken? Oder Stroh? Das Stroh von Ihren Pferden meinetwegen, das Sie auf den Misthaufen werfen lassen? Samara ist eine große Stadt, nicht

weit ... Ein bißchen Seife, nur für die Ärzte ... Etwas Wäsche ... Unsere Hemden zerfallen auf dem Leibe ..."

„Ach, verstehen Sie mich doch!" bricht er aus. „Ich bin subalterner Offizier. Ich kann das nicht veranlassen. Und wenn ich so viel Mitleid mit euch hätte, daß ich daran stürbe, könnte ich es nicht ändern ..."

„Etwas müssen Sie tun! Etwas, etwas nur!" Ich flehe fast. „Wir müssen sehen, daß es einen Menschen in diesem Land gibt! Zeigen Sie uns den! Fünfzehntausend Mann verfluchen Rußland, wenn sie ihn nicht sehen, bald sehen, morgen sehen!"

Er wirft sich in einen Stuhl, legt den Kopf auf den Tisch. „Glauben Sie, daß ich in diesem Leben wieder ruhig werden kann? Nein, ich habe zuviel Schande sehen müssen ... Oh, nicht nur hier ... Ich bin zweimal verwundet worden. Aber ich hätte mich schon längst wieder an die Front gemeldet. Wenn ich nicht wüßte, daß dann hier –"

„Ja, bitte, bleiben Sie!" rufe ich. „Versprechen Sie es mir –"

„Ich werde bleiben. Und will auch weiter trachten, abzumildern, auszugleichen. Aber das bedeutet ja nichts!" stöhnt er auf. „Das sind ja nur Tropfen ..."

„Hören Sie", falle ich ein, „gibt es denn keinen Weg, uns wenigstens die Kaserne als Isolierbaracke freizugeben? Könnten Sie nicht, könnten Sie nicht eines Tages ... vergessen ... dort Posten ... aufzustellen?"

Er sieht auf. „Und dann?" fragt er gedämpft.

„Dann ziehen wir ein. Und wenn wir einmal drinnen sind ... Nein, uns wieder hinauszujagen, wird er nicht wagen ..."

„Gut ..."

„Und noch eins: Kommen Sie einmal zu uns! Ich bürge für Sie! Es geschieht Ihnen nichts. Aber Sie haben bis jetzt nur gehört, wie es bei uns aussieht. Sie müssen es einmal sehen – sehen ..."

„Ich werde kommen. Aber jetzt müssen Sie fort. Niemand darf wissen, daß ich mit Ihnen im geheimen sprach. Ich werde degradiert und komme nach Sibirien, wenn er erfährt, daß ich ..."

Er drückt mir beide Hände. „Hier, nehmen Sie ..." Er gibt mir eine Schachtel Zigaretten. „Nun gehen Sie ... Ich will alles tun! Bei Gott ..."

Wie warm und sauber seine Hand war! Wie gut und tröstend seine Stimme klang ...

Brünn hockt auf einer leergewordenen Pritsche. Sein Haar ist wirr, sein Bärtchen hängt herab, seine Augen sind unruhig. Zwischen den Fingerspitzen hält er eine große Laus.

„Daß ein solches Biest den Tod in sich hat, was?" sagt er mit einer Stimme, die vor Erregung weinert. „So klein und unscheinbar – man sollte es nicht glauben ..."

Seine Augen werden starr, beginnen wie hypnotisiert auf den hellen, grauen Punkt zu blicken, der sich mit heftigen Bewegungen aus seinen Nägeln zu befreien sucht. „Willst mich wohl beißen, was? Willst mich wohl impfen? Oder hast du es schon getan ...?"

Plötzlich zerdrückt er sie, schleudert sie auf die Pritsche, trampelt mit beiden Füßen irrsinnig auf ihr herum.

„Du Biest!" kreischt er auf. „Du Biest! Willst du mich morden? Willst du uns alle morden ...?"

Heute war der Kosakenkapitän in unserer Baracke. Pod gewahrte ihn zuerst. „Ein russischer Offizier steht an der Tür und will dich sprechen", sagte er.

„Er will unsere Baracke besichtigen, Pod!" sage ich fliegend. „Aber es darf ihm nichts geschehen! Nimm den Artisten mit ... Schnarrenberg, kommen auch Sie ..."

Wir gehen zu viert ans Tor und nehmen ihn in Empfang. „Ich danke Ihnen", sage ich leise. Er hebt die Hand an die Mütze. „Bitte, rasch!" stößt er aus. Sein Gesicht ist ganz grün. Er sieht aus, als ob er sich übergeben müsse. Kommt das von dem fürchterlichen Gestank in unserem Erdloch? Wir merken es nicht mehr, wir kommen fast nie hinaus, kennen es nicht anders.

Im ersten Quergang liegen zwölf Tote übereinander. Wir warten auf den Arzt, um sie hinaustragen zu können. Vom zweiten Pritschenblock tropft es schleimig herunter. Auf ihm liegen vier Ruhrkranke. Wir warten seit acht Tagen auf ihren Tod, aber sie sind zäh. Der Boden ist mit halbgefrorenen Urinpfützen und zertretenem Menschenkot besät.

„Schlagt sie tot, die russische Bestie!" grellt eine Stimme aus dem hinteren Gang. Wir kennen sie, es ist die Stimme des Schwalangschers.

Pod schiebt sich enger an den Kapitän und faßt das Holzscheit fester. Hatschek geht voraus, ohne Waffe. Schnarrenberg und ich gehen rechts und links.

Ein Steiermärker singt, auf seinen Knien liegend, einen monotonen Psalm. Es hört sich an, als ob es ein Sterbelied sei. Ein Bosniak hebt und senkt sich, das pergamentene Gesicht nach Mekka gewandt, in rhythmischem Gebet auf seiner Pritsche. Ein Bauchtyphuskranker, der im Fieber herabgerollt ist, versucht vergeblich, wieder auf seine Pritsche zu gelangen. Pod hilft ihm im Vorbeigehen hinauf.

Wir kommen in unsere Ecke. „Hier wohnen wir, Herr Kapitän!" Er bleibt einen Augenblick stehen, die Hand mit dem Taschentuch vor den Mund gepreßt. Seydlitz grüßt militärisch. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Blank steht müde auf. Brünn rührt sich nicht, sieht ihm nur schräg, bleich vor Haß, in die Augen. „Verdammte Hunde, verdammte Hunde!" stöhnt nebenan der Pionier.

Der Kapitän wendet sich ab. Sein Gesicht sieht aus, als ob ihn ein Alp zerdrücke. Der kleine Blank hebt flehend die Hände hinter ihm her. Wir drehen um und gehen zurück. Ich zeige hierhin, dorthin. „Wir haben in der letzten Zeit täglich zwanzig Tote in diesem Loch, Herr Kapitän!" sage ich. „In einem Monat ist unsere Baracke leer . . ."

Als wir wieder am ersten Quergang sind, gurgelt plötzlich ein halbes Dutzend Schreie auf. „Laßt ihn nicht lebend hinaus, den Menschenschinder!" kreischt eine österreichische Stimme. „Behaltet

ihn als Geisel!" eine deutsche. Aus dem Quergang kommt ein ungarischer Husar gelaufen. In seinen Augen glüht nahender Irrsinn. In seiner Faust hängt ein losgerissener Pritschenfuß. Ehe er herankommt, hat ihn der Artist schon unterlaufen, durch eine blitzhafte Fußstellung unter die Pritschen geschleudert.

„Ruhe!" ruft Pod mit seiner tiefen Stimme.

Wir öffnen die Tür. Der Kapitän nimmt das Taschentuch vom Mund, sieht uns der Reihe nach an. In seinen Augen stehen Tränen. Von der beißenden Luft, von der inneren Erregung? Er gibt jedem von uns die Hand. Er will etwas sagen, kann es aber nicht. Er wendet sich und geht rasch davon.

„Er weint jetzt, wenn ich nicht irre", sagt Pod langsam.

Gestern klagte von Poseck über Kopfschmerzen und Schwindelanfälle. Heute mittag wollte er keine Suppe mehr. „Du mußt essen, Poseck!" sagte Seydlitz ruhig, nahm das Fleischstück aus der Schüssel, drehte es verlockend wie einen Kreisel an seinem Holzspeil. „Es ist ein gutes Stück, richtiges Fleisch ..."

„Ich kann nicht, Hans! Sei nicht böse ..."

Eine Stunde später hat er zum erstenmal Erbrechen. Kurz darauf packt seinen Körper ein heftiger Schüttelfrost. Seydlitz' Mundwinkel kerben sich eine Nuance tiefer. Er zieht schweigend seinen österreichischen Mantel aus, deckt ihn fest über den Kameraden. Posecks Glieder fliegen hin und her. Seine Zähne klappern aufeinander, daß man es weithin hört. „Was meinen Sie, Fähnrich?" fragt Seydlitz gedämpft.

Es ist der Verlauf – was soll man sagen? Aber ich weiß, daß er Poseck am ersten Tag der Gefangenschaft fand und alles Seite an Seite mit ihm erlitt. „Es ist vielleicht nur ein Fieberanfall", sage ich. Aber ich kann ihm dabei nicht in die Augen sehen.

Brünn verfällt, ohne eigentlich krank zu sein, mit unfaßbarer Schnelligkeit. Ich habe ihn im Verdacht, daß er vor Verzweiflung

jede Nacht mehrfach onaniert. Oft sitzt er mit gekreuzten Beinen auf einer leeren Pritsche und spricht mit sich selbst.

„Hier ist nichts los", sagte er gestern. „Donnerwetter, im Feld hatte ich immer schöne Druckposten! Wenn es dort dicke Luft gab, verschaffte sich Brünn schnurstracks ein Kommando in den hinteren Linien ... Hier gibt es keine Kommandos, keine hinteren Linien ... Hier muß jeder ran! Verflucht, nicht einmal Dekkung gibt es ... Und das Hinwerfen nützt auch nichts ... Nein, hier kann man sich nicht verkrümeln, hier gibt es keine Druckposten ..."

„Warum schreiben Sie eigentlich alles auf, Fähnrich?" fragte mich Schnarrenberg.

Ich sehe vom Notizbuch auf, einem dicken Schreibblock, den ich glücklicherweise bei der Gefangennahme rettete. „Damit die Menschheit einmal erfährt, was im zwanzigsten Jahrhundert möglich war! Und es in künftigen Kriegen vermeiden kann!" sage ich hart.

„So glauben Sie auch, daß es immer Kriege geben wird, geben muß?"

„Nein, das glaube ich nicht. Aber daß wir in den nächsten hundert Jahren, gleichsam von heute auf morgen, noch nicht so weit kommen werden, unsere Konflikte auf andere Art zu lösen, das fürchte ich ..."

„Ich habe an der Front nie viel von diesen Tagebüchern gehalten", sagt Schnarrenberg nach einer Weile. „Was sollen sie? Gute sind selten wie weiße Raben – die meisten bestehen entweder aus geschminkten Heldentaten oder privaten In-die-Hosenmachereien! Im Gefecht selbst kann niemand etwas schreiben, hat niemand Zeit dazu. Nachher erscheint einem alles anders ... Haben Sie zum Beispiel mal bemerkt, auf welche Art jemand fiel? Ich hatte nie Zeit dazu – er fiel einfach, fertig. So ist es mit allem, was im Kriege geschieht: Nachher sieht alles anders aus ..."

„Hier ist es etwas anderes", fährt er fort. „Hier hat man ge-

nügend Zeit, kann jeden einzelnen in aller Ruhe porträtieren, jede Kleinigkeit in aller Muße bis aufs Haar beschreiben. Hier fliegt das Leben nicht, hier kriecht es ... Hier werden Schilderungen echt – man kann nach Tagen noch vergleichen, ob man es bis zum Zipfel richtig wiedergab ..."

„Mir kommt es allmählich wie ein ewiges Trommelfeuer vor, Fähnrich!" sagte er zuletzt. „Man wartet auf den Angriff wie auf eine Erlösung ... Aber hier ist es noch schlimmer ... Denn hier kommt dies Aufatmen, diese Erlösung nie ..."

Pod ist plötzlich zusammengebrochen. Auch er ist eigentlich nicht krank, aber er kann keine Toten mehr anfassen. Wer könnte das nicht verstehen? Der Artist kann es nicht allein, und Seydlitz geht Poseck nicht von der Seite. Damit sind wir soweit, wie sie in den anderen Baracken schon seit einer Woche sind: Man schafft die Toten nicht mehr hinaus.

Das wird außer der seelischen Wirkung keinerlei Folgen haben. Soviel Kraft, um sie auf die Gänge herabzuziehen, hat der Artist allein, und dort gefrieren sie nach wenigen Stunden. Zuweilen verkriecht sich wohl einer im Sterben auf eine Oberpritsche, aber den verrät der Leichengeruch bald, und man kann auch ihn herunterholen.

Ich sehe Gefangene auf toten Kameraden sitzen, Sterbende als Rückenlehnen benutzen. Ein großer Teil der Typhustoten liegt halbnackt herum, manche nur an den Füßen mit Fußlappen umwickelt. Lediglich die Ruhrtoten liegen in allen Kleidern – weil sie völlig von Schleim durchtränkt und daher nicht zu brauchen sind. Wir Lebenden kriechen nachts unter Berge abgenommener Uniformen, um uns zu wärmen. Und wickeln uns von allen Seiten fest hinein, um uns vor den Ratten zu schützen. Aber seitdem soviel Tote in der Baracke liegenbleiben, haben wir Lebenden Ruhe vor ihnen.

Es sterben täglich zweihundertfünfzig ...

Seit Mittag liegt auch der kleine Blank. Er hat gleich hohes Fieber bekommen und schreit nach Wasser. Pod, der zu den Lebenden gut geblieben ist, geht häufig hinaus, um Schnee für ihn hereinzuholen. Er ist zwar etwas gelb von dem überall verstreuten Kot, aber trotzdem ungefährlicher als die trüben Eiszapfen an den Deckbalken, in denen sich der Hustenauswurf der Schwindsüchtigen mit den Ausdünstungen der Ruhrkranken kristallisiert hat.

Wir haben Poseck und Blank zusammengelegt, um sie gleichmäßig bedienen zu können. Poseck ist seltsam ruhig, Blank äußerst aufgeregt. „Jetzt kannst du mir einen Mantel geben", sagt er zum Artisten. „Jetzt ist es gleich! Ja, gib mir nur zwei, drei, soviel du hast ... Ich habe genug gefroren ..."

„Fähnrich", sagt er einmal, „ist nicht der Grundstein aller Kirchen das Evangelium? Wie aber heißt das Evangelium? Liebet eure Feinde ... Ich kann es mir nicht deuten ... Vielleicht gibt es einen russischen und einen deutschen Gott?"

Ich drücke ihm einen schneegefüllten Fußlappen auf die glühende Stirn. „Nein, Junge", sage ich, „es gibt nur einen Gott ..."

Abends redet er irre. „Die Dame bekommt noch ein Pfund Kaffee, Franz!" ruft er geschäftig. „Guatemala, Extrasorte! Gewiß, gnädige Frau ..."

Es ist Nacht. Ich habe die Petroleumlampe von der Tür genommen und neben mich auf die Pritsche gestellt. Ein paar, die sich vor dem Dunkel fürchten, fluchten mir nach, aber keiner hat mehr die Kraft, mich daran zu hindern. Auf meinen Knien liegt mein Buch. In meiner mit irgendwelchen Lappen umwickelten Hand steckt ein Tintenstift.

Ich denke an die Heimat. Ich habe keine Hoffnung mehr, sie wiederzusehen, aber mein Buch soll sie wenigstens erreichen. Es wird viel Tagebücher vom Kriege geben – Gott möge sorgen, daß es kein erschütternderes, daß es kein Dokument wie dieses gibt! Mein Buch genügt für ein Jahrtausend ...

Ich habe mich immer bemüht, kalt und sachlich zu sein. Nichts von meinen Stimmungen und Ansichten hineinzulassen, nur das zu schildern, was ich sah. Wenn ich mein Inneres nicht verschlösse, wenn ich aus ihm etwas in seine Seiten fließen ließe ... Nein, niemand würde das lesen noch verstehen können! Es wäre nichts als ein einziger, irrsinniger, unartikulierter Schrei ... Mit welchen Buchstaben sollte ich den niederschreiben?

Ich habe keine Hoffnung mehr, hier noch einmal herauszukommen. Darum schrieb ich diesen Abschnitt. Und setze hinzu: J'acuse – ich klage an! Aber ich klage nicht für mich, nein, nicht einmal für meine vierzehntausend Kameraden, die bis heute unter meinen Augen in diesen Erdlöchern verendeten – ich klage um der Schmach und Schande willen, die man hier am Menschlichen beging, an jenem Menschlichen, das von Gott stammen soll, wie die Priester sagen! Man schändete nicht uns, dafür waren unsere Leiden nicht klein genug – man schändete über uns hinaus: Gott!

Vielleicht muß es Kriege geben, das kann ich so nah dem Tod nicht wissen – nur, daß es diese Schande, die sein Gefolge ist, dies ungeheuerliche Grauen nicht geben muß, das weiß ich! Ist es nicht schlimmer als vor zweitausend Jahren? Ach, hätte man uns zu Kriegssklaven gemacht, wie es in jenen Zeiten üblich war, es wäre uns besser ergangen und vierzehntausend und im ganzen Rußland vielleicht hunderttausend hätten nicht wie Hunde in ihrem eigenen Kot verkommen brauchen! Es läßt kein Mensch sich ungestraft beleidigen – glaubt ihr: Gott? Und diese Sünde, seinen Geschöpfen und Ebenbildern angetan, ist wider Gott ...

Ich bin müde. Ich kann nicht weiter. Eben ist auf der Nachbarpritsche der Pionier verstummt. Er hielt so plötzlich mit seinem tagelangen, immergleichen Fluchen inne, daß es mir auffiel. Ich hebe die Lampe ein wenig und leuchte ihm ins Gesicht. Er ist tot. Er sieht aus wie alle andern. Das Individuum ist ausgelöscht. Er ist nicht mehr der Harburger Pionier namens Meier oder Müller – er ist nur mehr ein Flecktyphustoter, Numero 14324 in diesem Winter, kein Quentchen mehr.

Ich stelle die Lampe neben mich und krieche wieder unter meine Waffenröcke. Von der Nachbarpritsche schreit ein junger Wiener in einem fort: „Mutter, Mutter, jetzt ist es aus . . .“

Schnarrenberg ist jetzt unser Halt geworden. Seitdem es ums Leben geht, stellt er seinen Mann wie keiner. Ich habe noch keine Klage von seinen Lippen gehört, er gleicht darin Seydlitz, ist gleichsam eine gröbere Ausgabe von ihm – der Mannschaftstyp im Verhältnis zum Offizierstyp. Beide sind durch und durch Soldaten.

Er hat nur eine schwache Seite, das ist der Krieg, jener gewaltige Krieg, den sie übereingekommen sind, den Weltkrieg zu nennen, der unserer Leiden Ursache ist, von dem wir aber trotzdem nicht viel sprechen. Allein Schnarrenberg lebt in ihm weiter – vielleicht erträgt er diese Zeit darum so leicht?

„Wenn man nur wüßte, wie es an der Front steht?“ ist seine ewige Frage. Aber wir erfahren nichts, man läßt keine Post zu uns hinein, noch ein Lebenszeichen von uns hinaus. Es ist wohl Furcht vor dem Aufsehen, das unsere Berichte in der Welt erregen würden. Wir sollen verschwinden, ohne daß jemand erfährt, auf welche grausame, unmenschliche Art . . .

„Schweigen Sie mit Ihrem Krieg!“ rief in einem klaren Augenblick der meist bewußtlose Poseck. „Wenn die Menschheit noch nicht einmal so weit ist, irgendwelche Konflikte oder Differenzen auf vernünftigem und gewaltlosem Wege aus der Welt zu schaffen – kann sie mir mitsamt ihrer Technik und Wissenschaft gestohlen werden!“

Wir waren alle von diesem Ausbruch überrascht. Schnarrenberg wollte auffahren. Ich zog ihn fort. „Lassen Sie ihn, um Gottes willen!“ sagte ich hastig. „Sehen Sie denn nicht . . .?“

Heute waren die Posten vor der leeren Kaserne nicht aufgezogen. Ich lief sofort zu Dr. Bockhorn. „Wir müssen die Kaserne augenblicklich besetzen, Herr Stabsarzt!“ Bockhorn nickte abwesend. „Jetzt hat er es eingesehen, dieser Asiat!“ sagte er dumpf. „Jetzt wo es fast zu spät ist!“ Ich klärte nichts auf.

Nachmittags gehe ich hinüber. Der ganze Raum ist belegt. Einer liegt neben dem andern auf dem Steinfußboden. Ohne Decken, ohne Stroh. Bockhorn läßt frei gewordene Pritschen abbrechen, um sie wenigstens auf Bretter betten zu können. Mit ihm sind der deutsche Assistent und zwei österreichische Regimentsärzte übriggeblieben. Sie ordinieren von morgens bis abends. Muß man nicht schreien, wenn man ihnen zusieht?

Alles, was irgend kriechen kann, kommt voller Hoffnung in dieses Lazarett, denn die Nachricht von seiner Eröffnung ging fliegend durch alle Baracken. Was sollen die Ärzte mit ihnen tun? Sie gruppieren sie in Leichtkranke, das sind solche, die noch einige Tage zu leben haben, in Schwerkranke, das sind solche, die in wenigen Stunden sterben werden. Aber es gibt auch Gesunde. Diese haben nur Ruhr und Nierenentzündung, Tuberkulose und Bauchtyphus. Kurz: Wer nicht Flecktyphus oder Schwarzblattern hat, wird gesund genannt. Kann man etwas anderes tun, wenn alles überfüllt ist?

Gegen Abend bricht ein Regimentsarzt zusammen. „Es geht nicht mehr, Herr Stabsarzt!" schreit der deutsche Assistent. Dr. Bockhorn lehnt erschöpft an der Tür. „Ist es nicht Wahnsinn?" fragt er hohl. „Jetzt gibt man uns ein Isolierlazarett für vierhundert Kranke? Zu einer Zeit, in der täglich dreihundert sterben?"

Ich liege auf meinem Zeughaufen. Warum kann ich nicht weinen? Vielleicht täte es gut ... Jemand zupft mich am Arm. „Poseck stirbt, Fähnrich, komm!" sagt Pod. Ich stehe auf, trete neben Poseck, lehne mich an Pod.

Poseck ist furchtbar gefleckt. Er streckt lechzend die Zunge heraus, bewegt sie heftig hin und her, sie ist voll dicker Borke. Seydlitz tröpfelt ihm ein Klümpchen Schnee darauf. Der Sterbende sieht ihm in die Augen wie ein treuer, dankbarer Hund. Zuweilen regt er seine Finger, als ob er uns die Hand geben wolle.

„Meine kleine Schwester ist silberhaarig ..." flüstert er plötzlich.

Pod schiebt sich die Faust zwischen die Zähne und beißt darauf. Seydlitz streicht Poseck ein Klümpchen Schnee nach dem andern auf die Lippen. Ihm zittern nur die Finger etwas, sein Gesicht ist unbewegt. Der kleine Blank, dicht neben ihm liegend, hat sich etwas aufgerichtet. Er sieht Poseck mit entsetzten Augen an und weint vor Entkräftung wie ein Kind.

Plötzlich bleibt Posecks Zunge stehen. Seydlitz legt den Schnee beiseite, schiebt sie in die Mundhöhle zurück, drückt von oben und unten die Kiefer an. „Finis ...“ sagt er langsam, drängt sich an uns vorbei und geht hinaus.

Ich krieche auf meinen Zeughaufen zurück. In mir schreit etwas, als ob es mich zerreißen wolle. Ich schlage an mein Bein, mein rechtes, jetzt geheiltes Bein. „Hätte ich dich doch hergegeben!" stöhne ich auf. „Vielleicht wäre ich jetzt zu Hause ... Und selbst, wenn ich tot wäre – wäre es nicht besser als hier ...?"

Nachmittags trugen wir von Poseck hinaus. Seydlitz hatte mit geschmolzenem Schnee sein Haar naß gemacht und ihn sauber gekämmt – mehr können wir unseren Kameraden als Totenschmuck nicht geben. Die schönen, braunen Reitstiefel hat er ihm ausgezogen, solange er noch warm war. Der Artist half ihm dabei, er ist zu allem geschickt, im übrigen zur Zeit der Kräftigste von uns. Es war trotzdem eine häßliche Arbeit, er hat sie monatelang nicht von den Füßen gehabt. Ich konnte ihnen nicht zusehen, Pod ging es ebenso. Aber Seydlitz hat völlig recht. Wenn er sie im Frühling mit ins Grab bekäme ... Aber sie schneiden sie ihm doch herunter, wenn sie ihn verscharren.

„Nun, seid ihr fertig?" fragt Seydlitz leise. Er faßt die Schultern, Hatschek beide Beine. Poseck ist furchtbar mager, einst war er rundlich. Schnarrenberg und ich gehen rechts und links. Wir tragen jeder eine Hand, sie würden sonst auf dem Boden nachschleifen. Pod und Brünn gehen hinterdrein. Der kleine Blank sieht uns mit aufgerissenen Augen nach.

Draußen bläst ein eisiger Ostwind. Wir beeilen uns, so rasch wir

können. Er schneidet wie mit Messern und wir haben keine Wärme und kein Blut mehr in uns. Auf der Steppe liegt nur wenig Schnee. Unter ihm zeigen sich alle paar Schritte die Körperformen eines Gefangenen. Wir stolpern mehrfach über Arme oder Beine, die hart wie Holz sind und beim Anstoßen einen hellen Ton von sich geben.

Auf einer fernen Kuppe scheint es von Toten frei zu sein. Seydlitz zeigt mit dem Kopf dorthin. „Hier", sagt er dann und dreht sich, bis von Poseck mit dem Gesicht nach Westen sieht. Langsam lassen wir ihn auf den Boden nieder. Seydlitz legt ihm die Hände auf die Brust. Er will sie ihm falten, aber sie halten schon nicht mehr zusammen.

Wir bleiben eine Weile mit gesenkten Köpfen vor ihm stehen. Sein junges Gesicht sieht furchtbar verfallen und wie das eines uralten Mannes aus. Vor ein paar Wochen war er noch jung und frisch! denke ich erstaunt. Ob man mich nächstens auch hierher bringen wird? So steif, so gelb, so greisenhaft ...?

Plötzlich grüßt Seydlitz militärisch. Wir heben alle in straffer Haltung die Hände an die Mützen, rühren uns nicht. „Jetzt kommt ..." sagt Seydlitz, nimmt die Hand herunter. Der Wind beißt uns bis auf die Knochen. „Vierzig Grad Kälte ..." murmelt Brünn. Pod hat schon weiße Flecken auf den Wangen. Wir laufen im Eilschritt in unsere Baracke zurück.

„Wenn wir nur siegen!" sagt Schnarrenberg.

„Wir siegen!" sagt von Seydlitz. Sein rassiges Gesicht erinnert dabei an ein Rennpferd, das die Vorderzähne zeigt. Er faßt mit einer Handbewegung alles zusammen: Poseck draußen im Schnee über uns, Blank fiebernd neben uns, die Pritschen unter uns, die Toten vor uns. „Kann das umsonst gewesen sein?" setzt er hinzu.

„Warum hat man uns gerade hierher gebracht?" fragt Pod hilflos. „Gab es in diesem Riesenreich, in diesem größten Land der Erde keinen anderen Platz?"

„Wir sollten hier umkommen!" sagt Brünn schneidend. „In

diesem Krieg endet der Kampf nicht mit der Front. In diesem Krieg schreckt man vor nichts zurück. Erschießen dürfen sie uns nicht, also müssen wir verhungern und verkommen. Niemand wird es jemals erfahren. Weiß ein Mensch, wo wir sind? Bis heute nicht ... Wo bliebe Deutschland sonst? Aber ehe wir Nachricht geben können, sind alle tot. Und Tote schweigen ..."

„Wir müssen leben bleiben!" sagt Seydlitz. „Und wenn nur, um einst Zeugnis geben zu können! Nur Lebende können zeugen. Tote sind bescheiden ..."

„Aber um ausharren zu können, müssen wir wissen, wie es ums Vaterland steht!" sagt Schnarrenberg.

„Es steht gut!" sage ich rasch, fast ängstlich. „Es steht sicher gut, Kameraden! Würden sie uns sonst so quälen ...?"

Nein, daran keinen Zweifel, um Gottes willen! denke ich angstvoll. Denn dann ... Oh, er hat recht: Was wir leiden, läßt sich nur für eine Idee ertragen! Es ist zu groß, als daß man uns jemals mit materiellen Dingen dafür bezahlen könnte ...

Ich habe ein Stück Packpapier gefunden und nehme meinen Tintenstift heraus und male etwas, irgend etwas. Sind es Totenköpfe? Ist es Posecks Greisenkopf? Der kleine Blank an meiner Seite wimmert unablässig. Ich bin seine Wache. Wir lösen uns stündlich ab. Alle andern schlafen. Ich male, male ... Und schreibe plötzlich:

Deutsche Heimat, Deine Lande
nur noch einmal frei der Bande
mit versehntem Aug zu grüßen
und auf wandermüden Füßen
Deine Erde zu betreten,
ist mein Beten ...

Ich lese es. Wer schrieb das ? Ich? Seit wann kann ich dichten? Ich lese es zum zweitenmal, starr, fragend. Ja, es ist ein Gedicht!

Ich blicke verstört umher: Sterbende, Ratten, Tote ... Ich setze meinen Stift von neuem an:

Nur noch einmal Deine Felder,
Deine dunkeldichten Wälder,
wo auf grünen Kiefernzweigen
sprießend helle Kerzen steigen:
Deine Wälder zu betreten,
ist mein Beten.

Es fließt aus mir, als ob es jemand in meine Ohren flüstere. Als ob es nicht die ersten Verse meines Lebens seien, als ob ich schon hundert Gedichte geschrieben hätte. Wie ist das möglich? Ich blicke mich von neuem um: Stöhnen und Dunst, Gestank und Schmutz ... Ich schreibe weiter:

Nur noch einmal Deine Heiden,
Deine Blumenhügelweiden,
die in roten Lichtern glänzen,
buntgeschmückt von Blütenkränzen:
Deine Heiden zu betreten,
ist mein Beten.

Der kleine Blank stöhnt heiser. „Wasser, Wasser!“ Ich nehme Schnee, drücke ihn auf seine Lippen, wechsle den Fußlappen auf seiner Stirn. Im Gang kriecht auf den Knien ein Fiebernder heran, um sich von unserm Schnee zu holen. Ich gebe ihm zwei Hände voll. Er lallt ein fremdes Dankwort, kriecht zurück. Ich fasse meinen Stift zum letztenmal:

Deutsche Heimat, Deine Erden
nur noch einmal vor dem Sterben
mit dem durstgen Mund zu küssen,
nur in letzten Scheidegrüßen
Deine Gräber zu betreten
ist mein Beten ...

Nein, es ist aus. Ich werde nie ein Dichter werden. Mein erstes Gedicht wird auch mein letztes sein. Unsere Sterblichkeit ist auf dreihundertfünfzig gestiegen. Dreihundertfünfzig pro Tag ... Ich habe Dr. Bockhorn weinen sehen.

Ich kann auch nicht mehr schreiben. Ich bin zu schwach geworden. Und das Grauen um mich her zu entsetzlich. Zuweilen denke ich wohl an die zierliche Schwester. Was auch kommen möge! hatte sie gesagt. Aber was nützt das? Wir leben im Inferno. Nein, wir leben nicht mehr. Wir warten nur noch. Auf was? Auf den Tod! Die Phantasie eines Wahnsinnigen kann sich nicht mehr ausmalen, wie es in unserem Erdloch aussieht. Und in unseren mißhandelten Seelen ...

Vor den Barackentüren liegen bereits zwei Totenwälle. Man muß gleichsam durch einen Hohlweg aus Leichen, wenn man hinaus will. Zwischen einzelnen auf unseren Pritschen steht noch die Suppe, kalt, gefroren. Die Sanitäter bringen sie herein, stellen sie zwischen die Fiebernden, mehr können sie nicht tun. Alles scheint am Ersterben. Man hört keine menschliche Stimme mehr, nur noch tierisches Stöhnen und Röcheln, hier und dort ein wimmerndes Beten und gräßliches Fluchen. Manche haben schwarze, erfrorene Glieder. Der Gestank ihrer Wunden mischt sich mit dem Geruch der Leichen. Überall Ratten. Überall Ratten ...

Heute morgen wurden zwei Österreicher wahnsinnig. Einer vor Durst, einer vor Grauen. Sie kriechen heulend zwischen den Toten herum und spielen mit den Ratten, als ob es kleine Hunde wären. Gestern ist ein deutscher Infanterist verrückt geworden. Wenn er nicht so schwach wäre, würde er uns Überlebende in seinem Wahn erwürgen, einen nach dem andern. Wir dürfen nur mehr schlafen, wenn einer für uns wacht. Wie gut ist es, daß wir den Artisten bei uns haben!

Ich weiß jetzt, warum das Gedicht aus mir brach. Es ist das letzte Wort, das ich für alle sprechen sollte – an unsere Heimat! Deutschland, Deutschland, du bist unser letzter Gedanke ... Für dich haben wir gelitten, für dich sind wir gestorben. Vergeßt das

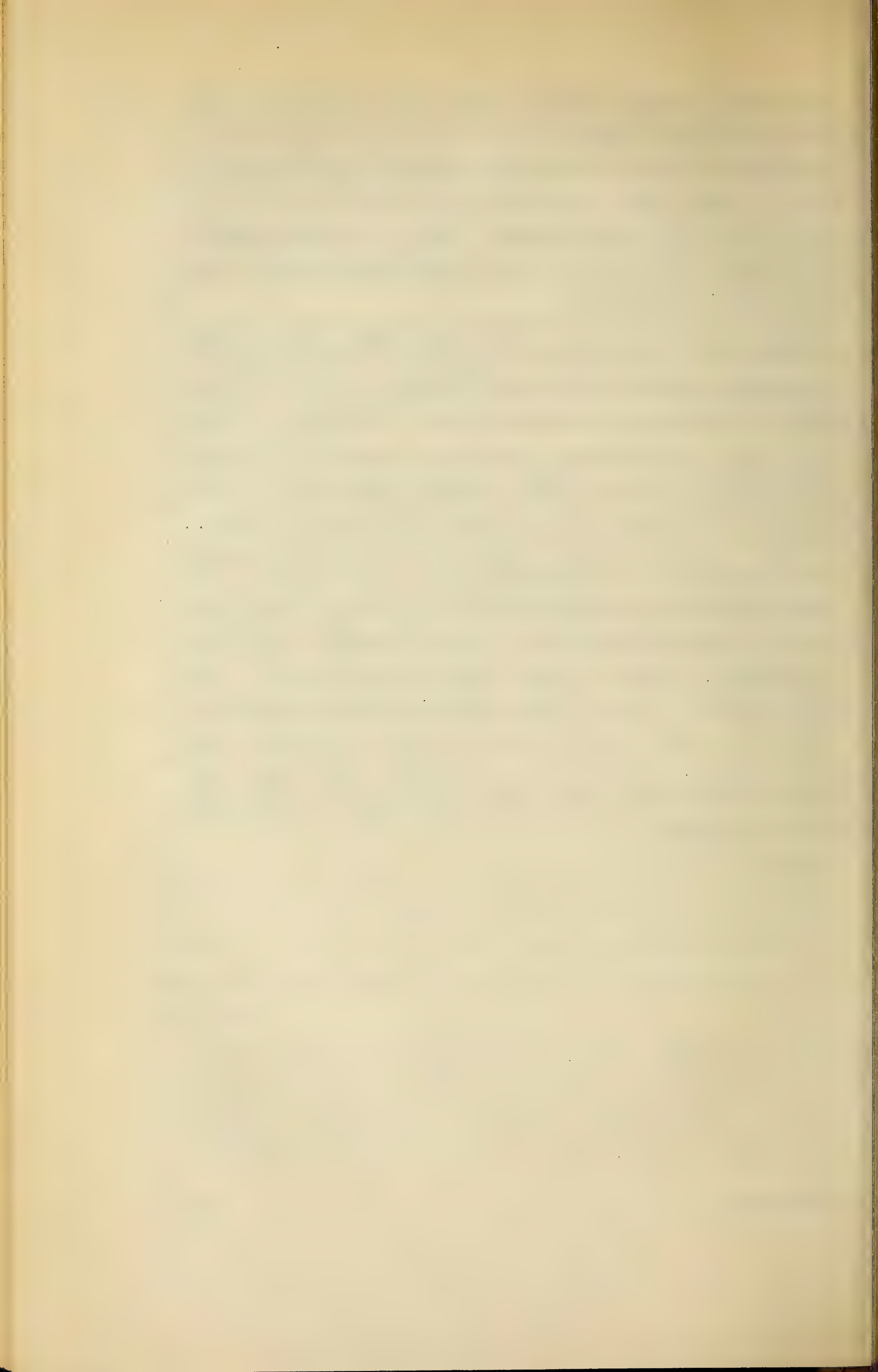
nicht! Nein, wir sehen dich nicht wieder. Es ist zu Ende, alles, alles zu Ende. Ich taumele, als ob ich betrunken wäre. Aber ich muß wachen, bis meine Zeit um ist. „Wasser, Wasser!" wimmert Pod, der starke Hüne, der braune Bär. Gestern war es Blank allein, heute ist Pod dazugekommen. Nein, ich darf nicht schlafen. Aber warum nicht? Ist nicht alles gleich? Trägt man mich nicht morgen auch schon hinaus?

Ich habe seit gestern eine wahnsinnige Angst. Woher kommt das? Bin ich jetzt an der Reihe? Fühle ich das? Vielleicht habe ich den Biß schon bekommen, der mich in wenigen Tagen an Posecks Seite legt? Ich spreche mit meiner Mutter. Ich spreche in letzter Zeit oft mit meiner Mutter. „Daß ich in deinem Lande sterben mußte, Mutter?" frage ich schrill. „Nein, sei zufrieden, Vater, ich habe meine Pflicht getan, wenn ich auch bloß Gefangener war ... Und wenn ich auch zuweilen verzagt und mutlos schien, vergaß ich nie, daß ich auch hier für unsere Heimat stand – wie Du ..."

Aus meiner Stirn bricht Schweiß. Meine Augen bohren sich durch den trüben Dunst, als ob sie jemand kommen sähen. Mir ist so seltsam ... Habe ich bereits Fieber? Mein Puls rast. Verflucht, verflucht – will diese Hölle uns nie wieder von sich geben?

Ich hätte so gern einmal in meinem Leben ein Mädchen umarmt! Einmal ... Jetzt ist es zu spät. Aus. Aus. Alles aus. Der Tod frißt. Ich höre seine Kiefer mahlen. Ist er unersättlich? Will er auch mich?

Hilfe ...



1917



Ich habe lange nichts geschrieben. Ich lag wochenlang mit Flecktyphus. Seydlitz und Schnarrenberg haben mich durchgebracht. Pod, Brünn und der kleine Blank leben auch. Nur Schmidt I, der stille, bescheidene Schmidt I, der sich nie bemerkbar machte, ist gestorben. Oh, es wären viele davongekommen, wenn sie solche Kameraden gehabt hätten, wie ich sie hatte.

Als ich zum erstenmal mit klarem Kopf erwachte, stand ein alter, verfallener Mann neben mir. „Die Epidemie ist am Verlöschen, Fähnrich", sagte er. „Sie hat sich ausgetobt. Wir haben nur mehr vierzig Tote täglich. Jetzt heißt es: durchhalten, gesunden, wollen ..."

Es war Dr. Bockhorn, der das sagte. Er und ein Österreicher sind die einzigen Ärzte, die es überstanden haben. Alle andern sind zugrunde gegangen. Aber die Epidemie verlöscht wirklich. Wie ist das möglich? Ist es nicht fast, als ob sich zuletzt Gott selbst unserer erbarmt, nachdem die Menschen steinerne Herzen hatten?

Wir liegen zu acht im leeren Arzthaus, neben dem Zimmer Dr. Bockhorns. Wie kommen wir dazu? denke ich. Wir haben Stroh unter uns und drei, vier Mäntel über uns. Seydlitz und Schnarrenberg und der Artist pflegen uns. Wir bekommen kräftigende Nahrung. Woher? denke ich wieder. „Ein russischer Offizier schickt sie täglich", sagt Seydlitz kurz.

„Ich habe durchgesetzt", sagt Dr. Bockhorn eines Tages, „daß in vierzehn Tagen zweihundert Rekonvaleszenten in besseres Klima abtransportiert werden. Wollt ihr acht mit? Hier könnt

Ihr nie wieder ganz gesund werden", setzt er hinzu. „Wenigstens seelisch nicht ..."

„Ja!" rufen alle aus einem Mund. „Ja! Ja! Ja!"

Nach vierzehn Tagen können alle notdürftig gehen. Pod ist der Kräftigste von uns Kranken, Blank und Brünn sind die Schwächsten. Wir sammeln uns im Hof vor dem Arzthaus. Der Schnee ist fast verschwunden, ein wenig Sonne verrät den Vorfrühling. Überall sind Kosaken daran, die Toten aufzulesen. Sie werfen sie zu zwanzig auf breite Wagen, schlingen ein Seil darüber, fahren mit ihnen davon. „Sie haben Angst vor Pest und Cholera bekommen!" sagt Brünn.

Mittags kommen zehn Bauernwagen mit Konvois vom Städtchen her. Auf dem ersten sitzt Dr. Bockhorn. „So, Kinder", sagt er, „jetzt steigt hinauf!" Wir legen unsere Mäntel unter, setzen uns Rücken an Rücken. „Und Sie gehen nicht mit, Herr Stabsarzt?" frage ich. – „Nein, ich muß bleiben. Ich ginge gern, glauben Sie das ... Aber es ist fast niemand übriggeblieben ... Lebt wohl, Kameraden!" ruft er plötzlich.

Die Wagen fahren an. Allen treten Tränen in die Augen. „Wir danken, danken!" rufen acht rauhe Stimmen. Er rührt sich nicht. „Kotzdonner", murmelt Pod, „das ist ein Mensch ..."

Wir fahren langsam über den Lagerhof. Wegen der vielen Toten geht es kreuz und quer. Zuweilen überfahren wir trotzdem einen. Seydlitz blickt unverwandt nach links. Dort hebt sich ein gewisser Hügel. Wir sehen Poseck deutlich liegen. Er hält die Hände noch auf der Brust. Aber seine Füße sind nackt geworden. Was wir ihm statt der Stiefel darumwickelten, hat der Wind gelöst und fortgetragen.

Auf dem Bahndamm stehen elf Viehwaggons mit kleinen Öfchen. Der begleitende Unteroffizier bestimmt für jeden Wagen zwanzig Mann. Wir klettern hinauf, alle bekommen Oberpritschen, wenigstens tagsüber. Auf den Brettern liegt Stroh. Es

war zwar schon bei Pferden, aber was macht das? „Wie ist das möglich?" fragt Brünn erstaunt. „Hat die Spitzmaus sich plötzlich in einen Menschen verwandelt?"

Wir erfahren es rasch. Kurz vor der Abfahrt reitet ein Offizier auf einem Schimmel heran. „Dolmetscher!" ruft der wachthabende Starschi. Ich klettere noch einmal hinaus. Der Offizier ist abgestiegen. Vor mir steht der Kosakenkapitän, sehr blaß. „Der Kommandant ist seit vierzehn Tagen krank – flecktyphuskrank", sagt er leise. „Ich bin seitdem stellvertretender Lagerkommandant. Haben Sie noch irgendwelche Wünsche?"

„Nein", sage ich heiser. Daß einem gerade in solchen Augenblicken die Zunge nie gehorcht!

„Im vorderen Waggon ist Holz zum Heizen ... Und", setzt er fast verschämt hinzu, „hier, nehmen Sie das, bitte ... Für Sie und die sieben Kameraden aus dem Ärztehaus ..."

Er gibt mir die Hand, schiebt dabei etwas in meine Tasche. Ich möchte etwas sagen, etwas ganz Gutes, Weiches ...

„Alles fertig, Euer Hochwohlgeboren!" meldet der Starschi.

Ich steige ein. Totzkoje bleibt zurück. Rasch, immer rascher rollen wir von ihm fort – von ihm und seinen siebzehntausend Toten. Alle sehen mit starren Augen hinaus. Eine Erdbaracke nach der anderen verschwindet. Sandsteppe schließt sich rechts und links daran ...

„Der Kapitän sah uns so lange nach, wie er uns sehen konnte", sagt Pod leise. „Er hielt die Hand an der Mütze, wenn ich nicht irre ..."

In Samara, der nächsten größeren Stadt, bleiben unsere Waggons auf einem Seitengleise stehen. Haben sie uns vergessen? Wir rühren uns nicht. Der Transportführer ist in Samara beheimatet, verschwindet jeden Abend in die Stadt, um erst am nächsten Mittag wieder zu erscheinen. Vielleicht ist ihm dies Liegenbleiben gerade recht? Vielleicht ist er sogar seine Ursache?

In diesem Land ist es so schwer, den Dingen auf den Grund zu kommen ...

Im übrigen sind wir mit diesem Aufenthalt aus vollem Herzen einverstanden. Es lebt sich gut in heizbaren Tjepluschkis, wenn sie normal belegt, dazu mit Stroh gepolstert sind. „Die reinsten Villen!" sagt Brünn einmal. „Man könnte in ihnen fast den Frieden erwarten!"

Samara ist die unvergeßliche Stadt, in der wir unsere Waggons zum erstenmal verlassen. Überall stehen Verkaufstische, mit köstlichen Dingen beladen. „Wenn man nur ein Rubelchen hätte!" sagt Pod wehmütig. „In einer Woche wär man wieder auf den Hinterfüßen ..."

Ich halte mich abseits, erwerbe unbemerkt acht Stücke Seife, einen kleinen Spiegel und eine große Schüssel. Und nehme meinen Spiegel und gehe hinter den Waggon und sehe mich zum erstenmal nach einem halben Jahre wieder an. Um Gottes willen! Das bin ich? Ein Zuchthäusler, ein Landstreicher, ein Straßenräuber? Nein, nein, das war ich nicht! „Wenn du es auch nicht warst – jetzt bist du es!" sagt eine Stimme. „Dein Kindergesicht ist dahin. Deine Jugend ist dahin. Deine Frische ist dahin. Du bist ein strenger, hagerer Mann geworden. Wozu im Alltagsleben zehn Jahre nötig sind, das haben hier sechs Monate vollbracht ..."

Ich teile meine Seife aus und gebe dem Artisten meine Schüssel. „So, Hatschek", sage ich, „jetzt hole einmal tüchtig Wasser!"

„Mensch!" ruft Pod. „Hast du noch Geld gehabt?"

„Ja", sage ich, „ein bißchen ..."

Er dreht die Seife geringschätzig in seinen schwarzen Fingern. „Mir wäre was zum Fressen lieber gewesen", knurrt er verächtlich.

Der Artist kommt zurück, wir waschen uns allesamt. Seit sieben Monaten haben unsere Körper kein Wasser mehr gesehen. Mein Gott, was darin liegt! Es ist auch kein Waschen, es ist eher ein Herunterziehen einer ganzen Haut. In großen Streifen, Borken, Stücken löst sich die Schmutzschicht von Gesicht und Händen. Aus acht verkommenen, über und über mit Kot und Erde verkrusteten

Tieren schälen sich langsam acht blasse Menschen. Und diese Frische ... Es kräftigt uns wie eine gute Nahrung, es macht die Erde wieder liebenswert! „Donnerwetter", prustet Pod in seiner Schüssel, „das hätte ich nicht geglaubt! Es ist bei Gott nicht weniger, als wenn ich mich mal wieder sattgegessen hätte!"

Ja, es ist wirklich, als ob die größte Schwäche mit diesem Wasser fortgewaschen wurde! Und nicht nur sie, auch was uns noch an drückendsten Erinnerungen verheftet war, schütten wir zum schwersten Teil mit ihm aus dem Waggon! Unsere Haut ist zwar noch von der Farbe geiler Kartoffeltriebe in dunklen Kellern, und wir erschraken zuerst fast voreinander – nun, helf Gott, sie wird in kurzem wieder menschlich sein!

„So, Pod, und jetzt wollen wir mal richtig einkaufen!" sage ich endlich. „Komm auch du mit, Blank, wir werden es allein nicht tragen können."

„Bist du verrückt?" fragt Pod und rührt sich nicht.

„Wieso?" frage ich harmlos.

„Verkohl mich nicht!" sagt er beleidigt.

Ich ziehe eine Fünfzigrubelnote aus der Tasche. „Kommst du jetzt mit?"

„Mensch!" ruft er aus. „Woher?"

„Vom Kosakenkapitän."

Er fällt in Sinnen. „Mann", sagt er endlich, „in diesem Land kennt man sich niemals aus. Der eine ist der Teufel in Person, der andere wiederum ein wahrer Engel ..."

Nach langem Feilschen kaufen wir acht schwere, knusperige Hühner, zwei große Brote, ein Päckchen Tee. Der „totzkojer Beritt" – seit kurzem unser Name – gerät in Aufruhr, als wir einpassieren. „Mein Gott von Dummersdorf, das ist Krankenkost!" ruft Brünn begeistert.

Die Hühner sind noch warm und ihre Fetthaut tröpfelt. Niemand spricht mehr. Wir fressen ... Es schmatzt und kracht, es

schlürft und tropft. Muß man nicht schmatzen, wie ein Raubtier schmatzt, wenn man nach sieben Monaten zum erstenmal wieder leckeres Fleisch in seinen Rachen bringt? „Zwei Feiertage gibt es jetzt in meinem Leben", sagt Pod verträumt, „meinen Hochzeitstag – und diesen ..."

Ich zücke meine Zigaretten. Nein, wahrhaftig, es ist des Glücks kein Ende heute! Wer auf der Erde weiß, was eine Zigarette heißt? Wir wissen es! Wie wir es wissen, kann es niemand wissen ...

Unsere Wachtposten sind achtungsvoll und freundlich mit uns. Trotzdem es keine grünbeblusten Deportiertenpolizisten sind, sondern Kosaken aus dem Regiment der Spitzmaus, wundern wir uns darüber. Ich finde keine andere Erklärung, als daß der Kapitän ihnen dies Verhalten vor unserer Abfahrt ausdrücklich eingeprägt hat. Und bin jetzt davon überzeugt, was sich mir in den ersten Gefangenschaftswochen instinktiv aufdrängte: Dies Volk ist gerne und aus freiem Herzen gut ...

Ja, es ist gut, im Seelengrund, im Kern! Und ist nur böse, wenn es verhetzt ist oder wenn ihm von seinen Vorgesetzten Bosheit anbefohlen wurde. Beispiel ist alles ... Unter der Spitzmaus waren diese Soldaten Asiaten und Bestien, unter dem Kapitän wurden sie zu harmlosen und gütigen Menschen! Als wir einmal im Kreis darüber sprachen, sagte Brünn treffend: „Wie der Herr, so's Gescherr!" So ist es. Und weil dies Volk noch jung ist, braucht es wie ein Kind das gute Beispiel mehr als alles andere. Wo aber ist das? Und weil es noch so jung ist, ist es auch noch so stark in seiner Liebe und in seinem Haß.

In unserem Waggon sind wieder alle Nationen vertreten. Ungarn, Wiener, Tiroler, Bayern, Württemberger, Norddeutsche. Der Schwalangscher hält sich seit Totzkoje in enger Nähe unseres Beritts und leistet uns unaufgefordert manche Hilfe. Nachdem sein Kamerad und Waffenbruder in Totzkoje verstarb, saß er recht

einsam im Waggon, jetzt hat er einen Landsmann angebracht, mit dem er sich zu unserer Belustigung wieder in seinen kräftigen bajuvarischen Ausdrücken unterhalten kann. Es ist ein kleiner drolliger Kerl, Chevauxleger wie er, mehr breit als hoch. Brünn gab ihm schon am ersten Tag den Namen Kaulquappe. Ein solcher Spitzname beweist unter Soldaten nicht etwa Haß, fast Liebe. Gewöhnlich muß man erst Verdienste haben, bevor man etwas Derartiges erringen kann.

Ja, es sind schöne Tage auf dem Bahnhof in Samara. Alle lächeln, alle blicken allmählich wieder mit Menschenaugen in die Welt. Nur zuweilen sieht man noch jemand mit einem Ausdruck im Gesicht, als ob ihm sein jetziges Leben unwirklich erscheine, als ob er fürchten müsse, dieser schöne Traum könne mit einem Schlag wieder zerreißen ...

Am schönsten sind die Abende um unsern Ofen. Wir haben zwar nur ein Kanonenöfchen und es raucht zuweilen und sein Rohr führt einfach durch ein Loch zum Dach hinaus. Und es ist auch nur richtig warm in seiner Nähe und dort beinahe zum Rösten recht – aber was heißt das schließlich? Es ist und bleibt ein Ofen, und es ist draußen noch empfindlich kalt.

Hatschek ist Schürer. Wir andern sehen stumm in die Glut und träumen. Zuweilen erzählt jemand, meist schweigen wir. Seydlitz sitzt still. Blank lächelt vor sich hin. Schnarrenberg grübelt. Brünn witzelt etwas. Pod denkt an seinen Hof ...

„Nun, gehen wir schlafen, Kinder!" sagt er jeden Abend väterlich.

Der Schwalangscher steht nachdenklich vor einem Ladenstand, an dem es alle Dinge dieser Erde gibt. Vergeblich sucht er einer alten Bäuerin etwas klarzumachen. Streckt ihr die linke Faust entgegen, tupft mit dem rechten Zeigefinger mehrfach darauf. Führt die linke Faust an seine Nase, stöhnt wollüstig, niest heftig ...

„Nje ponimaj ..." sagt die Bäuerin ratlos.

Pod kommt hinzu. „Was willst du ihr sagen?" fragt er gönnerhaft.

„Schnupftabak möcht ich", sagt der Schwalangscher. „Schmalzler, Brasil, sagt man daheim . . ."

Pod grübelt etwas, zieht wie erleuchtet seinen Zettel aus der Tasche, sein berühmtes Wörterbuch. „Das werden wir gleich haben", sagt er stolz. „Nur einen Augenblick . . ."

Er sucht und sucht. Sein Stolz verfliegt. Sein bärtiges Gesicht wird lang. „Es steht nicht drauf, zum Teufel!" sagt er kleinlaut. Und schleicht davon.

Endlich, nach fast drei Wochen, findet uns ein höherer Offizier. Er schimpft mit unserem Starschi wie ein Toller, droht ihm das Fegefeuer nebst Erschießung an. Wir ahnen Schlimmes – es trifft ein. Am nächsten Tag werden wir in fünf Waggons gepfercht, am gleichen Abend einem Zug nach Osten angehängt. Meine Proteste bleiben erfolglos.

„Verflucht und zugenäht!" sagt Brünn. Wir nehmen es nicht allzu schwer. Diese drei Wochen haben uns derart gekräftigt, daß wir wieder voller Zutrauen sind. Daß wir sie hatten, söhnt uns aus. Und war im Grund nicht jeder ihrer Tage eine Himmelsgabe!

Das alte Leben im rollenden Waggon nimmt seinen Fortgang. Einkäufe, Essen, Schlafen wechseln ab. Das Land wird schneefrei, bald muß es knospen. Pod steht stundenlang zum Fenster hinaus. „Jetzt fängt man wohl bei uns mit Säen an", sagt er zuweilen. Oder: „Ob Anna wohl die Felder richtig wechselt . . .?"

Auf den Stationen stehen neue Flüchtlingszüge, Frauen und Kinder. Brünn ist viel unterwegs. Wenn er zurückkommt, summt er manchmal: „Drum, Mädel, weine nicht, sei nicht so traurig, wisch dir die Tränen ab mit Sandpapier . . ."

„Wo steckt er eigentlich immer?" frage ich Pod.

Pod lächelt nur. „Hast du noch nicht bemerkt, daß er wieder bei Kräften ist? Zweitens wird es Frühling. Drittens aber – wittert er Kükenfleisch!"

In Ufa, der Tatarenstadt, gelingt es mir in einem unbewachten Augenblick, eine russische Zeitung zu kaufen. Ich eile im Laufschritt in den Waggon zurück. „Kinder, ich habe einen Fang gemacht!"

Wir setzen uns in engem Kreis zusammen. Ich lese leise, leise vor. Natürlich stehen lauter Siege in der Zeitung, aber diese Siege sind bei Städten und Flüssen erfochten, die weit hinter den Orten liegen, die wir aus den letzten Frontberichten in Erinnerung haben. Nein, unzweifelhaft: Unsere Truppen haben seit dem Herbst ganze Provinzen eingenommen!

Das neuerliche Eingepferchtsein ist verschmerzt. Das neuerliche Weiter-Nach-Osten-Fahren ist vergessen. „Sagte ich es nicht?" sagt Seydlitz stählern und schiebt die Vorderzähne vor.

„Jetzt ist Rußland bald geschlagen, ihr sollt sehen!" ruft Schnarrenberg ekstatisch. „Noch diese Frühlingsoffensive und unsere Truppen stehen in Petersburg!"

Ich juble mit. Bis ich mit einemmal verstumme. „Stand Napoleon nicht sogar in Moskau?" geht es durch meinen Kopf. „Und... und...?" Aber ich schweige.

„Schnarrenberg hat gut reden", sagte Brünn am nächsten Tag. „Der ist Soldat von Profession, Krieg ist sein Beruf, und ob er nun hier ist oder an der Front, kann ihm gleich sein – er wäre während dieser Zeit doch nichts anderes als Soldat... Ich aber bin Elektriker und Pod ist Bauer und der kleine Blank ist Heringsbändiger... Nein, wir haben damit nichts zu tun, was geht uns diese Sache im Grunde an? Mögen sie sich selber die Schädel einschlagen, wenn sie nicht zufrieden sind... Uns aber sollen sie nach Hause lassen, zu unseren Frauen und Kindern und unseren Berufen..."

„Du denkst immer nur an dein kleines Ich!" fiel ich ein. „Wir sehen doch von hier aus gar nicht die Zusammenhänge!"

„Was gehen uns die Zusammenhänge an?" warf ein Einjähriger von gegenüber ein. Und trat an unsere Pritsche und fuhr fort: „Und wenn wirklich Raummangel oder Konkurrenz oder weiß der

Teufel was zu diesem Kriege der Grund ist: Wenn man all die Milliarden, die jetzt in die Luft gepulvert werden, von vornherein genommen hätte, um diese Spannungen auszugleichen, wäre es auch gegangen – ohne Tote! Und wenn wir nun verlieren, was haben wir dann? Dann muß es auch gehen, ohne all das Geld und mit den Toten ..."

Ich schwieg. Hätte ich sprechen sollen? Von Idee und Geschichte? Und davon, daß ein Einzelschicksal nichts bedeutet, wenn es sich um das Schicksal eines Volkes handelt? Nein, wer das Ich höher stellt als das Ganze, dem ist auch mit den besten Worten nicht zu helfen! Denn wer es hat, der hat es, und wer es nicht hat, wird es nie erlangen ...

Die Fahrt durch den Ural erscheint uns am kürzesten. Obwohl auch sie drei Tage dauert, wird sie uns keinen Augenblick langweilig. Nach jeder Kehre bieten sich wundersame Ausblicke auf ragende Höhen und stürzende Tiefen. Wir haben oft das Gefühl, an Tälern vorbeizufahren, die noch kein Menschenfuß betreten hat. Ganze Stunden schlängelt sich der Zug durch Felsenmauern, die so nahe stehen, daß man ihr rötliches Gestein berühren kann, wenn man die Hände aus den Fenstern streckt.

In der Nacht vor Tscheliabinsk weckt mich Pod. „Es wollen ein paar türmen, Junker!" sagt er leise. „Hörst du es?"

Ich lausche. Unter unserer Pritsche flüstert es. Man hört erregtes Atmen, Schnüren von Bündeln. „Das ist Wahnsinn, Pod!" flüstere ich zurück. „Soll ich ihnen nicht abraten? Sie könnten ebensogut zum nächsten Gendarmen gehen und sich wieder verhaften lassen, als ohne Sprachkenntnisse, mit drei Broten und vielleicht fünfzig Kopeken die halbe Welt durchqueren zu wollen!"

„Es würde dir doch nicht gelingen, sie davon zu überzeugen!" sagt Pod. „Wer sich sowas mal in den Kopf gesetzt hat ... Im übrigen: vielleicht fahren wir einem neuen Totzkoje entgegen? Nein, laß sie reisen! Wenn du sie hieltest, würdest du zeitlebens

hören müssen, daß sie längst zu Hause wären, wenn du ihnen damals nicht –"

Der Zug keucht langsam eine steile Steige hinauf. Darauf warteten sie. Quiekend schiebt sich die Tür zurück. Fast lautlos springt der erste, ein deutscher Infanterist, in den dämpfenden Schnee. Drei andere folgen, ein Sachse, zwei Berliner. „Mach die Tür wieder zu, Pod!" sage ich erregt.

Pod schließt sie achtsam. „Der Posten schläft wie ein Gerechter", sagt er. „Morgen wird er uns dafür halb tot schlagen ..."

Ich schlafe nicht wieder ein. Sie sind jetzt frei! denke ich. Frei ... Im wilden Ural fängt man sie übrigens nicht leicht ... Und wenn auch ... Vielleicht sind zwei, drei Wochen Freiheit alles wert, was ihnen folgt?

Am Morgen gibt es mächtiges Geschrei. Der Posten flucht. Der Transportführer tobt. Ich erkläre ihm mehrfach, daß wir geschlafen, nichts gehört hätten. Und schlafen dürften wir doch wohl, nicht wahr? Er sieht es ein. Jeder andere Konvoi hätte uns trotzdem mit der Knute im Waggon herumgehetzt, bis wir liegengeblieben wären – sie taten nichts.

Ich träume immer häufiger von Mädchen. Sie sind fast immer unbekleidet und ihr Anblick erregt mich bis zur Schwächung. Vornehmlich liege ich in Badehäusern, unter den Bänken versteckt, oder am Strand eines Volksbades, hinter Büschen verborgen. Im Anfang schämte ich mich vor diesen Lustträumen, verachtete ich mich ob meiner zügellosen Phantasie. Bald aber erkannte ich, daß es nur Erinnerungen an die Moskwa waren, die mich heimsuchten, daß sie keinem schmutzigen Geist entsprangen, sondern verhakte Eindrücke aus dem Unterbewußtsein waren.

Mit meiner wachsenden Kräftigung wird diese größte Qual aller Gefangenschaften immer marternder. Ich beiße oft in meine Hände vor Drang und Ohnmacht. Und wünsche manchmal wieder die Nacht herbei, als ob sie dieses Lebens Schönstes brächte ... Allmählich verstehe ich etwas, was mir bis dahin unbegreiflich war:

Verstehe den Zigeuner aus unserem Waggon, verstehe Brünn ... Eine neue Gefahr steigt herauf, eine neue Verführung ... Es gibt nur eins, was unser Elend für Sekunden vergessen machen kann – und das ist dies! Noch helfen mir Träume ... Noch! Wenn diese Träume aber eines Tags nicht mehr genügen ...?

Nein, ich will widerstehen, ich will mich nicht vergeuden! Und will mir auch das erste, glühende Verschenken nicht für alle Zeit mit einer trübenden Erinnerung belasten. Wer wird mein erstes Mädchen in der Heimat sein? denke ich oft. Ich fürchte für mich, wenn ich an jene Stunde denke. Denn ich werde einen unstillbaren Zärtlichkeitshunger in mir haben ... Aber vielleicht werde ich auch die geringste Zärtlichkeit nicht ertragen können, weil ich sie nicht mehr verstehe ...? Denn in den Jahren, in denen es mir gebührt hätte, davon zu nehmen und zu geben, habe ich nur Roheit gesehen. Als andere ihre ersten Küsse pflückten, habe ich meine Lippen vor Grauen blutiggebissen. Als andere ihre ersten Mädchen halsten, habe ich Sterbende trösten müssen ...

Nach dem Ural beginnt Sibiriens Unendlichkeit. In diesen Frühlingstagen sieht es viel menschenfreundlicher aus, als wir es uns eigentlich vorstellten. An ganzen Wäldern roter Rhododendren fahren wir vorüber, an ganzen Feldern leuchtender Tulpen, schneeiger Narzissen, rosenfarbener Nelken. Zuweilen trägt der Wind ein Wogen schwerer Düfte in unseren Waggon, zuweilen bleiben unsere Augen an feuchten Flecken mit großem Edelweiß und seltsamen, bizarren Orchideen hängen ... „Das ist Sibirien?" fragt Pod. „Und Edelweiß gibt's auch?" der Schwalangscher.

„Ja, im Frühling und für sechs Wochen!" sagt Seydlitz ruhig.

In Omsk sehe ich unfern der Stadt die Krepost liegen, Dostojewskis Verbannungsstätte. Und ich erinnere mich plötzlich mancher Einzelheiten aus den „Memoiren eines Totenhauses". Hat es mich damals nicht erschüttert wie kein Buch in meinem Leben? War es nicht lange durch meine Nächte gegangen, mit schweren

Träumen, grauenhaften Alpen? Hatte ich nicht gedacht, in einer solchen Hölle könne ein Mensch unserer Zeit nicht einen Monat leben, ohne wahnsinnig zu werden?

Wir haben es sechs Monate ertragen, denke ich still. Und wenn es nur Dostojewskis berühmtes Totenhaus gewesen wäre, hätte man keinen von uns weinen sehen ... Was ist die Krepost gegen Totzkoje? Ich denke zurück, lasse ein paar Tage aus den „Memoiren" an meinem Blick vorübergleiten und ein paar Stunden aus den Erdlöchern von Totzkoje ... Nein, Gott im Himmel, still! Es wäre uns als Paradies erschienen, uns Totzkojern ...

Drei Wochen gehen auf alte Weise hin. Rattatam, rattatam ... Will man uns an das Ende der Welt schaffen? Felder, Steppe, Wälder, Steppe. Omsk, Nikolajewsk, Taiga, Atschinsk, Krasnojarsk, Kansk ziehen vorüber. Mächtige Flüsse, grenzenlose Wüsten. „Kinder", ruft Brünn erstaunt, „hört dieses Land denn niemals auf?"

Endlich halten wir in Irkutsk. „Fertig zum Abmarsch!" Wir sind trotz allem Daraufwartens überrascht. Hier also sollen wir weiterleben? Am Bahnhof ebbt und flutet buntes Treiben. Soldaten knien mit ihren alten Mütterchen zusammen vor den Heiligenbildern und opfern große Kerzen für ihr Wohl und Wehe. Junge Frauen in geblümten Baumwollröcken und kurzen Pelzen gehen mit ihnen an die Waggons, um sie ein letztes Mal jammernd zu küssen. „Es gibt immer noch genügend Männer", sagt Schnarrenberg. „Man sollte es nicht glauben! Bei den Verlusten ..."

Das Gefangenenlager liegt außerhalb der Stadt. Wir sind durch unsere Ruhe und Einkäufe so gekräftigt, daß wir den Fußmarsch ohne Mühe machen können. Eine zur Hälfte leere Steinbaracke wird uns als Aufenthaltsort zugewiesen. Zum erstenmal trennt man uns von den Österreichern, gibt man uns einen Raum, in dem nur Deutsche hausen. Uns gegenüber liegt eine Pritsche mit „Intellektuellen" – Einjährigen, Lehrern, Bankbeamten, Kaufleuten, einem Professor. Man erkennt sie ohne Vorstellung daran, daß sie in auffälliger Weise „Sie" zueinander sagen.

Ich erfahre in der ersten Stunde, daß in der Nähe auch ein Offizierslager sei. Man habe es dort gut, viel besser jedenfalls als hier ... Soll ich hinübergehen? Ich schwanke einen Augenblick ... Nein, sage ich dann, hier habe ich Kameraden, Freunde, in schwerer Zeit erprobt, dort ist alles neu für mich ... Und ob ich dort so treue Seelen finde? Zivilisation bedeutet nicht immer Wert ... Nein, ich will nicht noch einmal von vorn beginnen! Was ich habe, das habe ich ...

Schnarrenberg wird auf Befehl des deutschen Lagerältesten auch hier zum Barackenkommandanten ernannt. Seine erste Anordnung betrifft eine umfassende Rattenvertilgung. Oh, das ist not, nicht einmal in Totzkoje huschten einem soviel dieser ekelhaften Biester über die Füße wie in diesem Lager. Obwohl wir augenblicklich nicht mehr als drei, vier Tote täglich haben.

Schnarrenbergs Organisation zum Rattenvertilgungstag ist musterhaft. Es gibt genügend Wasser, darauf fußt sein Plan. Zwischen den Steinen des Bodens gähnen ungezählte Löcher. Er stellt an die Hälfte dieser Löcher Leute mit schweren Knüppeln, an die andere Hälfte Leute mit Wassereimern. „Hinein damit!" schallt sein Kommando. Glucksend und gurgelnd plascht die Flut hinein. Eimer auf Eimer folgt.

„Achtung!" Es spritzt und surrt und quiekt und schlurrt. Aus den freien Löchern zucken böse, spitze, nackte Köpfe. Eins, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig schießen aus den Gängen, ein Hagelwirbel von Knüppelhieben saust auf sie nieder. Schon liegen hunderte zerschmettert auf der Walstatt... „Wasser, Wasser, nur immer Wasser!" Es treibt die letzten tropfend aus den Gängen und ihre widerlichen Körper häufen sich auf dem nassen Boden. Ich selber streike. Nein, ich kann nicht schlagen, diesmal nicht... Ihre geringelten Schwänze ekeln mich seit Totzkoje derart, daß ich nicht eine treffen würde.

Am gleichen Abend sitzen wir befreit und angeregt auf unserer Pritsche. „Ja, das bin ich gewohnt", sagt der Artist, bei dem der

größte Haufen gelegen hatte. „Ob es Zirkus oder Schaubude ist, Ratten sind unsere täglichen Begleiter. Solch ein Großkampftag ist darum für unsereinen ein Vergnügen ..."

Ich sehe ihn an und muß lächeln. Er scheint mir immer nicht richtig angezogen in seiner Uniform, ich denke oft, er müsse einen Turban, weite Pluderhosen oder sonst irgendeine phantastische Kleidung tragen. „Erzähle uns doch einmal etwas aus deinem Leben, Hatschek!" sage ich.

„Aus meinem Leben? Ach", lacht er, „da ist kein Ende, wenn ich einmal losgelassen bin ... Ich habe schon auf der ganzen Welt gearbeitet, bei Sarrasani, Hagenbeck, Busch, Renz ... Oft natürlich auch nur auf Jahrmärkten ... Zuletzt hatte ich ein schlechtes Jahr. Eine Zeitlang arbeitete ich mit Madame Glindfa, der konkurrenzlosen Weltsensation, zusammen. Es gab ein gutes Beiprogramm, prima Außenbearbeitung, extra Paraden. Aber es brachte trotzdem nicht viel ein ... Nach ihr ging ich zu einem Zwölfmetergeschäft, zu Professor Jacksons weltberühmtem Hundetheater, drei Meter Wohnwagen ... Eine Zeitlang war ich Rekommandeur und Komikplastiker, hauptsächlich wegen meines Massenlachens. Als sie mich zum Kommiß holten, war ich gerade wieder obenauf, hatte ich mit meinem prima Klischnigg Anschluß an eine erstklassige Luftakrobatentruppe ... Hier arbeitete ich meinen Coup mit einer Schlangendame ein, Herrgott, der wäre was geworden! Wir wollten nach seiner Vollendung heiraten, vorher muß man nämlich, na, ihr wißt schon, was ich meine ... Alle Kraft der Arbeit, heißt es bei uns. Und nach der Arbeit das Vergnügen! Na, hol's der Teufel, die Preußen kamen und alles war für uns zu Ende ..."

Er schweigt eine Weile, sieht trübe vor sich hin. Plötzlich aber greift er in seinen Waffenrock, zieht ein Paketchen heraus, das sorgfältig mit dickem Packpapier umwickelt ist. Er wickelt es bedachtsam aus, führt es an seine Hakennase, atmet tief ein. „Es ist ein Taschentuch von ihr!" sagt er verträumt. „Es ist noch was von ihrem Hautgeruch darin ... Wollt ihr mal riechen?"

Er gibt es sorgfältig herum. Acht grobe Hände streicheln behutsam den knisternden Batist. Acht derbe Nasen schnuppern sehnsüchtig nach einem Duft, der längst verflogen ist . . .

Der Kommandant dieses Lagers scheint ein Mensch zu sein. Wenn er durchs Lager reitet, dankt er unseren Grüßen militärisch. Das ist schon viel, denn die meisten russischen Offiziere tippen nur mit einer Bewegung an ihre Mützen, die eher ein Ausdruck ihrer Verachtung und Gottähnlichkeit als eine Grußentgegnung ist. Es gehört Anspannung dazu, diese Menschen, die noch nicht begriffen haben, was es im Grunde heißt, Offizier zu sein – die noch nicht wissen, daß ein Tragen seiner Uniform, gleich welcher Nation, verpflichtet – immer wieder zu grüßen. Aber es bleibt uns nichts übrig, wir würden schwer bestraft, wenn wir es nicht täten.

Im übrigen ist es auch hier wie überall. Die korrekte Haltung des Kommandanten hält die Soldaten ohne Worte an, es ihm in ihrem Wesen gleichzutun. Ich sehe Wachtposten mich anlächeln, auch wohl ein Wörtchen mit mir wechseln, wenn ich an ihnen vorübergehe. Es kommen selten Übergriffe vor, fast keine Mißhandlungen.

Unsere Konvois sind meist alte Bauern mit wallenden Heiligenbärten und wasserblauen Kinderaugen, die den Krieg als Unglück empfinden, soweit sie nicht verhetzt sind – als Strafzug gegen die germanischen Barbaren, die Weltfriedensstörer, soweit sie infiziert sind. Man weiß nach ein paar Worten, wer Zeitungen gelesen hat und wer es nicht kann. Ihr Hunnen habt den ganzen Krieg verschuldet! sagen die einen. Ihr seid unglücklich wie wir, habt so wenig schuld daran wie wir! sagen die anderen.

Trotzdem wir nicht glauben, daß auch dieser Kommandant, wie landesüblich, die Hälfte unseres Verpflegungsgeldes in seine Tasche steckt, können wir uns das schlechte Essen nicht erklären. In einem Land, in dem man gebratene Hühner für eine halbe Mark erhalten kann? „Warum kümmert sich Deutschland nicht darum?" fragt Brünn gehässig. „Glauben Sie, daß man ihnen sagt, wieviel wir

in Wirklichkeit bekommen?" frage ich zurück. „Was uns ursprünglich bestimmt ist, reicht vielleicht vollkommen – daß mindestens an sechs, acht Stellen ein Teilchen hängen bleibt, ahnt und versteht in Deutschland niemand!"

So kommt es, daß wir immer häufiger vom Essen sprechen. Hier tritt die Kaulquappe in Aktion, in dieser Eigenschaft Podbielski ähnelnd. Stundenlang kann sie von ihren Mehlspeisen erzählen, von Schmarren und Rohrnudeln, Knödeln und Geselchtem.

„Ach, das ist nichts!" sagt Brünn. „Wenn ich könnte, würde ich euch allen mal meine Klopse fabrizieren, auf Königsberger Art! Man nehme", fährt er geläufig fort, „Schweine- und Ochsenfleisch, ersteres vom Schlegel, letzteres vom Schwanzstück, treibe es mit Sardellen oder Heringen durch eine Fleischmaschine, verarbeite es mit Brötchen, Eiern, Salz, Pfeffer und gedämpften Zwiebeln –"

Er spricht und spricht, findet kein Ende mehr. Bis Pod endlich dröhnend auf die Pritsche schlägt. „Wenn du jetzt nicht bald still bist", ruft er ärgerlich, „mach ich dich selbst zu einem Klops, verdammter Quälgeist!"

Heute hörte ich, daß es den Offizieren im Nachbarlager schlechter gehe als uns. Man habe ihnen schon zwei Monate kein Gehalt mehr gegeben. Zu Beginn des dritten Monats habe man ihnen eine Quittung über den zustehenden Betrag vorgelegt und dabei gesagt: Unterschreibt, alles erhalten zu haben, dann bekommt Ihr 75 Prozent davon! Als sie sich weigerten, habe man ihnen einen dritten Monat nichts gegeben. Was will man aber am Ende machen, wenn man sich mit eigenem Gelde verpflegen soll und keins erhält? Gut, wir sind einverstanden! hieß es endlich, vom Hunger bezwungen. Vor ein paar Tagen sollen sie ihr Geld bekommen haben – jetzt aber bei Quittierung des vollen Betrages nur mehr 50 Prozent...

Ein kleiner, pfiffiger Jäger von der Nachbarpritsche geht täglich ein paar Stunden als Aushilfsbursche in die russischen Offizierswoh-

nungen. Fast immer, wenn er heimkommt, erzählt er den Genossen bis aufs Härchen, was er gesehen hat. Alles versinkt in andächtige Bewunderung, daß es auf dieser Erde noch ein solches Leben gibt.

„Und sie essen am weißgedeckten Tisch, was?" fragt ein Bankbeamter.

„Natürlich", sagt der Jäger.

„Und nachdem setzt er sich wohl in einen Lehnstuhl und raucht eine dicke Zigarre, wie?" fragt ein Lehrer weiter.

„Natürlich", fährt der Jäger fort. „Und eine mit Bauchbinde dazu! Und dann gibt's Kaffee ..."

„Kaffee? Richtiggehenden Kaffee?" rufen drei, vier.

„Gewiß, in Tassen. Sie sind zwar nur klein –"

„Aha!" sagt der Bankbeamte. „Mokkatassen, das kenne ich ... Aus feinstem Porzellan, was?"

„Ja", prahlt der Jäger, „sie sind so dünn, daß ich sie kaum anfassen mag! Auch werde ich von dem Geruch fast immer schwindelig ..."

Alles versinkt in Träume ...

Dieser Jäger, er heißt die „Wanze", bringt häufig ein Freßpaket von seiner Arbeit mit. Ob die russischen Burschen es ihm zustecken, ob er es stiehlt ...? Jedenfalls gewahrte niemand, daß er einmal etwas abgegeben hätte. Nein, er frißt alles und sei es noch so reichlich, selber, weil aber sein geschwächter Magen das fette Zeug nicht mehr gewohnt ist, speit er's nach kurzer Zeit stets wieder aus. Und jeder Abend bringt das gleiche Bild: Er schlingt wie ein Wolf und spuckt wie ein Reiher ...

Ich sehe unsern Pod oftmals mit feuchten Augen auf die gespieenen Reste blicken. Und höre ihn oft murmeln: „Hat man schon solch einen geizigen Hund gesehen ...?"

„Höre", sage ich einmal zu ihm, „kannst du nicht mal sehen, ob du mir nicht ein Stück Seife kaufen kannst? Und eine Zahnbürste?"

„Ja", sagt die Wanze, „aber das ist teuer ..."

Ich gebe ihm reichlich Geld. Es reicht trotzdem nicht – er hat Apothekerpreise. „Ja, wissen Sie, der Krieg ..." sagt er bedauernd. „Die Preise steigen ..."

Ja, es ist ein reizender Schuft! Die Hauptsache aber ist, daß ich wieder Seife habe. Und eine Zahnbürste! Ich brauche meine Zähne wenigstens nicht mehr täglich eine halbe Stunde mit dem nackten Finger reiben, um sie einigermaßen zu erhalten.

Von Tag zu Tag sehen wir mehr von jenen Freundschaften, die in den ersten Tagen von Totzkoje begannen, durch die zunehmende Entkräftung aber wieder unterdrückt wurden. In der Ruhe und Wärme dieses Lagers gedeihen sie wie Pilze, scheint es ...

Daß manche Gefangenen Arm in Arm gehen, ist nichts Besonderes mehr. Jetzt beginnen sie bereits, sich gegenseitig auf dem Schoß zu sitzen. Nachts höre ich oft Worte und Laute von der Nebenpritsche, die ich nicht begreifen kann, die seltsam jenen ähneln, die ich einst im Waggon hörte, in jener Nacht, in der das Flüchtlingsmädchen bei uns war ...

Einzelne Pärchen kommen abends nicht mehr heim, verbringen ihre Nächte draußen. „Mein Gott", sagt Brünn und lacht, „wer's kann – der kann's! Es ist jetzt warm und dunkel draußen – wie zu Hause!" Gestern prügelten sich zwei starke Männer um einen jungen Infanteristen, der wie ein verdorbenes Mädchen aussieht. Er stand dabei und seine Augen leuchteten. „Sehen Sie ihn?" sagte Seydlitz verächtlich. „Ist er nicht schon ein vollkommenes Weib geworden? Ein Urweib, das sich freut und stolz darüber ist, wenn zwei Männer miteinander um ihren Besitz kämpfen?"

Brünn gehört nicht zu diesen Typen. Trotzdem wird er mit jeder Woche schlaffer. „Sie sollten das nicht tun, Brünn!" sagte ich einmal. „Oder wenigstens nicht so häufig ... Es mag nicht

schaden, wenn man gut genährt und kräftig ist – in unserer Lage aber ..."

Er lachte spöttisch. „Keine Predigt, bitte ..." sagte er schlaff. „Ich weiß alles ... Haha – Selbstbefleckung! hieß es zu Hause. Ein schöner Name, nicht unzutreffend ... Aber hol's der Teufel, was geht das mich an? Hab ich mich selbst hierher befördert? Sie sollen uns nicht hierher bringen lassen, wenn sie wollen, daß wir Menschen bleiben! Und wenn sie hier wären, die hohen Herren – ich will verrecken, wenn sie's nicht selber täten ..."

Seit gestern werden die Abortgruben geleert, mit frischem Chlorkalk bestreut, die Baracken gelüftet, die Lagerhöfe gekehrt. In der Küche ist großes Scheuerfest, und die Barackenältesten sind angewiesen, in jeder Beziehung auf Sauberkeit zu halten. Ein paar russische Ärzte gehen durch sämtliche Abteilungen, holen alle Schlechtaussehenden heraus und stecken sie zu unserer Überraschung ohne jede Untersuchung ins Lazarett. Bis dahin nahm man nicht einmal die Kränksten auf.

„Potemkin, der Unsterbliche, geht um!" sagt Seydlitz spöttisch.

Mittags erscheint ein Schock russischer Generale im Lager, in ihrer Mitte eine junge, hochblonde Dame in Schwesterntracht. „Das ist Elsa Brändström, die Schwedin!" ruft jemand laut. „Seht ihr wohl?" sagt Seydlitz.

Sie durchquert das ganze Lager, visitiert jede Baracke. Wir stehen militärisch vor unsern Pritschen aufgebaut. Die blonde Schwester tritt entschlossen auf, fragt hier und dort, notiert sich alles. Die Generale drängen vorwärts, sie läßt sich Zeit. „Nur ruhig, meine Herrn! Eins nach dem andern ..."

Als sie an unserem Beritt vorübergeht, tritt Seydlitz vor. „Ich bitte, melden zu dürfen, daß die heute sichtbare Sauberkeit erst zwölf Stunden alt ist, Schwester!" sagt er ruhig. „Und das neun Zehntel aller Kranken erst seit heute morgen im Lazarett liegt – bis dahin nahm man trotz zahlloser Gesuche niemand auf! Sie werden morgen auch wohl wieder bei uns erscheinen", setzt er hinzu.

Uns klopft das Herz bis an den Hals. Sie sieht ihn mit ihren starken, blauen Augen lange an. „Ich danke Ihnen", sagt sie dann, gibt ihm die Hand, schreibt eine Weile, geht langsam weiter.

Ach, wir möchten alle mit ihr sprechen, zwei Worte nur – hat sie nicht etwas von der Heimat an sich ...? Aber wir verstehen, daß es nicht sein kann, daß bei zehntausend Mann nicht jeder mit ihr sprechen kann, und wer von uns will mehr als alle? Nein, das, was Seydlitz sagte, war für jeden ...

„Jetzt wird es besser, ihr sollt sehen!" ist Schnarrenbergs erstes Wort. „Sie kommt jetzt regelmäßig in die Lager, behält ganz Sibirien unter Aufsicht!"

„Ja, wenn Potemkin nicht aus diesem Lande stammte ..." sagt Pod bedächtig.

Nach diesem Zwischenfall geht unser Kommandant in Urlaub. Hat Elsa Brändström das erreicht? Dann glaubte sie, etwas Gutes damit zu tun und ahnte nicht, wie es sich auswirkte. An seine Stelle tritt ein Hauptmann vom Schlag der Spitzmaus. Und was von Seydlitz aussprach, trifft pünktlich ein. Unsere Kranken erscheinen wieder, die Küche schwimmt alsbald in ihrem alten Schmutz, statt des uns zustehenden Fleisches gibt es wieder Köpfe und Hufe und Genitalien. Chlorkalk für die Abortgruben wird nicht mehr ausgegeben.

Fast automatisch werden auch die Posten grob, scharf, gehässig. Trotzdem oder gerade deshalb lassen sich ein paar Leute unserer Baracke irgendeine Kleinigkeit zuschulden kommen, schlechte Ehrenbezeugungen oder ähnliches. Und nun geschieht etwas, was wir bis dahin nicht für möglich hielten. „Antreten zum Spießrutenlaufen!" heißt das Kommando. Wir wissen alle den wahren Grund: Weil die Baracke nicht verriet, wer mit Elsa Brändström gesprochen ...

Wir treten an, dreihundert Mann. Fünfzig Kosaken stehen in

zwei Gliedern, langschwänzige Nagaiken in den Fäusten. Der Kommandant zu Pferd vor ihnen, alle zwanzig Schritte ein Unteroffizier zur Aufsicht. Im Hintergrund zwei Züge unseres Konvois, mit geladenem Gewehr bei Fuß, Patronentaschen umgeschnallt.

„Die Rücken frei!"

Zwei, drei Kosaken reißen den Flügelmännern, Schnarrenberg und Seydlitz, die Waffenröcke herunter, um uns zu zeigen, wie wir es zu machen haben. Wir tun es stumm, was bleibt uns übrig? Dreihundert zivilisierte Menschen stehen wie vor hundert Jahren mit nackten Rücken im Frühlingssonnenschein.

„Vorwärts jetzt – los!"

Man führt die ersten nacheinander vor die Gasse und Schnarrenberg und Seydlitz laufen los. Steil, straff, mit starren Augen beide. Ich folge ihnen mit Pod und Brünn. Es klatscht und zischt. In unsere mageren Rücken fressen Feuerstrahlen. Ich kann nicht rasch, mein Bein erlaubt es nicht. Deutlich verspüre ich die Ausdünstungen der Kosaken, ihren Schweiß, ihr Leder. Undeutlich höre ich ihr wildes Rufen, ihr gutturales Schreien. Meine Ohren dröhnen, wie einmal, als ich fast ertrank. Weil ich mit meinem Humpeln nicht von der Stelle komme, treffen mich mehr Schläge als zum Beispiel den Artisten, der wie ein Windhund durch die Gasse fliegt ...

Ich sehe auf Pods breitem Rücken dicht vor mir die Haut zerplatzen. Nein, nicht stürzen! denke ich. Nicht niederbrechen! denke ich mit aller Kraft. Ein dumpfer Zorn glüht in mir auf. Ach, könnte ich doch langsam, Schritt für Schritt, durch diese Schindergasse gehen! Mit stolzem Kopf und gradem Nacken – allen zum Hohn! Aber das sind billige Gedanken, die ich nur denke, um mich an ihnen aufrecht zu erhalten. In Wirklichkeit ... Schlag frißt auf Schlag ... Wie Prankenhiebe einer Tigerkatze ... Wie heiße Messerschnitte ...

Ich recke meinen Kopf. Ist Seydlitz nicht schon durch? Ja, er ist durch. Steil und gestrafft steht er vor Schnarrenberg, die großen

Vorderzähne etwas vorgeschoben. Und sein Gesicht sieht aus, als ob man ihn in dieser Stunde noch einmal geadelt habe ...

Wir sitzen stumm im Kreis auf unseren Pritschen. Wir tragen keine Waffenröcke, weil ihr Druck uns schmerzt. Unsere Hemden kleben auf den Rücken und sind zum Teil schwarzrot gestreift. Der kleine Blank fiebert. Er ist ohnedies noch immer kränklich, kann sich von Totzkoje nicht recht erholen. Nun dieses wieder ... Von unserem Beritt spricht niemand. Schnarrenbergs Kiefer mahlen, sein buschiger Schnauzbart zuckt, die Falten auf seiner niedrigen Stirn sind tief wie Furchen. Seydlitz raucht ruhig eine Zigarette.

„Ja, ihre Strafen sind ein besonderes Kapitel", sagt der Einjährige von der Nachbarpritsche. „Ich bekam einmal in Gegenwart des Kommandanten fünfzig Nagaikenhiebe, weil ich ihn schlecht gegrüßt hatte. Vorher zogen sie mich aus ... Ich lag vier Wochen im Lazarett ..."

„Ich habe einmal sechs Tage Arrest bekommen, ohne daß mir jemand während dieser Zeit etwas zum Essen oder Trinken gebracht hätte!" erzählt ein anderer. „Sie hatten mich einfach vergessen. Wenn das Loch nicht so feucht gewesen wäre, daß seine Wände unablässig tropften, und ich durch Ablecken nicht immer wieder meine Zunge hätte feuchten können, wäre ich verdurstet ..."

„Ich wurde einmal lediglich durch ein Mißverständnis eingesperrt", sagt ein dritter. „Ich saß drei Monate in einer Rattengrube, Katorga nennen sie es. Als ich herauskam und sie fragte, warum ich eigentlich hineingekommen, konnte weder ein Mensch noch ein Papier über die Ursache meiner Katorga, bei der ich fast umgekommen wäre, Aufschluß geben ..."

„Sind wir denn völlig rechtlos?" murmelt Schnarrenberg.

„Und das eine Woche, nachdem man unser Lager durch Vertreter einer neutralen Macht kontrollieren ließ?" setzt Seydlitz hinzu. Ich fühle, daß er diese Schläge, ohne daß er ein Wort darüber

spricht, von allen am wenigsten vergessen wird. Oder vielleicht auch, weil er kein Wort darüber spricht...

Andern Tags kommt unvermittelt der Artist zu mir. „Fähnrich", sagt er gedämpft, und es ist fast, als könne er nicht anders, als müsse er mir das gestehen, „ich habe das Militär gehaßt, mußte es hassen, werde es weiter hassen... Denn mein Leben – nun, das verstehen Sie ohne lange Reden. Aber wenn wir in Totzkoje den Schnarrenberg nicht unter uns gehabt hätten... Und unseren Seydlitz, als die Schwester kam... Und gestern wieder – haben Sie es gesehen? Unsere Schwachen hielten es nur durch, weil sie die beiden stehen sahen... Wie im Gefecht – eisern, gefühllos..."

Seit kurzem gibt Schnarrenberg den Abteilungsführern täglich Anweisungen, auf Sauberkeit und Ordnung zu achten. „Wenn wir es nicht aus uns selbst tun", sagt er zu ihnen, „tut es niemand. Daß die Russen uns verkommen lassen wollen, wissen wir jetzt zu Genüge, nicht wahr?"

Er ordnet unter anderm an, daß jeder Mann sich täglich zweimal zu entlausen, einmal zu waschen, die Notdurft nur an bestimmten Plätzen zu verrichten, die Uniform zu schonen und sich eines anständigen Benehmens zu befleißigen habe. „Ich meine, wir müssen so frisch und straff erscheinen, als wir irgend können", schließt seine Aufforderung. „Und wenn nicht unseretwegen, dann um der Heimat willen, für die wir hier sind!"

Man teilte ihm darauf durch das Kommando mit, daß ein russischer General, als er einmal zur Lausestunde eine Gefangenenbaracke besucht habe, über den unästhetischen Anblick derart aufgebracht gewesen sei, daß er das Lausen in diesem Lager kurzerhand für alle Zeit verboten habe...

Ich traf einen Schleswigholsteiner, einen Landsmann. Er kam von Murmansk auf die Insel Nargin, ein ödes Felseneiland im

Kaspischen Meer, zu deutsch: Schlangeninsel: „Es gab kein Wasser dort", erzählte er, „denn das Meerwasser war zu salzig. Es mußte in Booten vom Festland herübergebracht werden, und wenn Sturm herrschte, saßen wir oft eine Woche ohne Trinken... Von dreitausend Mann starben in sechs Monaten über zweitausend... Zuletzt lebten wir, um nicht völlig zu verhungern, von den vielen Schlangen... Wir fraßen sie mit Haut und Haar..."

Auf der Einjährigenpritsche sprechen sie vom Krieg. Es geht hin und her, niemand ist mehr recht dafür. Einer aber sagt treffend: „Ein Mann, von dem man weiß, daß er verkaufen muß, kriegt keinen wahren Preis für seine Ware mehr... So ist es mit dem Krieg. Ein Volk, das so weit ist, daß es den Frieden um jeden Preis will, wird von jedem Miniaturvölkchen über den Löffel barbiert! Das ist im Leben des einzelnen nicht anders wie im Leben der Völker... Ein Land, von dem man weiß, daß es sich niemals wehrt, wird leicht mißhandelt... Und vor allem: Den Frieden hält der Starke in den Händen – nicht der Schwächling..."

„Ja", sagte der Professor, „das ist wahr! Wahrheit ist aber nicht immer Recht... Für mich bleibt die Menschheit solange eine Tierheit, als sie auf den Krieg als Mittel zur Austragung von Streitigkeiten nicht verzichtet! Wilde schlagen sich, wenn sie in Streit geraten. Wenn ein zivilisierter Bürger einen anderen schlägt oder umbringt, wird er als roh und ungesittet verachtet! Und bestraft... Und was zwei Bürger nicht dürfen – das dürften zwei Völker?"

„Sie verwechseln das zu Erstrebende mit dem, was ist!" sagte Seydlitz ruhig.

Ich treffe Pod auf dem Abort. Er sitzt mit trübseliger Miene auf einer jener Latten, die sich in Sitzhöhe um eine riesenhafte Grube ziehen. Diese schmalen Latten, die bei längerem Ver-

weilen tief in die Schenkel schneiden, sind unsere Sitze – weder bequem noch ungefährlich.

„Ich sitze schon seit heute morgen hier", sagt Pod finster. „Es läuft immerzu, das reine Wasser ..."

„Mir geht es nicht viel anders", sage ich. „Vor einer Stunde kommt man nicht mehr fort ..."

„Sollten wir uns nicht mal auf Arbeit melden, Junker?" fragt Pod. „Dieses verdammte Schweinefutter richtet meine Därme noch gänzlich zugrunde. Wir brauchten einmal wieder richtige Bauernkost – Speck, Eier, Milch ..."

„Ja", sage ich, „das schon – wie aber sollen wir das machen, Pod?"

„Oh, wir melden uns einfach als Landarbeiter, Berufslandwirte! Du gehst als Dolmetsch mit –"

„Aber wir verstehen doch nichts davon, allesamt nicht, außer dir!"

„Das macht doch nichts! Das zeige ich euch alles im Handumdrehen! Im übrigen ..." Er atmet tief. „Ich muß einmal wieder Korn und Vieh und Felder sehen, Junge ... Ich will auch gerne für euch alle arbeiten!"

„Ja", sage ich leise und richte mich auf, „wir wollen es versuchen, Pod! Ich gebe heute noch die Meldung ab."

Als wir uns erkundigten, wie es denn auf dem Lande bei den Bauern sei, erzählte uns ein Österreicher, daß man es bei den Bauern meistens gut habe, nur auf den großen Gütern sei es fürchterlich. „Ich war auf einem Fürstengut, auf dem war's schlechter als in den Bleibergwerken", sagte er. „Man ließ uns bei wahrem Hundefutter schaffen, bis wir zusammenbrachen. Und wenn wir dann ins Lager zurückgeschickt wurden, wollten sie uns nicht mehr aufnehmen. ‚Sie hätten Gesunde übergeben!' sagten sie. Das schlimmste war das Prügeln ... Wenn einer vor Entkräftung nicht mehr schaffen konnte, wurde er gepeitscht, bis er von Blut troff ... Und wenn er ohnmächtig wurde, warteten

sie, bis er zur Besinnung kam, um fortzufahren ... Aber wie gesagt", schloß er, „bei kleinen Bauern soll man es zuweilen wie zu Hause haben ..."

Wir meldeten uns zu siebt: Pod, Brünn, Blank, der Artist, der Schwalangscher, die Kaulquappe. Die beiden Bayern sind Bauernsöhne und voller Feuer, seit sie davon erfuhren. Ich setzte sie gern auf die Liste, als sie darum baten. Jetzt sind doch Leute dabei, die wirklich etwas schaffen können.

Nach vierzehn Tagen kommt der Bescheid. Es klappt vorzüglich. Die Zemskaja Uprawa bestimmt uns für Goloustnoje, ein Dorf am Westufer des Baikalsees, nördlich Irkutsk. Wir warten schon auf den Abtransport, als Blank von neuem starkes Fieber bekommt. Wir müssen auf seine Teilnahme verzichten und übergeben ihn der Obhut der Einjährigen, liebenswerten Leuten, die uns versprechen, sich seiner tüchtig anzunehmen. Schnarrenberg kommt als Ersatzmann nicht in Frage. Seydlitz will, was wir gut verstehen, zu seiner Unterstützung und Bedeckung bei ihm bleiben.

In dieser Schwierigkeit wendet sich ein „Maikäfer" an mich, ein gewichster Berliner. „Sagen Sie mal, könnte ich nicht für den Kranken mit? Ich war schon mal auf 'nem Bauernhof, führte die janze Wirtschaft dort und kann euch manches abnehmen. Es wäre mir deswegen", setzt er halblaut hinzu, „weil ich im Lager leicht zu finden bin und jemand auf der Suche nach mir ist ..."

„Was haben Sie denn ausgefressen?" frage ich lächelnd.

„Oh", sagt er rasch, „nichts Schlimmes! Es ist nur ... Die Bäuerin, wissen Sie, bei der ich war, bekam ein Kind von mir ... Das war nicht bös – wir lebten als Familie und ich war Hahn im Korb ... Bis eines Tags die Nachricht eintraf, daß ihr Mann verwundet zurückkäme. Da zog ich Leine, ging lieber in ein Lager ... Ich fürchte nur, daß er mich eines Tags sucht und findet und ... Ja, weiß der Henker, auf welche Art sie mich bestrafen werden ..."

„Hm", sage ich, „das ist gefährlich! Wenn der Mann aus Rache

Ihr Vergehen als Verbrechen, als Vergewaltigung hinstellt, kann es Ihr Leben kosten! Sie kommen also mit, natürlich ..."

Das Dörfchen Goloustnoje ist bald erreicht. Unser Konvoisoldat, Hildebrant mit Namen, ein kluger Jude, der fließend Deutsch spricht, stammt aus der Gegend, wird im Dorf herzlich begrüßt. Es ist ein Fischernest und Bauerndorf in einem, an seinen Häusern hängen Netze, auf seinen Höfen stehen Pflüge. Vom Haus aus sieht man auf die blaue Unendlichkeit des Baikalsees, des sibirischen Meeres.

Die Bäuerin ist eine blonde, breithüftige Frau von dreißig Jahren. Ihr Mann ist schon seit vierzehn eingezogen, ein starker Kerl nach ihren Worten. Ihr Mißtrauen schwindet, als Hildebrant von uns mit Rubelnachdruck angewiesen, ihr breit erklärt, daß sie hier eine ausgesuchte Gruppe germanischer Bauern vor sich sehe, Leute, die ihre Ernte in die Scheune bringen würden, wie es bisher in keinem Jahr geschehen. „Das ist gut möglich!" murmelt Brünn ironisch.

Pod macht in dieser ersten Nacht kein Auge zu. Ich höre ihn ununterbrochen mit sich selber sprechen. „Es sind Pflüge aus den napoleonischen Kriegen ... Aber das tut nichts ... Die Sensen sind ganz brauchbar, soviel ich sah ... Zwar keine Klingenberger, aber immerhin ... Die Wagen jämmerlich, holzachsig, du mein Gott ... Was solch ein Karren faßt, nimmt meine Anna auf eine Gabel ... Sonst gute Bäuerin, diese Frau ... Paar starke Arme ... Ganz gutes Essen ... Wenn ich sie nur verstehen könnte ... Die Gäule, richtige Kosakenschinder ... Die Kühe, große Ziegen ... Kein Stück jemals geputzt ... Nun, wir werden sehen ... Es sind Kühe und Pferde, Wagen und Sensen, Korn und Gras – was brauch ich mehr ...?"

In aller Frühe beginnt der erste Tag, der Anfang jener Reihe, die sich mit immergleichem Gang und Rhythmus bis in den Herbst

hinüberziehen wird. Pod führt unbestritten die Oberleitung, der Maikäfer geht ihm mit Rat und Tat zur Hand. Brünn und ich stehen erst eine Woche bei den Kühen, um ihnen das verschorfte Fell zum erstenmal im Leben auf schleswigholsteinische Art zu striegeln, der Schwalangscher und die Kaulquappe bei den Pferden, um dort das gleiche nach bajuwarischer Gewohnheit zu vollbringen. Der gute Hildebrant, „Seele von einem Menschen", sagt der Artist, geht mit der langen Knarre, deren Bajonett gefährlich blitzt, von einem Paar zum nächsten. Trotzdem herrscht Freiheit – süße, warme, duftende Freiheit ...

Nach vierzehn Tagen beginnt die Ernte. Pod mäht mit einem Schwung, daß seine Sense gleichsam singt. Ich muß an Hodlers wuchtende Mäher denken, wenn ich ihn sehe. Der Maikäfer mäht mit den beiden Bayern hinterdrein, die Bäuerin, Brünn, Hatschek und ich stoßen das Korn zu Garben und binden es. In den ersten Tagen sind wir trotz aller Freude sterbensmüde, denn es herrscht eine Hitze, die fast unerträglich ist. An vierzig Grad! Wenn nicht vom Meere stetig Kühlung fächelte ...

Nur Pod spürt nichts davon, Pod ist glücklich, Pod ist zu Haus!

„Mensch, Junge", sagt er täglich, „und das soll ich einmal wieder haben, wieder dürfen? Nein, jetzt mag kommen, was will: Ich halte durch!"

Feierabend in Goloustnoje! Wir sitzen vor dem Haus auf einer Bank, die der Artist gezimmert hat, und unter uns blaut leicht bewegt und ohne Grenze die Meeresweite. Der gute Hildebrant plaudert von Tod und Teufel, die Bäuerin, oft auch ein paar Nachbarn, lauschen ihm aufmerksam und voller Staunen. Wie gut sind alle diese Menschen mit uns, wenn keine Spitzmaus in der Nähe ist ...

Gestern brachte Hildebrant ein Flugblatt. Ich lese vor. Es steht von ungeheuren Greueln darin, von Frauenvergewaltigungen, Abhacken von Kinderhänden – lauter uraltes, dämliches Gewäsch.

„Daß ihr so böse seid!“ ruft die Bäuerin erstaunt.

Ich erkläre ihr, daß alles unwahr sei, daß man solche Sachen nur schreibe, damit sie guten Glaubens in die Schlachten gingen und dem Krieg nicht fluchten. „Was schreiben eure Kriegsgefangenen?“ frage ich.

„Dem Niko, einem Neffen, geht es gut, recht gut sogar. Und auch Iwan, mein Bruder, schreibt, daß er nicht klagen könne ...“

„Nun, seht Ihr! Und wißt Ihr auch, daß man die Briefe eurer Gefangenen seit kurzer Zeit in Petersburg vernichtet, weil sie nur Gutes von uns berichten? Damit um Gottes willen euer Haß nicht schwinde ...?“

Ein Bauer flucht. „Das ist gemein!“ sagt er.

„Höre, Pod“, frage ich, „sage mir ehrlich: Hast du jemals etwas erlebt, was in dieser Zeitung steht?“

„Nein“, sagt er ruhig. „Und ich war von Anfang dabei. Aber eine von Kosaken gekreuzigte Frau habe ich in Ostpreußen mit eigenen Augen gesehen!“

Ich übersetze. „Ja, die Kosaken ...“ gibt die Bäuerin zu.

„Und du, Brünn?“ frage ich weiter.

„Nein“, sagt er zögernd.

Ich balle meine Hände. „Was soll man dagegen tun?“ sage ich erregt.

„Den Krieg vermeiden!“ antwortet Brünn scharf. „Das kommt alles vom Krieg ... Keinen Krieg mehr machen, das ist das einzige ...“

Vom Baikalufer schwingt Gesang herauf. Es sind vier Mädchen und zwei junge Burschen, fast Knaben noch, aus deren Mündern ein Deportiertenlied aufs Meer hinausklingt. Es ist das Lied vom „Gefangenen“, eins jener sehnsüchtig-traurigen Lieder, die nur dieses Volk besitzt, weil man es wie kein anderes Jahrhunderte geknechtet hat.

„Aber“, sagt plötzlich Hildebrant, „am Ende werdet ihr doch besiegt, ihr Deutschen!“

„Na ja“, sagt Pod, „und wenn? Kunststück, wenn man die

ganze Welt zusammenbettelt, um von allen Seiten über einen herzufallen ..."

Der Sommer geht, die Blätter bräunen sich. Brünn ist seit kurzem übermütig. Er schläft nicht mehr bei uns und wird mit jedem Tage runder. „Die Landluft bekommt Ihnen scheinbar prächtig?" frage ich ihn. „Ja", sagt er lachend, „in erster Linie jedoch das Bett!"

„Was meinte er damit, Hatschek?" frage ich später.

„Das wissen Sie nicht, Fähnrich? Er schläft schon seit vier Wochen bei der Bäuerin! Es wird ihm gehen, wie dem Maikäfer, wenn ich nicht irre!"

Ich höre ihn fast jeden Abend singen: „Drum, Mädel, weine nicht ..."

Die Blätter fallen, die Felder liegen kahl. Fünf Monate umfassen in Sibirien Saat und Ernte. „Jetzt ist's bald aus, Pod!" Ich muß ihn langsam vorbereiten, sonst erträgt er's nicht, denke ich sorglich. Er sieht mich an, daß es mich schneidet. „Wie ...?" stottert er. „Was meinst du ... Junge?"

„Daß wir jetzt bald ins Lager müssen, Pod!"

Er dreht sich um und geht zu Kuh und Pferd. Soll ich ihm folgen? Nein, in manchen Stunden sind stumme Tiere bessere Freunde als laute Menschen ...

Am drittletzten Tag ereilt den Maikäfer das Schicksal trotz aller Vorsicht. Ich bin allein im Hof, als ein Bauersmann kommt, ein starker, hünenhafter Schlagtot. Man sieht ihm an, daß er schon eine weite Reise machte – in seiner Rechten hängt ein gezackter Knotenstock. „Ich suche Kulicke", sagt er müde, „einen deutschen Kriegsgefangenen, einen Berliner. Er soll auf diesem Hof arbeiten, sagte man in Irkutsk ..."

Ehe ich Hildebrant verständigen kann, sagt der bereits: „Ja, der ist hier. Was willst du denn von ihm?"

„Oh, nichts ...“

Nach einer Weile kommen die Kameraden vom Felde zurück. Der Maikäfer geht plaudernd neben Pod, nichts Böses ahnend. Um Gottes willen! denke ich, er schlägt ihn tot, der hünenhafte Kerl ...

„Das ist er, dort, der dunkle Lange!“ sagt Hildebrant und zeigt auf ihn.

Der schwere Bauer setzt sich in Bewegung, läuft mit erhobenen Händen auf ihn zu. „Du bist es“, sagt er, „du? Seit Wochen wandere ich schon herum, um dich zu finden! Wie soll ich dir für alles danken, was du für mich und meinen Hof getan! Die Kühe sind milchreich, die Schweine haben Ferkel, vier Kälber kamen auf die Welt ... und weißt du, Bruder – der Junge ist ein Prachtskind ...“

Als wir ins Lager zurückkamen, begrüßte uns Schnarrenberg mit ungewohnter Wärme. „Ich habe schon auf euch gewartet!“ sagte er. „Wir hätten es nicht mehr lange leisten können.“ Seydlitz drückt herzlich meine Hand. „Ja, Schnarrenberg hat recht“, sagt er mit schwachem Lächeln. „Wir sind einander schon zu sehr gewohnt. Es war ein Loch in unserem Leben, solang ihr fortwart!“

Dem kleinen Blank geht es bedeutend besser. Er hustet zwar seit kurzem etwas, aber ... „Nein“, sagt er fröhlich, „die Einjährigen haben sich meiner wirklich angenommen und ich bin ihnen herzlich dankbar ...“ Seltsam, in seinem Wesen ist etwas, das er vorher nicht hatte, denke ich grübelnd. Er ist viel scheuer, als er früher war – was mag der Grund sein?

Im Lager ist derweil nichts Außerordentliches vorgefallen. Neben der heftigen Latrine, daß unser Lager wegen Überfüllung noch vor Winter zu einem Teil geräumt werden solle, gibt es nichts Neues. „Nun, gut, dann geht es eben wieder auf die Reise“, sagt Pod interesselos.

Drei Tage lang wird unentwegt erzählt. Und jeder weiß ein Stück und jeder prahlt ein wenig. Nur Brünn ist stumm, auffällig stumm. „Nun", fragt Blank endlich, „und was hast du erlebt?"

„Mensch", sagt Brünn mürrisch, „laß mich in Ruh! Trotz der Rosen und Narzissen ist das Leben meist – "

„Reimen kannst du es selber!" schließt er grob.

Als wir uns am nächsten Morgen wuschen, sah ich, daß Blank an Hals und Schultern rote Flecken hatte. „Herrgott!" rief ich erschrocken. „Was fehlt dir, Junge?"

„Wieso?" fragt er. „Warum?"

„Du bist ja voller Flecken – "

„Still, Fähnrich, bitte!" ruft er aus.

Ich sehe ihn verwundert an. Er ist bis ins Haar errötet. „Nein, das verstehe ich nicht, wirklich . . ."

„Darf ich dich heute abend einmal sprechen?" fragt er leise.

„Gewiß . . ."

Ich gehe bis zum Abend mit wirrem Kopf herum. Er schien mir nicht umsonst verändert! denke ich. Nun, was er auch gestehen mag, ich will ihm helfen, so gut ich kann . . .

Wir gingen in der Dämmerung vor die Baracke und lehnten uns im Dunkel an die Mauer. „Nun, Junge?" fragte ich ermunternd.

Er schluckt ein paarmal. „Ach", sagt er endlich, „es ist furchtbar schwer, darüber zu sprechen. Aber ich habe niemanden, den ich fragen könnte, außer dir. Kennst du den kleinen Funker? Er liegt neben der Pritsche der Einjährigen. Nun, sieh, der pflegte mich und kam auch einmal nachts zu mir . . . Ich mag ihn, weißt du . . . Und ich war so hilflos . . . Im Anfang war ich selbst entsetzt, als er mich plötzlich küßte . . . Dann aber . . . Er war so weich, so gut zu mir . . . Und sieh, ich bin so ausgehungert nach Zärtlichkeiten, wie ausgedörrt . . . Wenn Ihr geblieben wäret, wäre es auch nicht so stark in mir geworden, glaube ich . . . Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll . . . Ich nehme mir wohl

immer vor, ihn abzuweisen, kann's aber nicht mehr, fürchte ich ..." Er schweigt eine Weile, atmet ein paarmal laut. „Verachtest du mich jetzt?"

Ich schüttle den Kopf. Mein Gott, was soll ich sagen? Es ist nicht mein Verdienst, daß ich körperlich so mitgenommen bin ... Es ist nicht meine Tugend, daß ich keinerlei Überschuß habe – für solche Dinge ... Vielleicht schlägt eines Tags, was diese Seite der Gefangenschaft betrifft, auch meine Stunde ...?

„Nein", sage ich, „natürlich nicht. Aber trotzdem mußt du dagegen ankämpfen!"

„Ja, es ist Sünde ..." sagt er schwach.

„Nein", sage ich, „deswegen nicht ... Das gilt für uns nicht, hier in unserer Lage ..."

„Aber es ist sehr schädlich, nicht wahr?"

„Nein, auch das nicht. Es ist nur ... Es ist gefährlich, weißt du ... Man wandelt sich unmerklich, psychisch meine ich, und eines Tags ... Wer weiß, wie lange wir noch warten müssen? Hier ist es ja nur Not – wenn es aber eines Tags Gewohnheit würde? Und du heimkommst und kein Mädchen mehr berühren magst ...?

„Ach", sagt er, und ich höre an seiner Stimme, daß er lächelt, der kleine, schüchterne, bedrängte Blank, „das fürchte ich nicht, Fähnrich, denn ... ich küsse ihn ja nur ... nur in Gedanken an ein Mädchen und weil er ihm so ähnlich sieht ..."

Hatschek und Brünn sprechen über Militärärzte. „Nein", sagt Brünn, „ich habe die Nase voll – es sind alles Schinder! Hat mir ein Stabsarzt, als ich an die Front sollte, aber wegen meines Herzens unfähig war, nicht selbst gesagt: Ach was, das hat mein Hund auch schon gehabt?"

„Er wird seine Gründe – " hebt Schnarrenberg an.

Halt, das gibt Streit! „So ...?" falle ich ein. „Und dann sind gleich alle Schinder, nicht wahr? Verallgemeinert doch nicht immer ..."

„Na, ich habe wirklich noch keinen besseren getroffen!" sagt Brünn verstockt.

Mir steigt das Blut zu Kopf. „So ...?" sage ich zum zweitenmal. „Und ihr anderen auch nicht? Was, ihr schweigt? Nehmt doch nicht immer nur die eine Seite, das ist gemein! Seid ihr wirklich noch keinem Arzt begegnet, der so gut war, wie jener, der euch plagte, schlecht?"

„Doch", sagt Blank leise. „Wenn ich an Doktor Bockhorn denke ..."

„Also!" sage ich ärgerlich. „Aber eure Hirne sind wie Siebe, an denen nur das Grobe hängen bleibt ..."

Wir hatten uns kaum richtig eingewöhnt, als sich herausstellte, daß die Abtransportlatrine diesmal auf Wahrheit beruhte. Der Befehl zum Aufbruch trifft gerade unsere und die Nachbarbaracke und ehe wir uns recht gefaßt haben, rollt der „Totzkojer Beritt" schon wieder in Tjepluschkis am Baikalsee entlang. Wir haben uns der Einjährigenabteilung angeschlossen, füllen zusammen gerade einen Waggon aus.

Zwei Tage lang geht es um das Südufer des Baikalsees herum, dem Osten zu. Pod blickt mit weiten Augen nach der Westküste zurück, in jene Richtung, in der „sein" Hof mit Korn und Kühen und Pferden liegt. Brünn flucht zwei Tage lang noch lauter als in letzter Zeit. Sogar die quecksilbrige Kaulquappe ist traurig.

Mit sechsundvierzig Tunnels schlängelt sich die transsibirische Linie durch das Gebirge, das von Südosten her den See umschließt. An den Ufern glitzern schon gläserne Glocken, Eisstücke, die sich an runde Steine gesetzt haben. Ja, es wird wieder Winter, zum zweitenmal ...

In Werchneudinsk wird unser Konvoi gewechselt. Man hat uns bis hierher unser Verpflegungsgeld – 25 Kopeken pro Tag und Kopf – mit der Begründung vorenthalten, daß man nur große Scheine mitbekommen habe und sie erst wechseln lassen müsse.

Als wir den neuen Führer bitten, uns endlich unser Geld zu geben, sagt er nur: „Gewiß, ab morgen ..." Und wir verstehen plötzlich, daß mit dem alten Führer auch die „großen" Scheine verschwunden sind ...

Wir fluchen gräßlich. Niemand hat mehr Geld. Und wenn wir „Landarbeiter" auch noch ein paar Pfennige von unserer Löhnung haben – was bedeutet das für vierzig Mann? „Schon wieder Kohldampf ..." murmelt Pod verbissen. „Herrgott", keift Brünn, „sie finden täglich neue Kniffe, um uns zu prellen und sich zu bereichern!" „Auf den Transporten geht es einem überhaupt am schlechtesten", setzt die Quappe hinzu. „Als ob sie uns allein aus diesem Grund alle sechs Wochen in ein anderes Lager schickten ..."

Ein jeder weiß etwas. Und alle pflichten bei. Allmählich wird es Abend. Und immer weiter rollt der Zug nach Osten. „Jetzt kommt die schlimmste Gegend, soviel ich weiß", sagt Seydlitz plötzlich. „Transbaikalien, das Land der Deportierten und der Bleibergwerke!"

Wie zur Bestätigung erblicken wir in diesem Augenblick ein Häuflein grauer Deportierter, das schrill mit schweren Ketten rasselnd, neben unserem Geleise durch die Wüste getrieben wird.

„Die fehlen uns noch, Kameraden!" sagt Seydlitz hart.

Wir sprechen vom Urlaub. Wir sprechen oft von Dingen, die im Grunde sinnlos sind – wie könnten wir den immer quälender werdenden Hunger unserer Seelen ertragen, wenn wir uns nicht hin und wieder mit Träumen sättigten? „Was täten Sie, Junker, wenn man Ihnen plötzlich acht Wochen gäbe?" fragt Brünn.

„Oh", lächle ich, „das läßt sich nicht einszweidrei sagen ... Wahrscheinlich ginge ich an die Ostsee, aber nicht nur wegen der Heimat ... Wegen des Wassers, wegen des Badens ... Acht Wochen lang täglich achtmal ins Wasser, das müßte einen wieder sauber machen, meine ich ..."

„Und du, Pod?" fragt er weiter.

„Vielleicht könnte ich pflügen", sagt Pod langsam. „Vielleicht auch säen oder ernten, je nach der Zeit ..."

Brünn wirft verächtlich den Kopf zurück. „Du denkst bloß immer ans Arbeiten!" sagt er spöttisch. „Nun, und du, Mädchen?" fährt er fort.

„Ach, mein Gott", sagt Blank, „ich ginge erst mal jeden Abend in Wulfs Gartenwirtschaft, Sonntags ist Tanz dort ... Ja, und acht Tage lang ging ich in meine Firma, an meinen alten Platz hinterm Ladentisch, ohne Gehalt zu verlangen, rein aus Spaß..."

„Mensch, hör auf!" ruft Brünn. „Im Urlaub will ich nichts von einer Firma hören, die kommt früh genug wieder dran ... Nein, Kinder, ich täte etwas anderes als ihr alle ... Ich rührte mich in den ersten vier Wochen nicht aus dem Federbett! Aber ... Nein, bei einem solchen Urlaub sollte man nicht verheiratet sein! Bei einem solchen Anlaß sollte man es machen können, wie der berühmte Mann, von dem ich mal eine Geschichte las – Vasova, oder so ..."

„Casanova?" falle ich ein.

„Richtig, Ca-sa-no-va! Der hatte sich nach langem Fasten einmal zwei geschnappt, zwei Schwestern noch dazu ... Das wäre das Richtige! Ach, er beschrieb es, sage ich euch –"

„In früheren Zeiten", unterbricht ihn Blank mit rotem Kopf, und man merkt deutlich, daß er nur spricht, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, „wurden Offiziere gegen Ehrenwort, nach Ablauf einer gewissen Zeit zurückzukehren, entlassen, habe ich gelesen ..."

„Was?" ruft Brünn. „Mensch, das sollte heute noch sein! Wißt ihr, was ich dann täte? Ich pfiffe auf mein Ehrenwort mitsamt der Ehre – mich sähen sie nicht wieder!"

Morgen sollen wir am Ziel sein! heißt es plötzlich. Mein Gott, in dieser Öde? Das Land liegt vor uns wie ein Meer, das in starker Dünung erstarrte. An den windgeschützten Hängen glänzt

dünner Schnee, wo ihn der Wüstenwind zerblies, sieht nackter Boden hervor, manchmal Felsgrund. Nirgends ein Strauch, bis an den Horizont kein Baum. „Ja, das ist Transbaikalien!" sagt Seydlitz. „Ich weiß es aus dem Buch „Sibirien" von Kennan. In dieser Gegend beginnt die Wüste Gobi, hier ist ihr Rand, eine der nächsten Städte ist schon chinesisch, heißt Mandschuria ..."

Auf einem kleinen Bahnhof, rechts ein Wasserturm, links ein elendes Dorf, werden wir ausgeladen. Wir sehen im Norden, in einem flachen Sattel, sechzehn bis achtzehn Steinkasernen liegen. „Dort ist das Lager!" ruft jemand. Hinter dem Bahnhof beginnt bereits der Pferch, ein übermannshoher Bretterzaun mit Stacheldraht und steilen Postentürmen an den Ecken. Als sich die Tore für den Einzug öffnen, sehen wir zu unserer Überraschung, daß der untere Teil ein großes Offizierslager ist, daß erst nach einem kleinen Marsch nach Norden, eben mit jenen Steinkasernen, das Mannschaftslager beginnt.

An zwei-, dreihundert Offiziere stehen auf dem unteren Hof. Sie bilden fast Spalier, als wir ihr Lager überqueren und sehen unserm Lumpensammlerzug mit ernsten Augen nach. Es sind zumeist hechtgraue Uniformen, Österreicher aller Grade, vom Kadetten bis zum Obersten. Von deutschen Offizieren fällt mir ein junger Flieger auf, ein älterer Infanterieoberleutnant, ein Fähnrich von der Artillerie. „Ein Fähnrich?" denke ich seltsam berührt. Soll das ein Zeichen für mich sein? Sie sehen alle verhältnismäßig gut gekleidet aus, nicht so zerlumpt wie wir. Ihre Gesichter sind wohl hager, aber nicht so grau wie unsere.

Nach dem Verlassen des Offizierslagers, das nur durch einen Stacheldrahtzaun abgetrennt ist, geht es eine Weile durch staubfeinen Sand, richtigen Wüstensand, bis jene Steinkasernen kommen. Man weist uns Neuen ein Gebäude am linken Flügel an. Was gibt es noch zu sagen? Auch hier ist es wie überall. Zwei Pritschenreihen übereinander, riesige, ungeheizte Öfen, elende Lampen ohne Öl. Jeder von uns ist glücklich, daß er wenigstens den Ballen Uniformen aus Totzkoje von seinem Rücken nehmen kann.

Sie sind als Unterlagen zu verwenden, an Schnüren aufgehängt als Trennwände, kurz, zu allem gut und brauchbar. Im übrigen ist es so kalt, daß alles mit den Händen in den Taschen herumsteht und sich kaum zu bewegen wagt.

„Nun, richten wir uns wieder ein!" sagt Seydlitz ruhig und macht aus seinen Österreicheruniformen geschickt und säuberlich eine Matratze.

Brünn wirft sein Bündel auf die Pritsche, daß es knallt. Und setzt sich mutlos drauf und gräbt den Kopf in beide Hände. „Mensch", murrt er, „hätte ich bloß an der Front eins vor die Platte gekriegt ..."

„Das hätten Sie haben können!" ruft Schnarrenberg erbost. Schlaffheit erregt ihn bis zur Unvernunft, außerdem kennt er den guten Brünn vom Felde her. „Sie hätten sich nur etwas weniger drücken brauchen!"

„Halt die Fresse ..." sagt Brünn müde.

Er ist sogar zum Streiten schon zu schlaff! denke ich bitter.

In den ersten Nächten ist diese Steinkaserne derart eisig, daß viele sich ein Blasenleiden holen. Ich selber bin nach einer Nacht so weit, daß ich nicht einmal mehr genügend Zeit zum Aufspringen und Hinauslaufen finde. Es ist, als seien alle Schließmuskeln erschlafft, als laufe es einfach, wann es wolle. Wir haben keinerlei Unterzeug, um wechseln zu können, was wir auf dem Leibe haben, klebt seit einem Jahr auf unserer Haut – wie soll das heilen, wenn es dazu naß ist?

Es heilt auch nicht, es wird mit jedem Tage schlimmer. Oh, wie erniedrigend das ist! denke ich knirschend. Endlich gelingt es mir, auf einem Schutthaufen eine Konservenbüchse zu erhaschen. Ich stelle sie auf meine Pritsche, brauche jetzt wenigstens nicht mehr aus dem Schlaf in eine Kälte von 45 Graden laufen. Oft hilft es trotzdem nicht, oft rinnt es mir so rasch davon, daß ich nicht einmal mehr die Büchse fassen kann. Ich weine fast vor Wut in solchen Stunden ...

Pod sieht mir finster zu. „Wir müssen Holz haben, Junge!" sagt

er entschlossen. „Du behältst es sonst als Andenken fürs ganze Leben!“ „Gewiß, Pod – aber wie?“ „Ich habe in der Nachbarkaserne einen Raum gesehen, der voller Pritschen, aber unbelegt ist. Dort brechen wir ein paar Gestelle ab!“

Er berät sich mit dem Artisten. Hatschek ist gleich dabei. Ich warte ein paar Stunden. In mir ist Sorge. Wenn sie ein Posten erwischt ... Endlich kommen sie zurück. Mit leeren Händen. Pod hat vier Peitschenstriemen im Gesicht. Hatschek zieht einen Fuß nach. „Sie haben uns geschnappt!“ sagt Pod verbissen. „Wollten uns verhaften. Das Holz ist für alle Zeit verloren ...“

„Verfluchtes Dasein!“ bricht er aus. „Verfluchtes Dasein ...“

Gestern erzählte ein Einjähriger von Murmansk. „Man brachte siebzigtausend Mann zum Bau dieser Todesbahn hinaus“, sagte er. „Wir mußten täglich achtzehn Stunden bei schlechtem Essen bis zu den Gürteln in Eis und Schlamm stehen. Wir hatten weder eine rechte Unterkunft, noch ein Stück Zeug zum Wechseln, wenn unseres naß war. Einmal schickte man mehrere Güterwagen mit Kranken von unserer Arbeitsstätte in die nächste Stadt. Als sie am Ziel geöffnet wurden, war nicht ein einziger von ihnen mehr am Leben, waren alle verhungert oder erfroren. Von siebzigtausend trieb man in Murmansk über dreißigtausend in den Tod ... Nein, man sagt nicht umsonst, daß jede Schwelle dieser Eisenbahn auf einem Toten läge ...“

Als ich ein paar Tage später vor die Baracke gehe, um frische Luft zu schöpfen, läuft ein langhaariger Hund auf mich zu. Ich streichle ihn mit Händen, die fast zittern. Wie lange schmiegte sich kein Hund an mich ... Es ist ein starkes Tier, ein sibirischer Schlittenhund, wie ihn Eskimos auf Bildern bei sich haben, ausgehungert und zärtlichkeitsbedürftig. Stammt er vom Dorf, ist er fortgelaufen? Ein freudiges Beglücktsein füllt mich an, löst augenblicklich den Gedanken aus, ihn nicht mehr fortzulassen.

„Willst du mit mir?" frage ich zärtlich. „Willst du bei mir bleiben? Mein Gott, das Fressen wird sich finden! Und mein Beritt ...?" Die Hündin wedelt heftig, sieht mich aus ihren braunen Menschenaugen innig an. „Gut", sage ich, „dann gehen wir! Komm, Suschka, komm ..."

Sie folgt sofort. Vom „Beritt" wird sie mit Fröhlichkeit begrüßt. „Das ist jetzt unser Regimentshund!" verkündet Blank mit hellen Augen. Pod drückt sie stumm an seine breite Brust. Selbst Seydlitz fährt ihr einmal durch das Haar. Von jedem kriegt sie einen Bissen, ein Stückchen Sehne von der Mittagssuppe, ein Stückchen Brotrinde von gestern.

Als ich mich niederlege, streckt sie sich neben mich, als ob sich das von selbst verstehe. Hei, wie das wärmt! Ich schiebe sie etwas zurück, an meinen Unterleib, auf meine Blase. Und decke meine Mäntel über uns. Und schlief wie lange nicht ...

Am nächsten Tag ist meine Blase schon zum Teil gebessert. Und nach drei Tagen ist sie ganz geheilt. „Das ist ein Medizinhund!" sagt Pod erstaunt.

Es ist ein schwedischer Pfarrer gekommen, der in den Baracken Gottesdienste abhält. Zum Schluß reicht er allen, die es begehren, das Abendmahl. „Wollen wir hingehen, Junker?" fragt Pod.

Wir gehen alle, außer den Bayern, Brünn und dem Artisten. An hundert Menschen knien jedesmal, zerlumpt und blutleer, vor dem heiligen Symbol. Der junge Pfarrer läßt mit feinem Takt die Bibel ruhen, gibt uns mit eigenen Worten, was wir brauchen, Lebendiges und Starkes aus und für die Zeit. Der rote Wein brennt unsere Zungen bis ins Herz. Wir sind gekräftigt wie von einem wahren Mahl.

Als wir zurückkommen, sitzt Brünn auf seiner Pritsche. Er sieht schlaff aus und hat versunkene Augen, wie immer, wenn er sich betäubte. Um seine Mundwinkel zuckt es verächtlich. „Warum gingen Sie nicht mit, Brünn?" frage ich.

„Für mich gibt es keinen Gott mehr!" sagt er kalt.

„Seit wann?“ fragt Pod.

„Wenn du es durchaus wissen willst – seit Totzkoje!“ sagt Brünn gehässig.

Wir dürfen schreiben, nach Hause schreiben! Endlich, endlich ... Vier Karten und einen Brief im Monat, sagt der Befehl. Schnarrenberg verteilt die vorgedruckten Karten. Es schwirrt und schwatzt mit einemmal in unserem Bau, als ob ein großes Los in unsern Kreis gefallen wäre. Fast alles sitzt und schreibt. Man sieht als Unterlagen Stiefelsohlen und Bretterstücke auf den Knien liegen.

Ich benutze mein Tagebuch. Aber wem soll ich schreiben? Meinem Vater, niemand sonst ... Der Mensch, dem alles gelten würde, was ich zu sagen hätte, ist nicht mehr. Dem Vater also ... Und was soll ich ihm schreiben? Die Wahrheit ist nicht mit drei Sätzen zu berichten, würde von der Zensur auch nicht durchgelassen werden. So schreibe ich nur, daß ich lebe und einstmals heimzukehren hoffe. Ich trüge jedoch noch das Zeug am Leibe, womit man mich gefangen hätte und bäte ihn deshalb um Unterwäsche, Seife, Bürste, Kamm. Meine Wunden seien geheilt, ich zöge nur ein Bein etwas nach ...

Wann wird er wohl dies erste Lebenszeichen eines Totgeglaubten in Händen haben? denke ich lächelnd. In fünf, sechs Wochen frühestens, vielleicht auch erst in Monaten – die Heimat liegt so weit! Vielleicht aber erreicht es ihn auch nie, vielleicht ist er längst in einer Seeschlacht ... ?

„Junker“, sagt Pod in diesem Augenblick, „schreib auf meine Karte ‚Deutschland‘ mit russischen Buchstaben, es ist besser, was? Kannst sie auch lesen, wenn du magst ...“

Ich male groß „Germania“ darauf und lese seine letzte Zeile. Sie lautet: Vergiß auch nicht, daß auf dem Roggenfeld in diesem Jahr Kartoffeln stehen sollen, Anna ...

Unsere Kameradschaft lockert sich. Ich wehre mich gegen diese Erkenntnis, aber was ich sehe und täglich sehen muß, ist stärker als mein Wunsch und Wollen. In unserem Beritt ist sie noch notdürftig vorhanden, wie lange noch, weiß niemand. Es bröckelt überall, und wenn sie schon bei unserer Gruppe auseinanderfällt, die noch das Feld, die Front zusammenschweißte, wie kann sie in den anderen Gruppen halten, die sich erst in den Lagern zusammenfanden, von irgendeinem Schicksalswind ineinandergeweht?

Brünn fällt bei uns am meisten auf. Er denkt nur mehr an sich und wird mit jedem Tag gehässiger. Schnarrenberg wieder gerät durch sein provozierendes Wesen in eine Art chronischen Reizzustand, wirkt dadurch härter und brutaler als er im Grunde ist. Der kleine Blank ist etwas weinerlich geworden und braucht viel Trost und Halt, geht aber trotzdem wohl moralisch vor die Hunde. Die beiden Bayern, die seit Irkutsk gleichsam zu unserem Beritt gehören, sind auch gröber, unbeherrschter als im Anfang, aber noch erträglich, gefällig, hilfsbereit. Die Einzigen, die sich gleich blieben, sind Pod und Seydlitz und der Artist. Und ich selbst? Ach, ich bin auch nicht mehr, wie ich sein sollte ...

Gott im Himmel, es ist kein Wunder! Wenn man nur öfter hinaus, andere Menschen, andere Gesichter sehen könnte... Wenn es nur Sommer wäre! Wir von unserm Beritt, außer Brünn und Blank, gehen wohl täglich in den Hof und ziehen uns dazu drei Waffenröcke an – wer aber kann das? Und wer will das? Es sind verschwindend wenige, die noch die Energie zu einem täglichen Ausgang aufbringen, die erkannt haben, daß die Tuberkulose jeden erfaßt, der seine Lungen nicht täglich mit frischer Luft vollpumpt! Und die das fürchterliche Frieren bei vierzig Grad und einen knochenschneidenden Wüstenwind von fünfzig Grad auf sich nehmen, um sich vor einem anderen Übel zu bewahren.

Es dauert einfach zu lange, das ist es. Edle Gefühle sind Früchte großer Augenblicke, lassen sich nicht wie Weckobst in Konservengläser legen, je nach Bedarf und Nachfrage in Portion auf Por-

tion verbrauchen! Im Felde gab es Kameradschaft, gibt es sie wohl auch heute noch, wird es sie bis zur letzten Stunde geben und wenn der Krieg noch Jahre dauerte! Hier ist kein Boden für Kameradschaft ...

Ja, wir waren auch Kameraden, in Totzkoje zum Beispiel. Und wir wären auch heute noch Kameraden, wenn man eine Tat von uns verlangen würde oder im Fall einer plötzlichen Gefahr. Aber hier gibt es nichts Plötzliches, alles schleicht, alles lähmt ... Unser Eingepferchtsein ist heimtückisch und entnervend, demoralisierend und gemein ... Das starre, stete Unglück, das Endlose, das Alltägliche, schweißt nicht zusammen, reißt eher auseinander. Hier gibt es keine Taten und keine Hoffnungen, das ist es wohl. Das ewige Nichtstun, der ewige Hunger, das ewige Niealleinsein ... Nein, das ist kein Boden für Kameradschaft.

Wir werden langsam bissig wie alte Hunde, nörgelnd und boshaft wie welke Greise. Ja, wir werden langsam Tiere. Und wenn nicht bald das Ende naht ... Ich sehe schon die Stunde kommen, in der sich alle, alle hassen.

„Was schreibst du eigentlich immer auf?" fragt mich Pod.

Ich klappe mein Tagebuch unauffällig zu. „Alles, Pod", sage ich bedrängt.

„Alles? Wieso?"

„Na", sage ich, „alles, was hier vorkommt. Was gesprochen, was getan wird, wie jedermann sich fühlt und gibt ..."

„So stehe auch ich in deinem Buch?"

„Gewiß, Pod."

„Ja, wie zum Beispiel?!

„Nun, was du tust, sagst, erzählst ..."

„Mensch!" lacht er auf. „Wozu? Ich bin ein dummes Luder, wer sollte wohl an mir einmal Interesse haben?"

Ich lächle leise. „Vielleicht mehr als du denkst, Pod. Du vergißt, daß du in meinem Buch für hunderttausend stehst, die alle litten, was du littest, die dir ähnlich waren ... Brünn wiederum für

hunderttausend andere, die seinem Wesen ähnlich waren, dies Leben wieder so empfanden, wie er's empfand ..."

„Ja", sagt Pod und legt den Finger an die Nase, „jetzt verstehe ich! Und Schnarrenberg und Seydlitz und der Artist? Und Blank und unsere Bayern und du selbst? Und Türken und Ungarn und Österreicher? Von allen sprichst du, wie? Von allen zweieinviertel Millionen?"

„Ja", sage ich, „und diese zehn und zwölf, die ich beschreibe, vertreten gleichsam –"

„So willst du es einmal veröffentlichen?" unterbricht er mich.

„Vielleicht, Pod ..."

„Aha ..." Er schweigt etwas. „Gut", sagt er dann. „Ja, schreibe. Und schreibe auch von mir. Es ist ganz recht, wenn sie in der Heimat mal erfahren, wie man uns am lebendigen Leib das Blut aussaugte und was wir dabei dachten, sprachen, fühlten! Dann hat es aber auch nur Wert, wenn du nichts beschönigst und nichts verheimlichst", fährt er fort.

„Natürlich, Pod."

„Dann wird's verboten!" sagt er rasch.

„Warum?"

„Weil es so grauenvoll, so häßlich, so gemein ist ..."

„Die Wahrheit braucht kein schönes Kleid, ist nackt am schönsten, mein lieber Pod!" antworte ich. „Und Lügen können den kommenden Geschlechtern und unserer Welt nicht helfen ..."

Brünn hat Besuch bekommen, einen Elektriker, der gleich ihm in beruflichen Bildern spricht. Er ist aus dem Transport, der nach uns kam, hat einen schwarzen Zottelbart und ein Gesicht wie eine Mumie. Er spricht sehr heiser und seltsam abgehackt.

„Ich war in Sjretensk", erzählt der Mann, „und aus den Tagen stammt meine Totenkopfvisage. Es ist ein elendes Kosakennest, östlich vom Baikal, an der Schilka. Sie steckten uns in Sommerbaracken, durch deren Ritzen man die Wüste sehen konnte. Sie lagen auf einem steilen Berg, das Wasser mußten wir vom Fluß

hinaufschleppen. Wo Platz für fünfhundert war, legten sie achthundert hin. Flecktyphus brach aus, natürlich. Eine Baracke nahmen wir als Isolierhaus. Aber niemand wollte hinein, alle wollten lieber bei ihren Kameraden bleiben. Auf den Bettstellen lagen sie zu zweit, ohne Stroh und Decken, unter ihnen auch zu zweit. Als Kopfpolster gab man uns Holzklötze . . ."

„Das schlimmste war der Durst", erzählt der Mann. „Aber wer sich in den Schnee hinausschleppte, um ihn daran zu löschen, wurde von den Kosaken aus Angst vor Ansteckung mit den Knuten zurückgetrieben. Wir soffen teilweise Latrinenwasser . . . Endlich, als wir erkannten, daß wir alle sterben sollten, meuterten wir . . . Ja, man meutert auch waffenlos, wenn nebenan ein leeres Krankenhaus verschlossen steht, wenn man weiß, daß die russischen Ärzte Decken und Kissen und Arzneien in Fülle haben, nur nichts herausgeben wollen! Zudem bat eine amerikanische Kommission in Irkutsk – mit Ärzten, Schwestern und allem möglichen Material – schon seit Wochen umsonst, uns helfen zu dürfen! Es nützte alles nichts, man peitschte uns wie Vieh zu Pferde in unsere Erdlöcher zurück. Als von unseren Leuten ganze Haufen den Tod im Fluß suchten, um sich von ihren Qualen zu erlösen, ließ ihn der Kommandant mit Posten bewachen. Ja, nicht einmal das Leben nehmen durften wir uns! Am Weihnachtstage 1915 kam Elsa Brändström nach Sjretensk und rettete die Handvoll, die noch übrig war, vom sicheren Tode . . ."

„Fast wie in Totzkoje!" sagt Brünn. „Es ging uns also nicht einmal allein so schlecht . . ."

„Nun", ruft Seydlitz hell, „was wollen wir mehr? Sind wir hier nicht im Himmel im Vergleich zu Totzkoje und Sjretensk? Seid also zufrieden!"

Im langsamen, aber unaufhaltsamen Verfall unserer Körper und Seelen, unserer Haltung und Festigkeit stehen nur noch wenige Säulen. An ihren Quadern rüttelt der hemmungslose

Niedergang vergeblich – eiserne Leuchttürme sind sie in unserem allgemeinen Dunkel. Aber nur eine kleine Zahl sieht sie mehr, vermag sich noch an ihnen aufzurichten. Die Mehrheit ist inzwischen schon so blind und unwillig geworden, daß sie ihr Leuchten nicht mehr sieht, noch sehen will.

Gestern kamen für einzelne der ältesten Lagerinsassen Pakete aus der Heimat an. Unter andern bekam auch ein junger Infanterist der Nachbarpritsche das erste Paket von zu Hause. Er liegt in unserer Nähe und ich gewahrte in einem Augenblick, in dem er sich ungesehen glaubte, daß er die neuen Hemden streichelte, die selbstgestrickten Strümpfe an die Lippen drückte.

„Fähnrich", sagte er gegen Abend und ich sah seine Augen leuchten, wie ich noch wenige leuchten sah, „ich habe ein Paket bekommen, mein erstes! Und von meiner Mutter! Jetzt bin ich gerettet! Wollen Sie es einmal sehen?" Ich sah es an und sah, trotzdem er es schon drei-, viermal aus- und eingepackt, noch seiner Mutter Hände an den kleinen Dingen ...

Am nächsten Morgen sehe ich den gleichen Infanteristen haltlos weinen und gehe zu ihm. Pod tritt hinzu – wie könnte Pod auch fehlen, wenn jemand weint? „Warum flennst du denn, du Dussel?" fragt er grob. Er ist immer am gröbsten, wenn er innerlich am weichsten ist.

„Man hat ... man hat ..."

„So, hm ... Es war auch eine Fischkonserve drin, sagtest du?"

„Ja, Heringe ..."

Gut, Pod geht los, Nase am Boden, ein echter Jagdhund. Nach einer Stunde kommt er wieder. Das Paket unterm Arm. „Nur die Fischkonserve ist futsch", sagt er. „Aber die hat Muttern ja auch nicht selbst gemacht, wie? So, Junge, und das nächste Mal paß besser auf, verstanden!"

Wir klettern auf die Pritsche. „Wer war es, Pod?"

„Meyer natürlich, wer hätte es sonst sein sollen?" Meyer ist ein übler Kunde, bekannt als Dieb und Raufbold.

„Was hast du ihm getan?"

„Oh, nichts, nur ein, zwei, drei in seine diebische Visage appliziert . . .“

Abends erfahre ich, daß man Meyer ins Spital geschafft hat. Pod muß ihn halbtot geschlagen haben.

Ich sage ihm, daß er dafür die Knute kriegen wird, wenn jemand Anzeige erstattet.

„Oh“, sagt Pod ruhig, „das macht nichts. Der Junge hat sein Paket wieder. Das ist die Hauptsache. Im übrigen stiehlt Meyer nicht mehr. Und ich – ich habe einen breiten Rücken . . .“

Brünn wendet sich allmählich von uns ab. Er wirbt seit kurzem neue Freunde auf den Nachbarpritschen und ist nicht wählerisch dabei. Sichtlich mit Vorzug kauft er sich solche Leute, die seiner flüssigen Suada – in der oftmals ein Körnchen Wahrheit steckt – nichts Niederschlagendes entgegensetzen können.

„Nein“, sagte er gestern, „daß wir hier sitzen und verkommen, ist nur die natürliche Folge unserer Politik. Und daß wir so hundsmäßig behandelt werden, ist ebenfalls nichts anderes. Was ist der deutsche Soldat? Ein Stück, eine Ziffer, ein Vieh . . .“

„Wieso?“ fragt jemand erstaunt.

„Wieso? Das will ich euch erklären, paßt mal auf. Wir haben alle ein Krätzchen auf, nicht wahr? Jene runden Dinger, die auch das intelligenteste Gesicht dumm und stupid erscheinen lassen! Wir sollen dumm und bäuerisch aussehen, das ist es! Wir sollen Masse sein, unterschiedslos, alle gleichgemacht durch dies Krätzchen! Nur die Herren dürfen anständig aussehen – der Unteroffizier, der Wachtmeister, der Offizier! Ja, die dürfen Schirmmützen tragen, die muß man ja auch schon in aller Weite von uns unterscheiden können!“

„Ja, aber . . .“

„Ja, aber? Verstehst du's noch nicht, Muschko? Um so leichter befiehlt es sich doch, begreifst du das nicht? Soldaten zu befehlen, die so blöd aussehen wie wir Deutschen mit unseren Krätzchen, ist kein Kunststück! Sieh dir mal eine deutsche Truppe an, wenn sie

mit Drillichzeug und Krätzchen herumläuft: Zuchthäusler sind es dann, nichts anderes! Und darum werden wir auch hier so schlecht behandelt, weil wir so dämlich aussehen in diesen Dingern, so zuchthausmäßig ... Warum tragen alle Heere der Welt feschere Kopfbedeckungen? Seht euch mal die englischen Käppis an ..."

„Ja, aber ..." fragt jemand schüchtern.

„Quatsch – aber!" brüllt er los. „Wenn ihr das nicht versteht, seid ihr einfach zu dämlich dafür, geschieht's euch recht und damit fertig, Punkt!"

„Ja, Punkt!" ruft Pod hinüber. „Und jetzt halt endlich einmal Deine große Klappe – man will hier schlafen!"

Langsam und schleppend, unsäglich schleppend geht dieser Winter hin. Frühling! heißt unser großer Wunsch und manchmal ist es, als ob wir schon nicht weiter wünschen könnten, als ob er schon das Höchste sei! Auch in diesem, meinem zweiten Gefangenschaftswinter, sterben viele, viele. Man merkt es nur nicht so, weil unsere Ärzte mit Unterstützung Elsa Brändströms ein musterhaftes Krankenhaus geschaffen haben, das jeden Erkrankten augenblicklich aufnimmt. Wir merken es nur an den Lücken, die es auf den Pritschen gibt, daran, daß wir zum Frühling viel mehr Platz haben, als wir im Winter hatten.

Das Gefühl, zur letzten Zuflucht ein Krankenhaus mit Ärzten zu haben, ist unsagbar beglückend in unserer Trostlosigkeit. Seit kurzem greift die Schwindsucht mächtig um sich – muß das bei unserm ewigen Eingepferchtsein nicht kommen? In einem Raum, in dem die Fenster wegen der Kälte verkittet sind, der sechs bis sieben Monate lang nicht einmal frische Luft erhält? Skorbut und Nachtblindheit, typische Hungererscheinungen, mehren sich plötzlich, fast quadratisch wachsend ... Allein der Flecktyphus hat uns bis jetzt verschont ...

Oh, es genügt, was ohne ihn auf unsern müden Körpern lastet! Befinden wir uns nicht auch ohne ihn schon zwischen Scylla und

Charybdis? Wenn es uns kalt ist, lassen uns die Läuse in Ruhe, aber dann können wir auch vor Frieren nicht schlafen. Wenn wir's uns aber warm machen, werden auch die Läuse mobil und wir können wieder vor ihnen nicht schlafen! Was sollen wir tun ...?

Gestern brach plötzlich wie aus einem lastenden Gewitter eine heftige Schlägerei aus. Sie hätte sicher auf die ganze Baracke übergegriffen – es braucht dazu nur einen Funken – wenn Pod nicht gewesen wäre. Er sprang blitzschnell auf eine Pritsche und rief mit seiner Donnerstimme in den Lärm: „Zwei Mann zum Blutrühren!"

Alles begann zu lachen und ging auseinander – wer lachen muß, schlägt nicht mehr. Ja, unser Pod ist eine dieser Säulen, die noch immer aufrecht stehen, ist trotz aller Qualen immer noch der alte...

Später erfuhr ich, daß es sich um den Besitz der Photographie eines nackten Mädchens gehandelt hatte. Abends zeigte einer sie heimlich herum. Ach, er hat im Grunde nicht mehr von ihr als wir – Träume, die wir so gut wie er zu brünstigen Perversitäten erhitzen können! Das beglückt uns fast ... Dennoch sieht man ihm an, daß es ihm wohltut, seinen kostbaren Besitz zu zeigen ...

Gott im Himmel, es wird immer schlechter, rapid, sturzhaft. Man kennt keinerlei Rücksicht mehr. Ob jemand schreibt oder schläft, niemand kümmert sich darum. Gestern wollte ich wieder einmal einen Brief an meinen Vater schreiben. Ich löste ein paar Seiten aus dem Tagebuch und setzte mich auf die Pritsche.

„Es ist so schwer, das Richtige zu sagen, Vater", schrieb ich. „Und es ist ebenso schwer, nicht zu klagen. Nein, wir wollen nicht ungerecht sein und nichts verlangen, was Ihr nicht geben könnt, aber ..."

Auf der Nachbarpritsche spielen sie Karten. „Null ouvert!" brüllt ein mächtiger Artillerist. Seine Pfannkuchenhand klatscht auf die Bretter, daß alles zittert. Ich bohre eine Fingerspitze in mein Ohr und schreibe weiter ...

„Unser Quälendstes ist, daß wir das Ende nicht wissen. Gewiß, auch Ihr wißt es nicht. Aber Ihr seht es vielleicht, ganz klein, als fernen Stern. Aber wir sehen nichts, Vater. Wir sehen nur Nacht. Und eine Nacht, die immer schwärzer, immer marternder wird und die uns langsam zu verschlingen droht . . ."

„Herrgott, Mann, laß meine Stiefel stehen, verdammter Langfinger!" ruft jemand kreischend. Ein Scheit Holz fliegt durch die Luft, knallt auf die Ecke meiner Pritsche, streift mich beim Abspringen am Kopf. Der Stiefelmarder drückt sich fort, als ob er nichts gehört hätte.

„Es sind nur noch wenige unter uns, die stark und unberührt geblieben sind, denen diese Jahre das Mark noch nicht zerfressen haben, Vater. Aber wenn es noch lange dauert, übersteht es keiner, ohne den Wurm im Fleische oder in der Seele mitzubringen. Wer könnte es auch anders überstehen? Wir sind alle tapfer – und die Schwächsten sind vielleicht die Tapfersten – was man jedoch von uns verlangt, geht über unsere Kraft!"

Gebrüll steigt auf. Jemand hat falsch gespielt. Im Gang staut sich ein Kreis von Gaffern. Pod ist zum Unglück gerade draußen. Der schwarze Elektriker hat jemand am Kragen. Er beutelt ihn hin und her, wie ein Hund eine Ratte beutelt. Endlich reißt sich der andere los und geht in Boxerstellung. „Gib ihm Saures!" ruft Brünn hetzend. Ein paar Schläge, die nacktes Fleisch treffen, klatschen herüber. Blut fließt . . . „Ich würge dich ab, du verstohlener Hund!" keucht der Elektriker.

„Und ob ich selber diese Jahre überstehe, mit reiner Seele, meine ich, Vater, das weiß ich nicht . . ." schreibe ich langsam und meine Hand gleicht einer Spinne, die steifbeinig und ausgehungert über vergilbte Blätter kriecht.

Ich ging mit Seydlitz spazieren. Die Kälte hat nachgelassen, nur dreißig Grad mehr, sagte unser Arzt. Es gibt keine weißen Flecken mehr im Gesicht, dann macht es nichts aus. Wir wandern

dreimal um das Lager, tiefatmend, schweigend. Diesen Rundgang machen wir täglich. „Kampf gegen die Tuberose“ nennen wir ihn.

Als wir das dritte Mal den Drahtzaun streifen, der die Offiziere von uns trennt, zieht neben uns in gleicher Höhe ein österreichischer Oberleutnant seine Bahn. Wir grüßen ihn, er dankt, geht weiter, bleibt plötzlich stehen. „Ich sehe Sie schon ein paar Wochen hier herumwandern“, sagt er lächelnd. „Es ist wohl fürchterlich in euren Baracken, wie?“

Ich schweige. Seydlitz kneift die Lippen. „Es ist erträglich“, sagt er abweisend.

„Wie lange sind Sie schon gefangen?“ fragt er weiter.

„Seit 15“, sagen wir.

„Zwei Jahre also! Ich sitze schon seit 14 hier . . .“

„Hat man gute Frontnachrichten?“ fragt Seydlitz kurz.

„Doch“, sagt er „doch . . . Aber was nützt das? Sieg auf Sieg und doch kein Friede . . . Welche Ränge haben Sie übrigens?“ fragt er interessiert.

„Ich bin Unteroffizier“, sagt Seydlitz, „Fahnenjunker.“

„Fähnrich“, sage ich leise.

„Fähnrich?“ ruft er aus. „Aber was tun Sie dann im Mannschaftslager? Sie gehören doch zu uns?“

„Ich habe gute Kameraden!“ sage ich rasch. „Vom Felde, vom Regiment, vom Lazarett her . . .“

„Das verstehe ich wohl, aber trotzdem . . . Die können Sie doch auch von hier aus besuchen, ihnen sogar von hier aus besser helfen! Sie bekommen fünfzig Rubel monatlich . . .“

„Ja“, sage ich schwach, „das weiß ich alles, aber –“

„Hören Sie“, unterbricht er mich, „besuchen Sie mich einmal! Und bringen Sie den Junker mit! Ich komme viel mit einem Fähnrich der Artillerie zusammen, der würde sich mächtig freuen, glaube ich . . .“

„Ja“, sage ich, „das täten wir recht gern sogar! Aber die Posten lassen uns nicht durch –“

„Ach“, lacht er, „das ist einfach! Können Sie etwas Französisch

oder Englisch? Na, also ... Dann melden Sie sich beim Kommando zum Stundengeben. Als Sprachlehrer bekommen Sie einen Propusk, einen Passierschein."

„Ja", sagen wir, „das wollen wir versuchen!"

„Schön", sagt er und gibt uns durch den Stacheldraht die Hand. „Sie brauchen nur nach mir zu fragen. Mich kennen alle. Mein Name ist Saltin ..."

Wir gehen heim. „Sollen wir es tun, Seydlitz?" frage ich sinnend. In mir ist etwas, was mich warnt.

„Ich weiß nicht, Fähnrich. Sie können es ohne weiteres, gehen einfach endgültig hinüber, wenn es Ihnen nachher bei uns nicht mehr erträglich ist. Ich aber –"

„Das eben fürchte ich ..." sage ich leise.

Er geht schweigend weiter. Die Falten seines hageren Gesichts vertiefen sich. „Drei Tage später wäre ich als Fähnrich gefangen worden", sagt er endlich. „Nun, es müssen Bessere als ich ertragen, dann werde auch wohl ich es können!"

Mein Vater lebt! Ich habe seine erste Karte. Er ist gesund und wohl. Was will ich mehr? Nun liegt ein kleines Licht auf diesem Leben ...

Wenn auch ... „Wir haben es schwerer als Ihr und klagen auch nicht!" heißt eine Zeile. Oh Vater, Vater, wenn du wüßtest! denke ich bitter. Nein, er ist nicht schuld, woher soll er es wissen? Niemand weiß es ... Aber sie sollen es erfahren, alle sollen es erfahren! Und ich drücke mein Buch an mich, als sei es mein Schatz. Und suche jene Zeile zu vergessen. Nein, nur das Licht aus dieser Karte will ich haben! Es ist so not, so not ... Denn um uns wird es um so fürchterlicher, je länger dieser Winter währt ... Will denn der Frühling dies Jahr niemals kommen?

Gestern hat Brünn Schnarrenberg durch einen seiner höhnischen Vorträge derart gereizt, daß er ohne weiteres über ihn hergefallen ist. Schnarrenberg hat sich durch seine vernünftige Lebensweise mit

am besten von allen gehalten, wenigstens was das Körperliche betrifft, Brünn aber ist nur mehr ein leerer, schlaffer Schlauch. Er hat ihn in seiner Überreizung derart zugerichtet, daß Brünn bewußtlos liegenblieb. Viele gönnen es ihm, aber die Mehrheit haßt Schnarrenberg jetzt nur noch mehr, glaube ich. Und wenn er nicht durch seine Körperkraft und Roheit und durch die Russen auch in seiner Eigenschaft als Barackenführer geschützt wäre ...

Aber dieser Vorfall ist bezeichnend für unsere Stimmung: Schwelender Haß von Mann zu Mann, der plötzlich, oft beim kleinsten Anlaß, zu einem rasenden und fast schon irrsinnigen Ausbruch führt.

Als ich heute durch Baracke III ging, begegnete ich einem alten Bekannten aus der Grudetzkikaserne. Es ist der Mann mit dem Hodenschuß aus dem Amputiertensaal. „Haben wir uns nicht schon mal gesehen?" fragte er. „Ja", sagte ich, „im Lazarett in Moskau! Wie geht es denn?"

„Oh", sagte er, „was soll man sagen? Übrigens habe ich längst erfahren, daß alles vorbei ist. Sie haben mich damals belogen, was? Oh, ich weiß, warum. Es war auch besser, ich kam auf diese Weise allmählich dahinter. Übrigens macht es mir nichts mehr aus. Ich lebe dafür leichter, wissen Sie. Denn hier ... Nein, wenn ich sehe, was manche durchmachen müssen, gerade wegen dem, was man mir nahm ... Und ich wäre auch nicht kaltblütig gewesen! Nein, manchmal bin ich fast froh darüber ... Es gleicht sich alles aus auf dieser Erde, denke ich oft ... Dafür, daß ich das leiden mußte, brauch ich mich jetzt nicht viehisch krümmen ... Schwer wird es ja erst werden, wenn ich wieder zu Hause bin. Denn meine Frau will ohne Kinder –"

„Nun, daran ist ja einstweilen noch nicht zu denken", setzt er hinzu und grüßt und geht.

Eben ist Seydlitz bei mir gewesen. Ich habe ihn noch nie so heiter gesehen. „Denken Sie, Fähnrich", sagt er und gibt mir einen Brief

von seiner Mutter, „mein erster Brief! Und darin steht, daß meine Beförderung schon heraus war, als ich gefangen wurde!"

„Sehen Sie!" sage ich fröhlich. „Und nun? Nun wollen Sie hinunter, was?"

„Ja", sagt er fest und legt mir beide Hände auf die Schultern. „Fähnrich", fährt er fort, „Sie müssen mich recht verstehen, Sie vor allem! Ich könnte auch hier bleiben, gewiß. Aber ich nütze niemand damit. Für Sie ist es in manchem Sinne anders! Ich aber bin allein, habe niemand hier, der mir wirklich nahesteht, werde wohl auch von niemand geliebt ... Und dann: Ich bin es nun einmal und habe es wohl auch verdient. Zum letzten aber: Ich will mich schonen – ich will unserm Lande auch nach dieser Zeit noch weiter dienen können!"

„Sie haben völlig recht!" sage ich offen. „Es wird Ihnen auch niemand verargen, wenn Sie – "

„Ja, aber Sie!" ruft er.

„Wie, ich?"

„Sie müssen mit! Sie gehen hier zugrunde! Ich sehe es doch! Und wenn es nicht sein muß – "

„Gut, Seydlitz!" sage ich lächelnd. „Wir wollen es uns vorher einmal ansehen. Und wenn wir ein paar „Menschen" finden – Sie wissen schon, was ich darunter meine – und auch das wahr ist, was uns Saltin sagte, daß wir den Unsern besser helfen können ... Ja, dann gehen wir zusammen!"

Wir haben unseren Propusk ohne weiteres bekommen. Bis Mittag sitzen wir mit einer geliehenen Bürste und meiner Waschschüssel bei unseren Uniformen, um wenigstens den äußerlichen Schmutz von ihnen abzukratzen. Ein gründliches Entlausen, sauberes Kämmen unserer flaumigweichen Christusbärte kommt am Ende der großen Toilette. „Ihr wollt wohl zum Hofball?" fragt Brünn höhnisch.

Im Offizierslager weist man uns in die linke Steinkaserne. Wir

steigen ein paar Treppen, finden zwischen zwanzig Türen auch jene, die eine Karte mit „Hptm. Schank, Oblt. Saltin, Oblt. Sineth, Oblt. Kovacs“ trägt.

Oberleutnant Saltin ist mit einem dunklen Offizier allein. Er springt auf, nimmt uns die Mäntel ab, ruft zweimal „Balinth“ auf den Gang hinaus. Ein Honvedinfanterist erscheint, nimmt Haltung an. „Geh zur Menage, Balinth, bring eine Jause für drei Personen!“ Der andere, ein ungarischer Oberleutnant, empfiehlt sich höflich.

„So, meine jungen Freunde“, hebt Saltin an. Er ist hochblond, mit einem länglichen Gesicht, nervösen Händen, die viel an seinem Mund zu schaffen haben, warmen, blauen Augen unter dunklen Brauen. „Jetzt haben wir das Schlimmste bald überstanden, was? In einem Monat ist es Frühling ...“

Wir nicken lächelnd. Einen Menschen hätten wir schon gefunden! sagen unsere Augen, wenn unsere Blicke sich begegnen. Alles ist seltsam, fast rührend für uns. Wir sitzen auf Stühlen, es sind zwar nur selbstgezimmerte, an einem schmalen Tisch, er ist zwar nur aus Kistenbrettern ... Und als der Bursche den Kaffee bringt, dazu Gebäck ... „Sie haben es hier herrlich!“ rufe ich haltlos.

Saltin schüttelt den Kopf. „Oh, das sieht nur so aus ... Selbstverständlich, Ihnen muß es als Paradies erscheinen, das verstehe ich vollkommen! Aber wenn man drei Jahre lang in dieser Weise hauste ... Sehen Sie, wenn einer an sein Bett will, müssen die drei anderen aufstehen, waschen kann man sich auch nur nacheinander, schlafengehen ebenfalls ... Dazu ist man nie allein, hat kaum ein Buch, viel Streit, noch mehr Nervosität, alle Augenblick einen Ehrenhandel ... In vier Wochen würde Sie dies Dasein nicht weniger quälen als Ihr bisheriges ... Man ist es zu rasch gewohnt, und wenn man unser früheres Leben in Betracht zieht, unsere Verwöhnung, unsere Bevorzugung ... Nein, wir leiden sicher nicht weniger als unsere Soldaten ...“

Er bringt Zigaretten, stellt sie zu freiem Zugriff auf den Tisch. Wir rauchen hingegeben. Die Sauberkeit in diesem Raum macht

uns mit all dem andern gleichsam trunken. Ach, dieser Saltin erringt sich unser Herz im ersten Sturm – ob er es auch daheim, unter normalen Verhältnissen, errungen hätte?

Die Zeit vergeht im Flug. Er spricht von tausend Dingen. Wir trinken jedes Wort in uns hinein. Mein Gott, wir sind bescheiden wie alte Sklaven geworden. Es gibt nur eins, was uns zuweilen quält, daß uns die Läuse hin und wieder heftig beißen. Weil wir ihn aber nicht einmal die unverkennbare Bewegung machen sehen, die uns alltägliche Gewohnheit ist, verkneifen wir es uns.

Allmählich wird es dunkel. Wir müssen heim. „Bald wieder, meine deutschen Freunde!" sagt Saltin herzlich, drückt kräftig unsere Hände, begleitet uns bis an den Stacheldraht. „Und überlegen Sie sich, Fähnrich, ob Sie nicht doch ...?"

„Ein Prachtkerl!" murmelt Seydlitz auf dem Heimweg.

„Ja, einen hätten wir, nicht wahr?"

„Ob die Deutschen auch so sind!" fragt er zurück.

„Wir werden sehen ..."

Wir gehen schweigend weiter. Graut es uns beiden nicht ein wenig vor unseren Pritschen? Plötzlich bleibt Seydlitz stehen. „Sie, Fähnrich", sagt er, „ist Ihnen nicht auch aufgefallen, daß es Saltin nicht einmal juckte?"

„Ja", sage ich eifrig.

„Sie", fragt er weiter, „sollten die dort unten keine Läuse haben?"

Ich bezweifle das entschieden. „Das kommt nur von der Kinderstube!" sage ich.

Das wieder leuchtet ihm nicht ein. „Ich glaube, daß die beste Kinderstube bei einem Lausbiß in die Binsen geht, mein Lieber!" sagt er trocken. Und dieses schwierige Kapitel bleibt ungelöst, wird bis zum nächstenmal vertagt.

Gestern ist vom russischen Kommando ein Befehl gekommen, der unseren Beritt in helle Aufregung versetzte. „Nachdem sich die Zahl der von Gefangenen gehaltenen Hunde dauernd vergrößert, sind sämtliche Tiere dem kontrollierenden Kommando zur Vernichtung abzuliefern. Nichtbefolgung dieser Anordnung wird schwer bestraft", las Schnarrenberg vor.

Wir beraten die halbe Nacht, was mit unserer Suschka geschehen soll. Es gibt nur eine Stimme: Wir geben sie nicht ab, wir trennen uns nicht von dem lieben Biest! Selbst Schnarrenberg, der einzige, der sich nicht um das Tier bekümmert hat, ist mit uns einig. „Aber wenn uns jemand aus der Baracke verrät?" sagt er nur. „Ihr wißt, daß ich mehr Feinde als Freunde habe . . ."

„Nein, darum keine Furcht!" sagt Pod mit seiner tiefen Stimme. „Dafür sorge ich . . ."

Wir üben einen Tag mit unserer Suschka, sich unter einem Ballen alter Uniformen auch bei dem größten Lärmen ruhig zu verhalten. Sie faßt es rasch, schlüpft schon nach kurzem auf Kommando blitzartig in ihr sicheres Versteck und muckst sich nicht. Als alles klappt, nimmt Pod die Suschka wie ein Kind auf seinen Arm, geht mit dem breitesten Seemannsgang bis in die Mitte der Baracke, steigt dort auf eine Pritsche, bittet dröhnend um Gehör.

„Hört einmal, Kameraden", sagt er rollend. „Ihr habt wohl den Befehl vernommen. Wir haben einen Hund, das wißt ihr auch. Wir geben ihn nicht ab, das haben wir beschlossen. Ich bin sicher, daß unter uns kein solcher Schuft ist, ein unschuldiges Geschöpf zu verraten. Es macht uns allen Freude und gehört uns allen. Und darum wollen wir darin zusammenhalten und euch vertrauen. Sollte aber trotzdem ein Judas unter euch sein", fährt er fort und seine Stimme donnert, „so werde ich ihm nachträglich das Leben derart sauer machen, daß er diesem Hund in spätestens vier Wochen freiwillig nachfolgt!"

Beifall erdröhnt. Suschka kläfft dazu. „Hoch unser Pod!" ruft die helle Stimme des kleinen Blank. „Hoch, hoch!" brüllen mit einem Schlage hundert Stimmen. Pod steigt herab und kommt

zurück. „Die sind uns sicher, meine Suschka", sagt er gemächlich und fährt ihr zärtlich durch das lange Haar.

Die Posten kommen andern Tags. Ein Starschi trottet an der Spitze. Sie haben Stricke in den Händen und ein paar Säcke. Schnarrenberg geht ruhig auf sie zu. „Ich bin hier Barackenkommandant", sagt er bestimmt. „In unserem Saal befindet sich kein Hund."

Ich übersetze es. „Mensch", murmelt Brünn, „er lügt nicht mal! Es ist eine Hündin . . ."

Die Posten schnüffeln, gehen langsam durch. Suschka liegt mäuschenstill unter den Uniformen des Beritts. Mein Herz klopft heftig. Pod kratzt sich vor Nervosität am Hinterkopf. Jetzt kommen sie zu uns, gehen direkt auf unsere Pritsche zu . . .

In diesem Augenblick erhebt sich an der Tür ein wildes Lärmen. Als ob sich ein paar schlügen, hört es sich an. „Konvoi, Konvoi! Kommt, bringt sie auseinander!" schreit ein halbes Dutzend. Die Posten laufen dem Lärmherd zu, in halber Angst . . . Es ist nichts los, haha, es stehen sich nur ein paar gegenüber, beschimpfen sich in allen Tönen und lächeln dabei mit den Augenwinkeln.

Die Posten kommen nicht zurück, marschieren, einmal an der Tür, auch gleich hinaus. Alle Gefahr ist abgewandt. „Haben wir das nicht gut gemacht?" rufen die beiden Kämpfer. Brüllender Beifall antwortet dem Paar, man hebt sie auf die Schultern, trägt sie herum.

Nein, es gibt fast keine Kameradschaft mehr bei uns, dafür aber haben wir das Zusammengehörigkeitsgefühl von Sträflingen bekommen! Wir mögen im Innern auch noch so zerrissen sein, nach außen hin, dem Feind, dem Russen gegenüber, schließt sich alles zu einer starren, breschenlosen Mauer.

Die Suschka liegt wieder auf meinem Schoß. Ich streichle sie, unablässig. „Siehst du, mein Tier?" sage ich glücklich. „Selbst unsere Rohesten haben dir geholfen! Ja, sie sind gut, unsere Kameraden, jetzt sahen wir es wieder! Gut und weichen Herzens. Sie sind nur krank zuweilen – krank und wirr . . ."

Ich habe meinen ersten Besuch bei den reichsdeutschen Offizieren gemacht. Und habe mich entschlossen, hinabzuziehen. Unser Rangältester ist ein grauer Infanteriehauptmann, Mittelberg mit Namen, kurzangebunden, sehr bestimmt. Als ich ihm unsere Lage klarlegte, antwortete er mit dem strikten Wunsch, uns beide baldmöglichst bei sich zu sehen. „Es müssen nicht mehr zugrunde gehen, als unvermeidlich ist!" sagte er. „Daß wir der Mannschaft das Leben nicht erleichtern können, ist uns schmerzlich genug. Es liegt nicht an uns, sondern an internationalen Abmachungen, die auf Gegenseitigkeit beruhen."

Ich berichtete ihm vom Leben unserer Leute, bat ihn, dies oder jenes zu veranlassen. „Wir geben jeden Monat einen Prozentsatz unseres Verpflegungsgeldes zur Unterstützung unserer Mannschaft ab, tun damit, was wir können", sagte er. „Im übrigen hoffe ich, daß Fräulein Brändström bald wiederkommt, um nach dem Rechten zu sehen. Uns selber sind, wie Sie wohl wissen, die Hände gebunden. Jeder Verkehr mit der Mannschaft ist streng verboten und durch die Posten auch unmöglich gemacht."

„Warum, Herr Hauptmann?"

„Das weiß niemand. Man nimmt an, aus Furcht vor einer Organisation von unserer Seite – sie fürchten eben die deutschen Teufel scheinbar auch noch waffenlos!" endete er und entließ mich.

Ich ging von ihm aus mit Seydlitz zu Schnarrenberg. „Wachtmeister", sagte ich heiter, „wir melden uns ab! Wir gehen morgen ins Offizierslager."

Er erblaßt beinahe. „Wie?" fragt er. „Ihr alle beide? Und gerade ihr? Dann lege ich meinen Posten nieder!"

„Aber warum denn?" rufen wir wie aus einem Mund.

„Weil ich dann niemand mehr habe, mit dem ich meine Anordnungen beraten kann! Ich mache vieles falsch, ich weiß das ... Mein Gott, ich bin auf dem Kasernenhof groß geworden, nicht in einem Zuchthaus. Ich werde mich in diese Lage nie gänzlich finden können. Nun gut, bis jetzt machte das nichts ... Sie unterstützten,

milderten, glichen aus, nahmen meinen Befehlen oft die Spitze, paßten sie unserem Zustand, unserer schlappen Stimmung, unserer verlotterten Gesellschaft etwas an ... Das werde ich nie lernen. Ich bin Soldat, kein Kompromißler. Gut, mag es jetzt ein anderer machen ..."

„Nein, Schnarrenberg", sagt Seydlitz, „das sollten Sie nicht tun! Wenn wir auch fehlen ... Sie haben doch noch Pod!"

„Podbielski? Dragoner Podbielski?" fragt er mit einem unbeschreiblichen Unterton. „Ich kann doch mit dem Mann nicht beraten, wie ich meine Befehle abfassen soll? Nein", schließt er heftig, „allein mache ich es jedenfalls nicht weiter!"

„Manchmal ist dem guten Schnarrenberg wirklich nicht zu helfen!" murmelte Seydlitz, als er sich niederlegte. „Kein Funken Elastizität ..."

Ich setzte mich zu Pod. „Ich gehe morgen ins Offizierslager, Pod!" sagte ich leise.

„Wohl dir, mein Junge!" sagt er beherrscht. „Du hast es längst verdient!"

„Pod", fahre ich fort, „trag mir's nicht nach! Schau –"

„Aber du brauchst dich doch deswegen nicht entschuldigen!" fällt er ein. „Das ist doch klar... Die Menschen sind einmal nicht gleich, werden es niemals sein. Im übrigen leide ich mit meinem guten Körper und meinen starken Nerven weniger unter diesem Leben als zum Beispiel du! Und warum du gerade mehr leiden sollst –"

„Ja, Pod, das ist schon recht! Trotzdem... Nein, wenn ich nicht fühlte, daß ich in kurzer Zeit am Ende bin, daß ich hier so schnell als möglich heraus muß, wenn ich überhaupt noch mal heimkommen will, hätte ich euch nicht sitzen lassen."

„Mensch, Fähnrich!" bricht er aus und fällt dabei, um seine Weichheit zu verhüllen, in seinen alten, barschen Ton. „Jetzt halt gefälligst mal die Luft an, ja? Sonst gibt es eins aufs Dach, verstanden ...?"

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder heulen soll. „Ich komme dich

auch oft besuchen, Pod!" sage ich rasch. „Und noch eins: Willst du meinen Hund, die Suschka? Ich geb sie dir ..."

Er räuspert sich verdächtig. „Hm", sagt er, „gern. Ich habe nämlich zu Hause einen, der ihm ähnlich ist. Ich brachte ihn einmal auf Urlaub mit", fährt er mit auffälligem Eifer fort, „Nikolajewitsch nannten wir ihn an der Front. Aber Anna war das zu umständlich. Sie nannte ihn kurz: Niko ..."

Wir stehen, unsere Bündel auf dem Rücken, marschbereit. Seydlitz hat Posecks schöne Stiefel an. „Nun, Blank", sage ich, „Kopf hoch! Und denke zuweilen daran, was ich dir einmal sagte!"

Er schlägt die Augen nieder und schluckt etwas. „Ja", sagt er schwach, „ich will es, Fähnrich! Aber Sie kommen zuweilen?" setzt er bittend hinzu.

„So oft ich kann!"

Brünn rührt sich kaum, als ich an seine Pritsche trete. „Brünn", sage ich herzlich, „nehmen Sie sich doch etwas mehr zusammen! Es ist doch am Ende nur Ihr eigener Schade, wenn Sie sich so gehen lassen. Denken Sie doch mal an Ihre Frau, an die Heimat! Wir tragen, was wir leiden müssen, doch letzten Endes für unser Land! Sie kommen doch einmal heim und werden Ihren Lohn dann schon dafür bekommen! Aber Sie werden ja überhaupt nicht mehr in geordneten Verhältnissen leben können, wenn es mit Ihnen noch weiter derart bergab geht. Beißen Sie doch mal die Zähne aufeinander ..."

„Sprüche sind billig, Junker", sagt er spöttisch. „Aber Sie waren mir von dem ganzen Pack der Liebste. Und ich weiß, daß Sie's gut meinen. Darum will ich's einstecken. Aber sparen Sie's in Zukunft. Ich gehe hier doch vor die Hunde, mit oder ohne Musik..."

„Jetzt kommen Sie wieder zu den feinen Herren", fährt er nach einer Pause fort. „Na, viel Vergnügen! Schicken Sie mir mal ne Offiziershure rauf, wenn Sie satt sind! Ach was, in vier Wochen kennen Sie uns nicht mehr! Gott, was liegt auch an uns ... Wir verrecken doch – mit oder ohne Pfarrer ..."

Ich beiße mich auf die Lippen. Hat dieser Mensch sich verändert! geht es durch meinen Kopf. Hat diesen Mann das letzte Jahr entnervt! Ich will noch etwas sagen, als Pod mir mit den Augen winkt: Laß ihn, es ist doch zwecklos ...

Der Abschied vom Artisten ist kurz und angenehm. „Alles Gute!" sagt er frisch. „Und vergessen Sie die Taschenspielerkunststücke und die drei besten Jiu-Jitsugriffe nicht! Man weiß im Leben nie, wie man es brauchen kann!"

Die beiden Bayern stehen militärisch, die Hacken beieinander, die Finger lang. „Ja, was ist denn in euch gefahren?" lache ich.

„Entschuldigen", beginnt die Kaulquappe, „wir waren oft nicht so zu Ihnen, wie wir es hätten sein sollen –"

„So? Ja, aber warum denn nicht?"

„Ach ... weil Sie ganz anders waren, als ein Fähnrich meistens ist ..."

„Ja, und nun?"

„Nun", setzt der Schwalangscher hinzu, „nun wünschen wir Herrn Fähnrich alles Gute und daß Herr Fähnrich auch die beiden Bayern nicht vergessen!"

Als wir ins Deutschenzimmer treten, in den Saal der Rangjüngsten, sehen wir im ersten Augenblick nichts als ein Dutzend eiserner Bettgestelle und ebensoviel Menschen in Felduniformen. Ein Artillerist, der an der Tür auf einem Bett sitzt, steht sofort auf. „Sie sind die beiden Neuen vom Mannschaftslager?" fragt er. Es ist der Fähnrich, den ich schon beim Einzug sah – man merkt ihm an, daß er sich ehrlich freut. „Saltin erzählte mir schon von Ihnen. Mein Name ist Olfert, Fähnrich ..." Es ist ein kleiner, derber Mensch mit breiten, ruhigen Bewegungen. Nichts Junges, Fähnrichhaftes ist an ihm – wenn er sich Oberleutnant nennte, glaubte man es auch.

Er führt uns vor den Ältesten des Zimmers, einen Reserveleutnant Berger, der einem langen Türken gerade deutschen Un-

terricht erteilt. Er heißt uns herzlich willkommen, läßt uns die Bündel bei sich niederlegen, führt uns von Bett zu Bett. Acht-zehn feldgraue Männer stehen auf und nennen ihre Namen. Achtzehn verschiedene Gesichter gleiten an uns vorüber, junge und alte, harte und heitere, verbissene und gleichmütige.

„So, meine Herren, jetzt ist es wohl am besten, Sie baden erst einmal und ziehen sich danach vom Kopf bis zu den Füßen um!" sagt Berger. Er ruft den Burschen – es gibt nur einen für den ganzen Saal – und heißt ihn heißes Wasser aus der Küche brin-gen. „Leutnant Windt und Opitz, würden Sie den Herren Ihre Kübel leihen?" „Klar . . ." sagt ein kleiner, dicker Infanterist mit semmelblondem Schopf. Man hört am Klange dieses einen Wor-tes, daß er aus Berlin stammt.

In der Nähe des Ältesten ist eine Ecke frei, die einzige im gan-zen Saal. Hier baut der Bursche zwei große Kübel mit heißem Wasser auf. Berger bringt uns eigenhändig seine Seife, ein zwei-ter eine Wurzelbürste, ein dritter ein Handtuch. „Wer hat Uni-formstücke übrig?" Dieser und jener bringt ein Stück, einer Strümpfe, ein anderer eine Hose, ein dritter einen Waffenrock, ein vierter eine zerschlissene Litewka. „Wir werden Ihre Sachen kochen und frieren lassen", sagt Berger. „Sie müssen eben bis dahin in diesen Sachen gehen. Wir haben nämlich", setzt er hinzu und lächelt, „hier keine Läuse . . ."

Wir erröten beide. Siehst du wohl! sagt Seydlitz' Blick. Trotz-dem fallen uns Steine von der Brust. Mein Gott und Vater – keine Läuse mehr! Unsere Hände zittern fast vor Freude, als wir die mürben Stücke von den Gliedern ziehen. Die Hemden kann man gleich ins Feuer werfen, sie sind nur Fetzen, braun und brettig. Unsere Unterhosen kommen ohne Knie und Gesäße ans Tageslicht – wo blieben sie?

Unter den alten Kameraden hatten wir alle Scheu verloren, unter diesen fremden, neugierigen Gesichtern wacht sie wieder auf. „Nun, Mann", knurrt Seydlitz, „was sein muß, muß sein . . ." Um Gottes willen, sehen unsere Körper aus! Sie sind vom harten

Liegen braungefleckt, vom Läusebeißen rotpunktiert, vom Schmutz mit grauem Schorf bedeckt. Unser Wasser verwandelt sich in kurzer Zeit in einen trüben Brei.

„Menschenskinder", sagt der runde Windt, „das müßt ihr wohl noch einmal wiederholen! Polmutzki, Wasser! Auf ein Neues . . ." Er setzt sich breit aufs nächste Bett, sieht unserer Säuberung wie einer lang entbehrten Unterhaltung zu. „Donnerwetter", fährt er fort, „solche Jammerfiguren habe ich lange nicht mehr gesehen, die gibt's in Deutschland bloß im Panoptikum! Seht mal her, Kinder", ruft er mit lauter Stimme in den Saal, „sind das nicht ein paar rechte Spinnen? Die reinen Weberknechte, finde ich . . ."

Es gibt im ganzen Lager kein freies Bettgestell. Olfert ist einen Tag lang unterwegs gewesen, um ein Paar aufzutreiben, endlich kommt er mit zwei Kosakensäcken heim. „Ich habe beim Kommando zwei Bettgestelle für euch beantragt. Einstweilen müßt ihr diese Hafersäcke nehmen. Geht jetzt mit in die Sargmacherei, dort gibt es Hobelspäne."

Er führt uns in eine Baracke, in der ein Dutzend deutscher und österreichischer Soldaten am Tischlern sind. Überall an den Wänden sind Särge aufgestapelt, hunderte und hunderte, schlichte, rohgefertigte Achtbrettkisten, außen leicht abgehobelt, innen völlig roh.

„Im Frühling brauchen wir alle", erzählt er. „Da über Winter niemand beerdigt werden kann, stapeln wir die Toten in eine große Erdbaracke. Sie steht am Osttor unseres Lagers, vielleicht saht ihr sie schon? Man trägt fast täglich mehrere hinein. Im Frühling, sobald der Boden auftaut, geht das Beerdigen los..."

Wir füllen unsere Säcke mit duftenden Tannenhobelspänen und tragen sie in unseren Saal zurück. Es ist so wenig Platz, daß wir sie tagsüber nicht einmal liegen lassen, nur für die Nacht auf einen Gang hinlegen können. Sie reichen auch nur von der Hüfte bis zur Schulter, sind viel zu kurz, um ganz darauf zu liegen.

Uns aber, die fast zwei Jahre auf harten Holzbrettern gelegen haben, sind es Sprungfedermatratzen, roßhaargepolstert! Nein, wir schlafen traumhaft auf ihnen – Hüften und Schultern, die dem Druck am meisten ausgesetzt sind, haben weiche Polster, das heißt alles. Und wenn wir daran denken, daß uns auch keine Läuse mehr die Ruhe stören werden, dann nehmen wir das halbe Dutzend Wanzenbisse, das in Rußland einmal nicht zu vermeiden ist, gern in den Kauf.

Olfert hat uns ein paar Rubel geliehen, rückzahlbar von unserer ersten Russengage. Wir haben es zusammengelegt und uns dafür bei den Tischlern einen kleinen Tisch bestellt. Mein Gott, wenn wir erst einen Tisch besitzen ... Und ein paar Bettgestelle, auf die wir unsere Spansäcke legen können ... Und nicht mehr vom Boden essen, noch auf dem Knie schreiben brauchen ...

Haben wir das Schwerste hinter uns? Ich glaube plötzlich, daß ich durchkomme.

Beim ersten Spaziergang fragte ich nach einem Obersten, einem kleinen Honvedungarn mit einem typischen Husarenschnauzbart, der mir auffiel. „Das ist Tobady", sagte Olfert, „Vollblutungar, ein kluger Mensch. Er wurde schon 14 gefangen, wettet seitdem mit jedermann und jede Summe, daß wir im Jahre 20 noch in Sibirien sitzen!"

„Ist er verrückt?" entfuhr es mir.

„Im Gegenteil – einer der klügsten Köpfe unseres Lagers!"

„Ja, aber ..." wehrte ich mich. „Dann sind wir doch allsamt erledigt, nicht mehr zu brauchen? Sechs Jahre untätig herumliegen – wer hält das aus? Dann kommen wir ja als Ruinen heim, als Greise?"

„Wahrscheinlich", sagte er ruhig.

Unsere Saalgenossen sind Menschen aller Schichten, aller Berufe. An der Tür hat ein kleiner Jäger sein Bettgestell, Jungmann,

Vizefeldwebel und Offiziersaspirant. „Auch ein Kriegsmutwilliger", sagte Olfert, als wir nach ihm fragten. Es ist ein höflicher, bescheidener Junge mit einem roten Kindermund. Man muß unwillkürlich an seine Mutter denken, wenn man ihn ansieht.

Neben ihm ist Olferts Platz und gegenüber steht das Bett des Ältesten. Es ist mit dem Gestell des Türken und einem Tisch derart zusammengestellt, daß aus dem Zwischenraum gleichsam eine winzige Privatwohnung geschaffen wurde.

Berger, Doktor der Rechte, ist ein schmaler, blonder Ästhet mit einem feinen, nervösen Gelehrtenkopf, frauenhaften Händen und einem Wesen von wohltuender Feinfühligkeit. Über seinem Bett hängt das Bild seiner blonden Frau und eines weißlichblonden Knaben. Der Türke ist ein langer Schlaks, vulkanisch, hitzig. Er wird von einigen „Hoheit" genannt, weil er dem langen, fremden Namen ein Wort nachsetzen darf, was türkisch Prinz bedeutet.

An die andere Seite schließt die Behausung Proschows, eines jungen Bombenfliegers, Bruder eines bekannten, im Westen abgeschossenen Kampffliegers. Er trägt mit unnachahmlicher Schneidigkeit den kurzen Fliegerpelz und heißt nicht anders als „Der schnelle Flieger". Seine Mütze hat zwei Kniffe, die alle Backfische entzücken würden, niemand im Saal versteht sie derart schnoddrig aufs Ohr zu setzen. Sein Mund scheint ein paar Millimeter größer als sein Gehirn zu sein.

Ihm schließt sich Windt, der Spree-Athener, an. Ich spüre nach drei Tagen schon, daß diese Nachbarschaft nicht günstig ist. Beide verfügen über böse Zungen, geraten oft mit ihren Spitzen aneinander. Mit überstarkem Zartgefühl sind beide nicht beschenkt, und was der muntere Berliner ihm an Schärfe bietet, zahlt ihm der lange Ostpreuße mit Derbheit heim.

Zwei, drei, vier Offizierstellvertreter und Feldwebelleutnants folgen diesem Don Quichote und Sancho-Pansa. Es sind mit einer Ausnahme ruhige und freundliche Familienväter, die niemand stören, solang man sie nicht selber stört. Pünktlich zu fest-

gesetzten Stunden erledigen sie dreimal täglich ihren Skat, und nur bei dieser Arbeit hört man sie zuweilen heftig streiten.

Die linke Ecke hat ein junger Leutnant inne, Merkel mit Namen, betont aktiv, in allem Durchschnitt. Er scheint den Lagerkommandanten zu kopieren, den grauen Hauptmann, ohne seine Qualitäten zu besitzen. Wir Jungen können uns bei ihm nicht des Gefühls erwehren, daß er am liebsten täglich eine Stunde Ehrenbezeugungen mit uns üben würde, sich zur Unterhaltung, uns zur Erziehung. Er ist deshalb auch meist allein und scheint am wenigsten beliebt im Saal zu sein. Man nennt ihn heimlich den Kommißknopf, kurz: den „Knopf".

Die Kurzwand bis zur Ecke nehmen ein paar junge Reserveleutnants ein, ein Lehrer, zwei Beamte, ein ostpreußischer Landwirt mit einem unglaublichen Namen, zwei Fabrikanten, Müller, „Steinfußböden", Hansen, „Lacke und Farben". In dieser Ecke spritzt unablässig Rede gegen Rede, prallen alldeutsche Kriegsziele gegen demokratische Weltfriedensideen, neiden die Beamten den Kaufleuten ihre großen Verdienstmöglichkeiten, neiden die Kaufleute den Beamten ihre „pensionäre Lebensversicherung". „Was wollt ihr eigentlich?" hörte ich den langen Hansen, Lacke und Farben, kürzlich sagen. „Ihr kriegt das Geld ja in der Tüte..." Es ist häufig sein letztes Wort, und niemand weiß im Grund, was es bedeutet.

An diese Ecke schließt sich wieder ein Appartement von zwei aktiven Leutnants. Der erste ist Thurn, ein dunkler, südländisch aussehender Infanterist mit auffällig liebenswürdigem, verbindlichem Wesen, ein bildschöner, eleganter Mensch. „Schade", meinte Seydlitz, „daß er in puncto sexus nicht ganz einwandfrei sein soll..." Der andere, Schulenburg, Infanterist wie er, Norddeutscher, ist ein feiner, straffer Mensch mit einem eckigen Offizierskopf. Wir haben ihn neben dem Ältesten, dem Juristen, der uns ein selten gütiger Charakter scheint, von allen wohl am meisten ins Herz geschlossen. Er ist sehr ruhig und zurückhaltend und führt dies eintönige, nervenzehrende Leben unter den vielen verschie-

denen Menschen auf eine Art, als ob er auch hierin eine Pflicht zu erfüllen habe, als ob die Welt und seine Untergebenen hier wie zu Hause beispielfordernd auf seine Führung sähen.

Seydlitz schließt sich folgerichtig am meisten ihm an. Ich wählte unseren Ältesten, den Dr. Berger.

Beim Spazierengehen zeigt mir Olfert fast täglich einen „Typ". Mit diesem Namen bezeichnen wir die Sonderlinge unseres Lagers, und jede Woche mehrt sich ihre Zahl. Die Hemmungen der Bildung und Erziehung fallen in immer rascherem Tempo, und zwischen ihren Trümmern erscheinen neben rohen, tierischen Charaktern knorrige und seltsame Persönlichkeiten.

„Sehen Sie, dort geht Oberleutnant Stolle", sagte er kürzlich und wies auf einen Österreicher mit einer Nase, die einem Geierschnabel glich. „Er ist ein genialer Pianist, aber weil er kein Klavier hatte, konnte er nie spielen. Drei Jahre ohne Spiel zu leben wäre aber das Ende seiner Kunst gewesen. Er baute sich also nach kurzer Zeit aus Kistenbrettern ein stummes Piano. Und spielt seitdem täglich sechs bis acht Stunden auf diesem Kasten. Wenn man ihm zusieht, gewahrt man deutlich, wie sich sein Gesicht bei manchen Stellen wundersam verschönt. Er höre jeden Ton, behauptet er, empfinde seine Stummheit längst nicht mehr . . ."

Heute morgen erlebte ich etwas Köstliches. Ich ging mit Olfert auf dem Hof spazieren. In Tornähe weist er auf einen Posten, einen richtigen Sibiriaken mit wallendem Heiligenbart. „Sehen Sie", sagte er lachend, „der Wodka lebt trotz aller Kriegsverbote!"

In diesem Augenblick tritt durch die kleine Nebentür für Fußgänger ein russischer Praportschick, Vereniki, der Adjutant des Lagerkommandanten, ob seines scharfen Wesens panisch gefürchtet.

Wir grüßen straff, er tippt nur an die Mütze, erblickt im Weitergehen den trinkenden Posten. Mit einem Sprung ist er vor dem

Erstarrenden, nimmt ihm mit der Rechten die Flasche vom Mund, reißt ihm mit der Linken die Pelzmütze vom Kopf – schmettert ihm im nächsten Augenblick die schwere Flasche weitausholend auf den nackten Schädel.

Es klirrt und spritzt und duftet. Der Posten sinkt mit dumpfem Ächzen in die Knie, bleibt reglos liegen. Vereniki blickt uns wütend an – wehe uns, wenn wir lachten – und geht mit seinen kleinen, übermäßig federnden Schritten an uns vorüber ins Mannschaftslager.

Wir stehen starr. „Hat er ihn erschlagen?" rufe ich endlich. „Womit auch?" lächelt Olfert ruhig. „Sie kennen diese Schädel anscheinend noch nicht ...?"

Ein paar Minuten gehen hin, bis sich der Posten wieder regt. Wir treten neben ihn, er schlägt verwirrt die Augen auf. Und? Und schnauft und schnuppert und wälzt sich eilig auf dem Bauch und leckt mit langer Zunge und behaglich grunzend die Pfützen auf, die von der vollen Flasche stammen und neben ihm im Wüstensand durchdringend duften ...

Ich bin Holcking begegnet. Wahrhaftig: Graf Holcking, Rittmeister meines Regiments! Er ist im gleichen Lager, nur weil er am Stock gehen muß und selten herauskommt, traf ich ihn nicht früher. Mein erster Blick ging nach seinem Degen – er war fort! Aber er trug ihn vielleicht aus Rücksicht auf die anderen nicht? Ich erinnerte mich plötzlich jeder Einzelheit. War es nicht der schönste Augenblick meines ganzen Kriegserlebens gewesen, als ihm der alte General mit ritterlicher Verbeugung den Degen zurückgab?

„Herr Rittmeister?" frage ich stockend. „Kennen Herr Rittmeister mich noch?"

Er sinnt etwas. „Doch", sagt er dann, „Sie waren einmal Fähnrich bei uns, wie?" Es liegt eine erschütternde Müdigkeit in seinen Worten. Er reicht mir schlaff die Hand, ich fühle sofort, daß sie gelähmt ist.

„Ich sah Herrn Rittmeister zum letztenmal im russischen Divisionsstab. Ich lag verwundet in einem Panjewagen. Ein paar Kosakenoffiziere brachten Herrn Rittmeister in einer Troika. Ein alter General gab Herrn Rittmeister den Degen zurück. Ich hörte auch, was er dazu sagte. Es war ein Augenblick, der mich mit manchem aussöhnte ..."

„So ...?" sagte er eigentümlich. Und setzt höhnisch hinzu: „Er hielt nicht lange vor, dieser weltgeschichtliche Augenblick ..."

„So haben Herr Rittmeister ihn nicht mehr?" frage ich rasch.

„Nein", sagt er leise. „Schon in der nächsten Etappe packte ihn ein Kosakenoffizier, schlug ihn mir zweimal über den Kopf, nahm ihn als Kriegsandenken mit ..."

Er humpelt hilflos weiter. Ich bleibe erstarrt stehen. Es ist also nur eine Farce gewesen? geht es durch meinen Kopf. Eine schöne Geste? Nicht mehr, nicht mehr ...?

Es ist mir plötzlich, als ob mit seinen Worten eine Saite in mir zerrissen wäre. Die dunkelste und schönste Saite, die bisher alle Mißklänge übertönt, die es allein ermöglicht, daß mein bisheriges Erleben trotz allem Fürchterlichen immer noch als reiner Akkord in mir geklungen ... Jetzt ist auch sie fort. Jetzt schwingen nur noch schrille Saiten in meiner Seele – ein Saitenrest, der keinen vollen Klang mehr geben kann.

Nein, ich habe keine Harmonie mehr in mir. Ich klinge nicht mehr rein ...

Vor ein paar Tagen ist der dicke Forstmeister gestorben, den ich einmal bei Saltin kennenlernte. Ich ging mit einer Abordnung der Deutschen zur Leichenfeier, die ein österreichischer Feldkurat mit guten Worten hielt. Als wir wieder auseinander gingen, hörte ich jemand fragen: „Und man weiß wirklich nicht, woran er eigentlich starb, der gute Alte?"

„Er starb, weil er keinen Wald hatte ..." antwortete jemand leise. Als ich mich umwandte, sah ich, daß es der blasse Jägerhauptmann Behnke war – Forstmeister, wie er selbst.

Seit kurzem herrscht in unserem Lager wieder eine „Repressalie". Mit der Begründung, daß es den russischen Offizieren in Deutschland schlechter gehe als uns, ist seit zwei Wochen verboten worden, nach acht Uhr abends noch die Zimmer zu verlassen.

Ich saß allein bei Saltin, dabei erwischte es mich. Als ich mich gleich nach acht an den Befehl erinnerte und rasch in meine Kaserne gehen wollte, war es zu spät. Vereniki war gerade mit einer Sotnie Kosaken durch das Tor geritten, hatte sie schon als Wachen an sämtlichen Kasernentüren abgestellt, um eine nach der anderen zur Kontrolle vorzunehmen.

„Das ist dumm!" sagt Saltin. „Das ist sehr dumm! Es kann Ihnen zwei Monate Katorga kosten oder Schlimmeres. Vereniki ist eine Bestie..." „Kann ich mich nicht irgendwo verstecken?" frage ich. Er geht hinaus, kommt gleich zurück. „Er hat sogar auf die Gänge Posten gestellt. Nein, es ist zwecklos und verschlimmert die Sache nur..."

Man kann in solchen Fällen nichts tun, als warten, ob man Glück hat. Hauptmann Schank ist erbost, verhehlt es nicht. „Wer weiß, ob nicht alle vier dafür bestraft werden?" murmelt er. Saltin ärgert sich über diese Äußerung. „Wenn jemand schuldig ist, bin ich es!" sagt er nicht ohne Schärfe. „Ich habe unsern Gast zu mir gebeten. Ich stehe für ihn ein!"

In diesem Augenblick erhebt sich nebenan, im Zimmer türkischer Majore, Verenikis bekanntes Brüllen. „Ich erschieße Sie!" höre ich seine wilde Stimme. Aus den Worten des türkischen Majors entnehme ich, daß Vereniki ihm die Pistole an die Schläfe hält – Finger am Drücker, wie es seine Art ist. „Ich bin nicht schuldig!" beteuert jemand feierlich. „Starschi! Abführen! Katorga!" brüllt Vereniki.

Es poltert auf dem Gang, kommt stürmisch näher. Ein Pistolenkolben schlägt die Klinke nieder, ein Fußtritt öffnet unsere Tür sperrangelweit – auch das ist Verenikis Art, uns zu besuchen. Er tritt, ein schäumender Löwe, in unser Zimmer – breit, massig,

schaukelnd. Hinter ihm stehen drei zitternde Soldaten seines Regiments. Ich habe noch keinen russischen Soldaten in seiner Nähe gesehen, der nicht gezittert hätte.

„Eins, zwei, drei, vier – Betten!“ zählt er barsch. „Eins, zwei, drei, vier, fünf – Menschen!“ brüllt er los. „Wer gehört in eine andere Wohnung?“

Ich trete vor. „Ich.“

„Warum mißachten Sie meine Befehle?“ donnert er mich an.

Minderwertigkeitskomplex! geht es durch meinen Kopf. „Ich mißachte sie nicht“, antworte ich auf russisch. „Ich brach gerade auf, als Ihre Posten das Tor besetzten. Es war zwei Minuten nach acht . . .“

Er will aufflammen. Ich stehe steil und sehe ihm – vielleicht nicht furchtlos – aber offen in sein wüstes Gesicht. „Kadette?“ fragt er plötzlich mit fremdem Tonfall. „Kadette?“ wiederholt er klingend.

„Nein, Fähnrich!“ sage ich kurz.

„Freiwillig?“

„Ja, freiwillig. Am ersten Tag.“

Was fällt ihm ein? Ich traue meinen Augen nicht. Er stößt die mächtige Pistole ruckhaft in die Koppeltasche, streckt mir mit prachtvoller Bewegung die Hand entgegen. Es ist eine Hand aus Stahl und Schwielen. Ich drücke sie fest. „Kommen Sie!“ sagt er barsch.

Ich folge ihm hinaus. Wir gehen die Treppe hinab, ich neben ihm. Vor der Kaserne geht er zweimal auf und nieder, schweigend, grübelnd. „Sie haben andere Augen als die Deutschen?“ fragt er plötzlich. „Sie sprechen auch ein anderes Russisch als die Deutschen. Woher . . .?“

„Ich hatte eine russische Mutter“, sage ich leise.

„Und kämpften gegen uns?“

„Ich habe einen deutschen Vater!“

Er legt mir schwer die Hände auf die Schultern, sieht mir mit einem tierhaft guten Ausdruck in die Augen. Und kehrt sich ab und brüllt in alter Weise: „Starschi!“

Der Starschi fliegt heran, Hand an der Mütze. „Bring diesen

Herrn in seine Wohnung! Sorge, daß ihm nichts geschieht! Sei höflich zu ihm! Achte auf die Kosaken! Hast du verstanden?"

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren?" Die Grußhand zittert wie ein Blatt.

„Do swidanje! Auf Wiedersehen!" sagt Vereniki.

„Ich danke Ihnen!" sage ich leise.

„Keine Ursache ..."

Ich gehe an der Seite seines Starschis durch das Lager. Ein paar Kosaken, die mich schon mit ihren Nagaiken in Empfang nehmen wollen, jagt er fluchend zurück. Vor meinem Zimmer grüßt er mich straff, eilt sporenklirrend den Weg zurück.

Ich sehe ihm versonnen nach und lehne eine Weile verwirrt und müde an der Wand im Gang. Wie ist das möglich? denke ich. Er ist der erste, der mein besonderes Geschick begriff ... Nein, niemand denkt daran, daß ich zur allgemeinen noch eine besondere Last zu tragen habe ... Nur dieser Mensch ...

Ist dieses Volk denn niemals zu verstehen?

Während wir abends vor unserer Kaserne stehen, gehen zwei junge Leutnants Arm in Arm an uns vorüber. „Zwei Leutnants, rosenrot und braun ..." zitiert Olfert. „Das ist auch ein besonderes Pärchen!" sagt er dann spöttisch. „Warme Brüder – wenn Sie wissen, was das bedeutet ... Sie sind ein wirkliches Liebespärchen und blind für alles andere, als sich selbst. Ihr Leben ist das zweier Turteltäubchen, und keiner ißt etwas, bevor er's nicht dem andern mit zuckersüßen Worten aufgedrängt hat. Ihr Dasein ruht auf strengsten Eherechten und Gesetzen ..."

Ich sehe ihnen nach. Es sind zwei hübsche, gesunde Menschen. Also auch hier? denke ich. Nicht nur im oberen Lager? „Und wenn sie nun nach Hause kommen?" frage ich Olfert.

„Die beiden?" lacht er. „Oh, die sind verloren! Die rühren bis an ihr Lebensende kein Weib mehr an. Pfui, sagen sie schon heute, ein Weib. Wie kann man nur ..."

Heute durcheilte eine unglaubliche Latrine unser Lager. In Petersburg sei die Revolution ausgebrochen. Ein Mann namens Kerenski habe die Regierung an sich gerissen. Ein General namens Rußki den Zaren zur Abdankung gezwungen.

Wir können es nicht glauben. Aber wenn es wahr wäre? Nein, es kann nicht sein. Hat es nicht schon tausendmal geheißen, daß Frieden wäre? Sagt man deshalb nicht schon bei uns: Heute ist wieder mal der Friede ausgebrochen?

Aber wenn es doch wahr wäre? Hieße es nicht Frieden mit Rußland? Hieße es nicht sofortige Heimkehr? Und hieße es nicht vor allem: Sieg? Müssen wir nicht siegen, wenn die russische Front fällt? Ja, wenn man zwei Fronten ungeschlagen halten konnte, muß man siegen, wenn eine fortfällt...

Mein Gott, mir ist ganz wirr! Ich muß wieder hinunter. Vielleicht ist schon Näheres bekannt? Auf dem Hof steht alles in Gruppen umher. Ob es auch so zugeht, wenn Frieden ist...?

Ein jüdischer Apotheker, der auf irgendeine Art immer russische Zeitungen erhält, hat es mir schwarz auf weiß gezeigt: Am 11. März ist die Regierung gestürzt, am 15. hat der Zar abgedankt.

Ich laufe an diesem Morgen zufällig dem guten Saltin in die Arme. Er zieht mich an sich, als er mich erblickt, und seine Augen schimmern feucht. „Fähnrich", ruft er, „heute abend müssen Sie kommen! Wir geben im Kadettensaal einen Mulatschak! Zur Feier der Revolution! Bringen Sie Olfert und Seydlitz mit!"

Wir gehen hin. Der Kadettensaal, ein Zimmer wie unseres, ist in der Mitte ausgeräumt, mit aneinandergesetzten Tischen in einen Bankettsaal verwandelt. An der Kurzwand sitzt eine ungarische Zigeunerbande. Sie haben meistens Geigen aus Kistenbrettern, aber sie spielen sie wie zu Hause, schluchzend und tanzend. Es sind lauter ungarische Soldaten aus dem Oberlager, aber sie finden immer einen Weg, um herunterzukommen, wenn ein Mulatschak stattfindet – Maydan nennt Dostojewski es in seinem Totenhaus.

Der Saal füllt sich. Jeder bringt das Getränk selbst mit, eine große Flasche mit selbstverbessertem russischem Wodka. Als Saltin uns gewahrt, führt er uns auf Plätze in seiner Nähe, drückt jedem eine volle Flasche in die Hände. „Still, keine Widerrede, ihr seid meine Gäste! Trinkt sie auf unsere Heimkehr, Kinder ..."

Es gibt ein wildes Fest. Die Zigeuner spielen wie ein Dutzend Virtuosen. Der Schnaps ist stark und scharf. Beim Csardas tanzen alle Ungarnoffiziere mit. Seydlitz verfolgt das ausgelassene Treiben mit großen Augen. Olfert lächelt nur. Er hat es schon mehrfach mitgemacht.

Die Offiziere trinken uns von allen Seiten zu. Es sind liebenswürdige Menschen dabei, viele mittlerweile durch Saltin mit uns bekannt. Nach Hause – nach Hause! ist das Motto dieses Mulatschaks. Ist es ein Wunder, daß es toller wird als sonst? Wer von uns vermag sich einem solchen Motto zu verschließen? Auch meine Flasche ist um Mitternacht geleert. Ein Dutzend hoher Ränge taumelt schon. Von hüben und drüben schneiden zotige Worte meine Ohren. Ein alter Oberst an der Tafelspitze weint hellauf. Haben übrigens nicht viele verborgene Tränen in den Augen? Ist es die Nachricht, die ungeheure Nachricht, schwarz auf weiß, die Saltin als Symbol des Festes in der Tafelmitte an einer Lampe befestigt hat? Oder ist es die Musik? Die langentbehrte, schluchzende Zigeunergeige? Ach, es ist beides, Gott im Himmel ...

Um vier Uhr morgens werden die Nationalhymnen gespielt. Als erste die deutsche, dann die türkische, zuletzt die österreichische. Alles springt auf, singt heiser mit. Ich sehe zufällig Seydlitz an. Sein Gesicht ist kalt, eisig, verächtlich. Seine Nasenflügel sind aufgezogen. Er singt nicht mit.

Bald darauf schleppen wir uns heim. Rechts geht Olfert, gleichfalls leicht angeknickt, links Seydlitz, steif, unberührt. „Warum sehen Sie so grimmig drein, Seydlitz?" frage ich heiter.

„Weil unsere Nationalhymne bei fünfundneunzig von hundert Fällen in betrunkenem Zustand gesungen wird!" sagt er hart.

Die russischen Offiziere werden immer jünger. Manchmal sind es schon richtige Milchgesichter, aber man sieht ihnen an, daß sie nicht freiwillig kamen. Bei der Kontrolle, Powjerka genannt, müssen wir einer nach dem andern an ihnen vorübermarschieren, mit einem Lichtbild, das sie von uns aufnahmen, werden wir jeden Tag zweimal verglichen. Diese Offiziere sind meistens höfliche und nette Menschen.

Dagegen findet fast jeden Monat eine peinliche Durchsuchung aller Räume durch Gendarmerieoffiziere statt, und diese Herren sind äußerst schwierig zu behandeln. Alles, was sie finden, wird abgenommen, Bücher, Schriften, Zeitungen, Geld. Aus diesem Grund hat jeder irgendein Versteck, hohle Tischfüße, Koffer mit doppelten Böden, kleine Säcke, die man sich unter der Hose zwischen die Beine hängt. Meine größte Sorge ist jedesmal mein Tagebuch! Bis jetzt ist es mir immer noch gelungen, es zu verstecken ... Kürzlich war jedoch ein Offizier bei uns, der alle hohlen Stellen unseres Mobilars durch beinahe hellseherisches Abklopfen entdeckte. Er machte große Beute an geheimen Schriften und Fluchtplänen ...

Ich rettete mein Tagebuch durch einen ebenso einfachen wie frechen Kniff. Ich hing es einfach zum Fenster hinaus, an einen Nagel unter das Fenstersims. Als er hinausblickte, bemerkte er durch das überspringende Gesims nicht, daß unter ihm ein Beutel pendelte ...

Ich gehe zum erstenmal, meine Kameraden zu besuchen. Auf der Steppe liegt seidiger Glanz. Sie trägt ihr erstes und einziges Grün, ihren vierwöchentlichen Frühling. Der Weg zum Oberlager führt am sogenannten „Heimatshügel" vorüber. Er schwillt als kleine Kuppe mitten aus dem Lager auf. Man kann von ihm aus über den Bretterzaun in die Steppe blicken. Östlich, gleich hinter dem Zaun, beginnt China, die Mandschurei. Und westlich ...

Er ist immer belagert, dieser kleine Hügel, vom Frühling bis zum

Herbst, von der Frühe bis zur Nacht. Einzelne stehen in versunkener Haltung auf Stöcke gelehnt, andere hocken mit gekreuzten Beinen im warmen Sand. Manche liegen auf dem Bauch und stützen ihre Köpfe in die Hände, manche liegen auf dem Rücken, sehen mit unbewegten Augen in den klaren Himmel. Es wird selten gesprochen auf diesem Hügel und alle, außer den Himmelsguckern, haben die gleiche Richtung, alle sehen nach Westen.

Der Wind bläht ihre Uniformen auf, alte, abgewetzte Waffenröcke aus deutschem Feldgrau, österreichischem Blaugrau, türkischem Sandbraun. Ihre Haare flattern, ihre Lippen pressen sich und die Sonne spielt auf blankgewetzten Knöpfen und Achselstücken. Und scheint in graue, ausgemergelte Gesichter und spiegelt sich in einem halben hundert Augen, die weit und aufgerissen und voller Sehnsucht sind.

Ich kenne manche, die nicht in ihrem Zimmer, sondern auf diesem Hügel leben. Man sieht über den Zaun hinweg, man ist etwas weniger Gefangener dort oben, das ist es wohl. Und spürt den Wind der Steppe, der von Westen kommt, oder den zarten Grasgeruch, der nach Westen treibt. Und sieht die Eisenbahngeleise, die nach Westen führen, und auch zuweilen einen Zug, der schwarz und schnell nach Westen rollt ...

Wir sind der Heimat näher, wenn wir auf diesem Hügel stehen, daher erhielt er seinen Namen. Wir sehen einen Weg zu ihr und können einen Augenblick lang denken, daß wir allein und frei inmitten einer weiten Steppe ständen. Auf einer Forschungsexpedition, auf einer Reise zu den Blumenhäusern Nippons ... Wir sehen die glitzernden Eisenbänder, die unsere weltvergessene Kolonie trotz allem mit der Welt verbinden. Die Eisenstränge, auf denen wir einst heimwärts rollen werden ...

Der Kosakenposten läßt mich auf meinen alten Lehrerpropusk ohne weiteres passieren. Vor den Mannschaftsbaracken wimmelt es von grauen Ameisen, gefangenen Menschen, die schlaff und müde durcheinanderkriechen. Ich gehe in mein altes Heim. Die saure,

stickige Luft der dunklen Räume erdrückt mich fast, obwohl sie jetzt beinahe leer sind und alle Fenster offen stehen. Und hierin habe ich ein halbes Jahr gehaust?

Ich sehe schon von weitem Schnarrenbergs Liegestätte, pedantisch und geleckt, Brünns Platz, unordentlich und schmutzig, Pods breite Ecke, nicht übermäßig ordentlich, aber sauber. In der Mitte sitzt die Kaulquappe, neben ihm Suschka, die anderen Pritschen sind leer. Die Suschka bellt vor Freude weinend auf, er selber klettert rasch herunter, als er mich sieht. „Herr Fähnrich?" ruft er. „Sie? Jetzt wird sich unser Brummbär freuen!"

Ich gebe ihm die Hand. „Wo stecken denn die andern, Quappe?"

„Vor der Baracke. Alles liegt in der Sonne. Aber einer muß Wache halten. Man stiehlt uns sonst das letzte Stück. In einer Stunde werde ich abgelöst, vom kleinen Blank ..."

Bevor ich weitergehe, spiele ich etwas mit der Suschka. Sie erkannte mich sofort! denke ich dankbar. Ihr langes Fell ist blank und sauber, peinlich gestriegelt, wie das Haar eines Pferdes ...

Ich finde den Beritt vollzählig an der Südwand. Pod sitzt, den breiten Rücken an die Mauer gelehnt, zwischen dem kleinen Blank und dem Artisten. Er sitzt mit nacktem Oberkörper in der Sonne und läßt sich seine dickbehaarten Muskeln bräunen. Brünn und der Schwalangscher liegen ausgestreckt zu seinen Füßen. Schnarrenberg, als einziger im zugeknöpften Waffenrock, sitzt steil abseits.

„Junge!" ruft Pod orgelnd. Seine Hände greifen wie Bärentatzen nach meinen Schultern. Sein gutes Bauerngesicht wird gleichsam blank und hell. Ich ziehe Zigaretten aus der Tasche und verteile sie. Brünn greift nach ihnen, wie ein Morphiumsüchtiger nach Morphium greift. „Bist ein guter Kerl, Junker!" murmelt er. „Bist von den feinen Herren noch nicht verdorben, bist, scheint's mir, noch der alte ..."

„Nun, Fähnrich", beginnt Schnarrenberg, „jetzt ist es also bald zu Ende, wie? Revolution! Das hat uns noch gefehlt!" Er

14*

schweigt eine Weile, senkt seinen Bullenbeißerkopf bis auf die Brust. „Und ich muß abseits stehen, während alles in den Endkampf zieht ...“ murmelt er plötzlich, alles um sich her vergessend.

„Was steht denn in den Zeitungen?“ fragt Brünn. „Haben sie ihre Offiziere alle umgebracht?“

„Nein“, sage ich. „Es scheint verhältnismäßig unblutig verlaufen zu sein.“

„Schade! Man hätte diese Menschenschinder alle abschlachten sollen! Wie unter Robespierre. An die Laterne ...“

„Meinst du, daß ich zur Ernte noch zurecht komme?“ fragt Pod gedämpft.

„Ich hoffe, Pod. Es ist jetzt Mai. Wir rechnen damit, daß die neue Regierung noch in diesem Monat einen Separatfrieden anbietet.“

„Gewiß“, sagt der Artist. „Man macht im Kriege keine Revolution, wenn man den Krieg fortsetzen will!“

„Ja, jetzt haben wir gewonnen!“ sagt Schnarrenberg befriedigt. Und setzt hinzu: „Sehen Sie, Fähnrich, so etwas gäbe es bei uns wieder nicht! Oder könnten Sie sich das vorstellen?“

„Nein“, sage ich. „Unmöglich.“

Der kleine Blank lacht auf. Er lacht so heftig, daß er sich verschluckt und lange husten muß. „Nein“, sagt er endlich, „wenn man sich vorstellt: Unser Kaiser ...“

Nach einer Stunde stehe ich auf. „Willst du noch etwas mit mir gehen, Pod?“

„Sofort!“ Er schiebt sich breit und braun an meine Seite. Wir gehen langsam unsern alten Weg, den vollen Rundgang, den wir einst „Kampf gegen die Tuberose“ nannten. „Nun, Pod – erzähle mal! Wie steht's bei euch?“

Er wiegt den Kopf. „Seit der Revolution geht es wieder“, sagt er. „Seitdem ist alles wieder etwas aufgefrischt. Aber vorher war es schlimm: Schlägereien, Hurereien, Stehlereien. Dieser ver-

dammte Winter ... Er muß den Anständigsten ruinieren! Nein, einen dritten ertrügen wir nicht mehr, glaube ich ..."

„Was macht Brünn?"

„Was macht er schon? Was er immer gemacht hat ... Aber manchmal ist er auch schon ganz verrückt ... Damals, zum Beispiel, als du uns verließest, warf er sich – du warst kaum aus der Tür – lang auf die Pritsche und heulte wie ein Schoßhund ..."

Ich schweige lange. „Und Schnarrenberg?" frage ich endlich.

„Mein Gott, der spricht fast mit niemandem mehr, seitdem Ihr fort seid. Erst seit der Revolution hat er sein großes Maul wiedergefunden. Wir kommen alle noch zum Schluß, zum Endkampf! rief er am ersten Tag. Erst als ihm ein paar sagten: Spuck drauf, geh allein hin, dummes Luder, wir haben unsere Nasen dick – wurde er wieder zahm. Seinen Posten hat er übrigens niedergelegt."

„Und Blank?" frage ich weiter.

„Frag nicht soviel ... Er ist eine richtige, kleine Hure geworden. Aber es geht ihm besser seitdem, er bekommt Zigaretten und Geschenke von allen Seiten. Trotzdem wird er's nicht mehr lange machen, fürchte ich. Er hustet mir zuviel ..."

So, denke ich, so ... Dann war sein damaliges Geständnis also doch der Anfang! Und dann ist dies der typische Weg. Und das Ende ...? „Und der Artist?" frage ich mit Mühe.

„Oh, das ist noch der alte! Hilft jedermann und will von niemand geholfen sein. Er bleibt auch frisch, arbeitet jeden Morgen ein paar Stunden an seinen Handständen und Verrenkungen, klischniggen nennt er's. Auch die Bayern sind brave Kerls ..."

„Nun, und du selbst?" frage ich endlich.

„Ach, Junge – ich? Wenn ich doch erst einen Brief hätte, mehr wollte ich nicht! Alle haben etwas, nur ich nicht! Warum das? Und dann ... Ich ginge gern wieder mal auf Arbeit, weißt du ... Ließe sich das nicht deichseln?"

„Ich habe schon daran gedacht, Pod. Aber ich glaube, es geht nicht. Dies Lager besteht meist aus Verwundeten und Arbeits-

unfähigen, außerdem gibt es im ganzen Umkreis keinen Bauernhof. Man schickt von hier aus keine Arbeitszüge fort, es ist zu weit. Aber wir kommen ja bald nach Hause, Pod!"

„Ja", sagt er leise, „das hält mich auch ... Und wenn es diesen Monat heimwärts ginge, könnte ich Anna noch bei der Herbstbestellung helfen ..."

Ich schiebe ihm zehn Rubel in die Tasche.

„Bist du verrückt?"

„Halts Maul, mein Alter!"

Dann gehe ich.

Einmal im Monat darf jeder Offizier ein Dampfbad nehmen. Es geht der Reihe nach, wer daran ist, kriegt vom Kommando einen Posten und zieht an seiner Seite ins Dorf hinab. Das Dampfbad ist ein elender Bau aus Holz und Felsbrocken, aber von vorzüglicher Wirkung. Eine kleine Kammer mit einem großen Ofen und zwei, drei schlüpfrigen Holzetagen. Wenn man auf die Steine des Ofens, die immer glühen, eine Kelle Wasser schüttet, zerstäubt es augenblicklich zu heißem Dampf. Zwei Kellen sind erträglich, drei brühen einem schon die Haut, nehmen einem außerdem die Möglichkeit, zu atmen.

Man sitzt ein Weilchen auf der ersten, wenn man erkältet ist, gar auf der zweiten Etage und wartet, bis sich der ganze Körper krebsfarbig rötet. Man braucht sich auch nicht waschen, der heiße Schweiß treibt jedes Gränchen aus den Poren. „Weil es Waschen und Seife und Arbeit erspart, heißt es russisches Bad!" sagte Seydlitz einmal. Oft sitzen hutzelige Bauernweiber drinnen, dann muß man neben dem Posten warten, bis sie fertig sind. Trotz allen Vorteilen bleibt es eine zweischneidige Geschichte. Man kommt wohl sauber wieder, bringt dafür aber oft eine Lausfamilie nach Hause.

Das schönste bleibt jedenfalls der Spaziergang. Oft läuft beim Heimweg gerade ein Transsibirienexpreßzug in den Bahnhof. Er muß am Turm neues Lokomotivwasser nehmen und hält aus die-

sem Grund in unserer Wüste. Ein paar Kopeken nebst guten Worten bringen meinen Posten in solchen Fällen meist dazu, mich auf den Bahnsteig zu begleiten und dort mit mir zu warten, bis der Expreß wieder davonrollt. Meist setze ich mich dann auf eine Bank und sehe schweigend und mit einem eigenen Druck im Herzen auf den großen Zug, der in einer Woche fast dort sein wird, wo meine Kameraden stehen und unsere Heimat anfängt ...

Während wir zu dritt vor unserer Kaserne standen und über die Mentalität des russischen Volkes sprachen, erzählte ein österreichischer Hauptmann: „In meinem früheren Lager hatten wir einen Lagerkommandanten, der auf Befehl des Generals um das ganze Lager einen übermannshohen Bretterzaun errichten mußte. Sowie aber die Visitation vorüber war, ließ er ihn wieder niederreißen, verkaufte er das ganze Holz – es gab mehrere Züge, Wert dreihunderttausend Rubel – auf eigene Rechnung an einen Gutsbesitzer. Ein halbes Jahr ging alles gut, als aber der General unverhofft zu einer zweiten Visitation erschien ...

‚Wo ist der Zaun geblieben, Herr Kommandant?' ‚Ach, Exzellenz', erwiderte der Herr, ‚ich habe kein Mittel unversucht gelassen, trotzdem verschwand mit jeder Nacht ein neues Stück – die Kriegsgefangenen haben ihn abgebrochen und nach und nach verheizt!' Was half uns alles Leugnen? Man sperrte das ganze Lager zwei Monate in die Kasernen, und unser Kommandant zog uns als Extrastrafe außerdem noch für drei Monate je zwanzig Rubel ab – das machten noch einmal einhundertachtzigtausend – und schob sie zu den anderen in die Tasche!"

Auf dem diesmaligen Badeausgang mit Bahnhofsaufenthalt hielt gerade vor meiner Bank ein Wagen erster Klasse des Grand-Sibirien-Expreß. Ein livrierter Diener öffnete die Tür und sprang heraus, um Einkäufe zu machen. Neben der offenen Tür, hinter einem Fenster, saß eine wunderschöne Frau. Ich spürte ihren Duft bis auf den Bahnsteig, sah durch die Türöffnung, daß sie die

Beine, lange, weiße Säulen, übereinandergeschlagen hatte. Es war ein echtrussisches Aristokratengesicht, mattbleich in der Haut, überlang in allen Linien. Ihr Hals stieg weiß und blumenhaft aus einem Ausschnitt, an seiner Spitze sah ich schattenhaft das schmale Tal, aus dem sich rechts und links die Brüste hoben. Mein Gott im Himmel, das gibt es noch? dachte ich zitternd. Diesen Duft, diese Weiße, diese Sauberkeit ...?

Ich weiß nicht, wie es kam. Ich zog plötzlich die Mütze, ganz schwach, ganz willenlos, und sagte bettelnd: „Nur eine Zigarette, bitte ..."

Sie erhob sich, trat langsam in die offene Tür. Jetzt wird sie nach dem Posten rufen! dachte ich. Ein elender Gefangener, der ihr nicht nur unverschämt ins Gesicht starrt, sondern sie obendrein noch um Zigaretten anbettelt? Welche Zustände ... Nein, nichts dergleichen. Sie griff in eine Schachtel neben sich, winkte mich mit einer wundersam verhaltenen Bewegung heran, warf eine Handvoll Papirossi in meine offene Mütze.

Ich nahm sie stumm und beugte mich vor dieser fremden Frau, wie sich ein armer Bettler beugt – tief und demütig. Sie sprach kein Wort, sah mich nur an – weich, samten, schweigend, unergründlich.

Ein Pfiff erschrillte, der Diener sprang heran. Die Tür schlug zu, der Grand-Sibirien-Expreß lief weiter. Ich stand auf meinem Steig, bis ihn die Steppe eingeschluckt. In meinen Händen brannten sechs Zigaretten – La Ferme, Petrograd, erste Sorte ... Ein jäher Stolz schoß in mir auf. Ich wurde blaß und rot. „Was tatest du?" knirschte ich mich an.

Nein! lächelte ich dann. Ich beugte mich ja nicht vor einer Feindin. Ich war ja nicht Soldat in diesem Augenblick und Offizier. Ich war ja nur ein Mann, ein gefangener Mann. Und beugte mich nur vor dem Weib an sich. Und vor der Schönheit. Kurz: Vor allem, was es mir hier bedeutet ...

„Gib mir 'ne Zigarette ab!" knarrte die Stimme meines Postens.

Ich fuhr zusammen. „Nein!" rief ich hastig. Und setzte hinzu: „Hier sind andere, komm ..." Und steckte meine Bettlergabe achtsam fort und gab ihm vier aus meiner eigenen Schachtel.

Unsere Hoffnungen fallen. Aus den Zeitungen des Apothekers geht immer klarer hervor, daß die neue Regierung von der Entente abhängig ist. Manchmal hat es sogar schon den Anschein, als ob die Revolution lediglich auf ihr Betreiben angezettelt worden sei. Ach, es kommt alles anders, als unsere Wünsche es uns glauben machten! Nicht die zaristische Regierung wollte den Krieg fortsetzen, im Gegenteil, sie war kriegsmüde und wurde nur darum gestürzt. Von einem Separatfrieden ist seit dem neuen Kurs nicht mehr die Rede.

Bei den Wachttruppen finden täglich sogenannte Meetings statt. Irgendein Zivilist spricht dann zu ihnen. Und die Posten erzählen uns später, daß an einen Frieden nicht mehr zu denken sei. Durchhalten, neue Offensive! heiße die Parole ...

Bei Czernowitz soll es ihnen tatsächlich gelungen sein, die deutsch-österreichische Front zu durchbrechen. Uns packte eine nagende Angst. Statt des erwarteten Separatfriedens eine siegreiche Offensive? Dr. Berger tröstete uns. „Das ist nur eine Prestigeoffensive", sagte er. „Ein letztes Aufflackern. In vier Wochen ist dieser Rückzug wieder gutgemacht ..."

Mein Gott, gewiß. Aber unsere Hoffnungen, unsere Hoffnungen? Es ist gut, daß ich erst kürzlich im Oberlager war. Ich könnte Pod und Schnarrenberg jetzt nicht gegenübertreten.

In diesen Nächten schlafe ich wenig. Trotzdem ich seit kurzem ein Bettgestell habe und zwei gefüllte Säcke, und diese Säcke fast wie eine wirkliche Matratze über die ganze Bretterlänge decken kann ...

Nein, es ist Nacht für Nacht das gleiche. Der Mond scheint in das Fenster und macht die hageren Gesichter um mich her noch kantiger, als sie im Grunde sind. Selbst Seydlitz wälzt sich seit ein paar Tagen ruhelos von rechts nach links. Der „Kriegsmutwillige" mit dem Kindermund plappert im Schlaf. Leutnant Windt schnarcht ruckweise und unterbrochen wie ein erregter Stier. Alle schlafen unruhig, alle Gehirne sind fiebrig.

Jetzt rollen an der Front die Geschütze! denke ich gequält. Und

Hunderttausende stehen im letzten Ansturm und Tausende sterben in jedem Augenblick. Wofür? Für ihren Glauben? Für welchen Glauben? Daß uns Unrecht geschah, daß wir keine Barbaren sind, daß wir uns verteidigen und opfern müssen! An allen Grenzen steht der Feind, mit Lüge ist die Erde überzogen, um uns zu ersticken! Ich aber ...

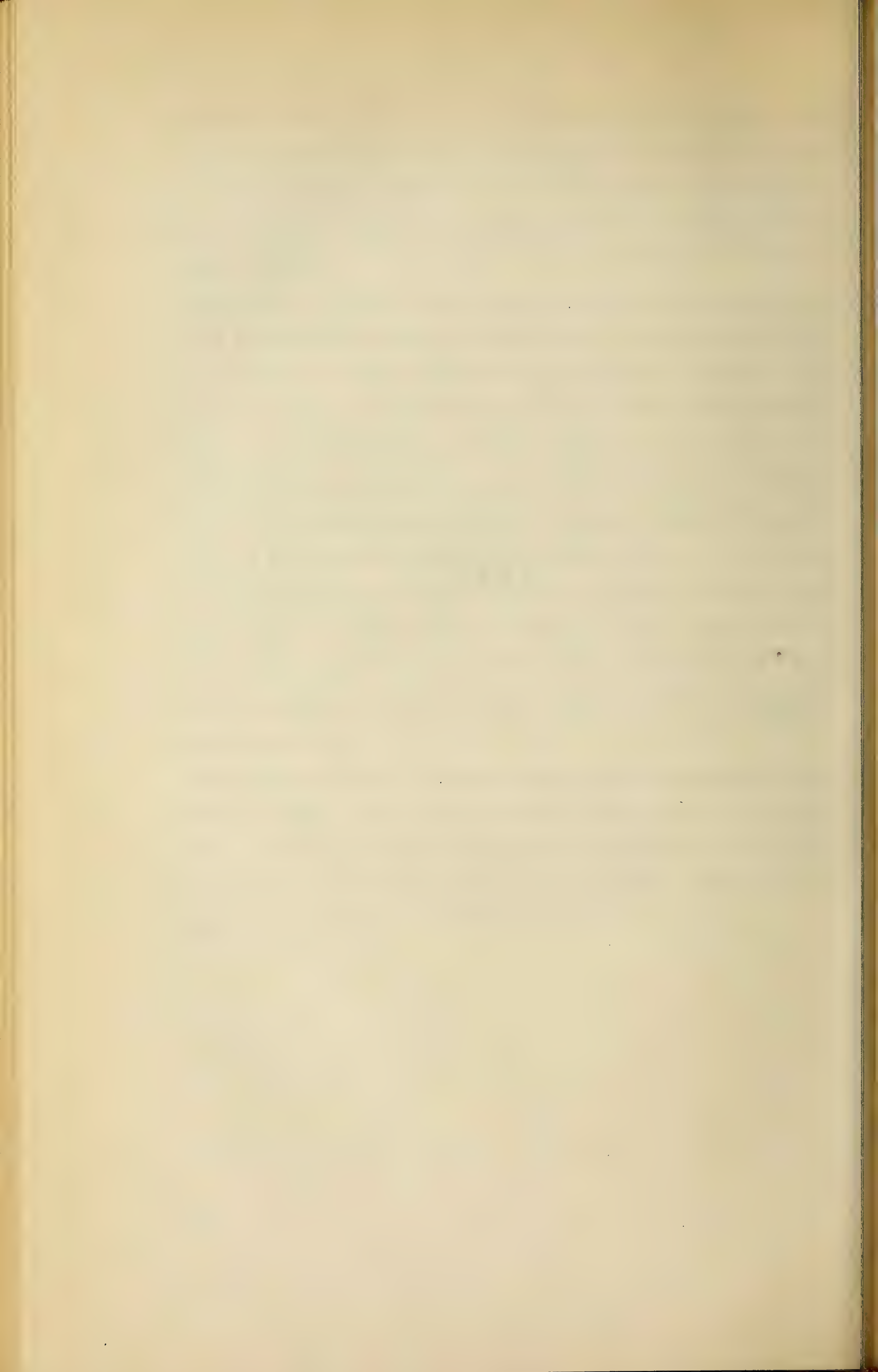
Ich schrecke auf. Eben lief wieder ein Zug durch den Bahnhof. Nein, kein Sibirienexpreß, in dessen Betten schöne Frauen schlafen – es brennt in meinen Eingeweiden, wenn ich an meinen letzten denke – sondern ein Truppenzug oder einer jener großen Amerikaner, die seit kurzem fast ununterbrochen aus dem Osten, von Wladiwostock über Mandschuria nach Westen rasen. Ihre Waggons sind dreimal so groß als die russischen, gehen in beschleunigter Fahrt an die Front, sind voller Geschütze, Munition, Waffen, Gas ...

Ja, es sind nicht die schlechten Nachrichten allein, die uns nicht mehr schlafen lassen, es sind vor allem diese Züge, die wir nachts bis in unsere Träume hören, die wir des Tags zu jeder Stunde sehen müssen. Ich liege sicher nicht allein wach, höre ihrem eintönigen Rollen sicher nicht allein zu. Oh, dieses ewige Rattern, das schon im Osten von neuem anschwillt, während das letzte im Westen kaum verhallt ist ...

Man müßte es ihnen mitteilen! denke ich im halben Schlaf. Man müßte es ihnen sagen! Macht Schluß, müßte man der Heimat sagen! Amerika ist nicht zu schlagen, ihr unterschätzt es! Seht diese Transporte an, Tag und Nacht, Tag und Nacht! Dagegen könnt ihr nicht mehr an, es ist umsonst, es ist sinnlos!

Macht Schluß ...

1918



Es wird mir immer schwerer, meine Eintragungen fortzusetzen. Mein Kopf ist manchmal wie ausgequetscht, ich sehe keinerlei Zusammenhänge mehr. Einzelne Vorkommnisse kann ich überhaupt nicht mehr niederschreiben, für andere finde ich wieder nicht die richtigen Worte mehr. Wenn ich mein Tagebuch zurückblättere, sehe ich deutlich, daß meine Eintragungen immer kürzer und knapper werden, nicht nur räumlich, sondern auch in der Diktion. Es mutet mich wie die Sprache eines Menschen an, der immer verbitterter und kraftloser, der in kurzer Zeit selbst zum Sprechen zu müde sein wird. Der nur noch hart und kurz herausstößt, was er zu sagen hat, der alle Freude am Wort, an sprachlicher Schöpfung verloren hat.

Und es ist nicht nur das. Auch meine Schrift wird täglich schlechter, verbissener, unleserlicher. Ich habe keine Spannung mehr, um noch fünfzig Zeilen hintereinander zu schreiben, und kann die erste kaum mehr lesen, wenn ich die dritte geschrieben habe. Ich kann auch nur noch Mosaik geben, heute und morgen und übermorgen je ein Steinchen, dann vier Wochen lang vielleicht keins. Runden sie sich zum Bilde, diese Steinchen – gut. Tun sie es nicht, kann ich es nicht ändern. Ich bin zu ausgesaugt und hoffnungslos. Das jähe Zusammenfallen unserer Friedenshoffnungen hat mich und alle getroffen, wie ein Axthieb einen Baum trifft. Er bleibt noch eine Zeitlang grün, aber er kränkelt im Mark...

Vielleicht aber ist dieses immer Kürzer- und Seltenerwerden meiner Einträge ein klareres Zeichen dafür, wie weit wir schon von unserem Einst herabgesunken sind als die ausführlichsten Schilderungen? Gibt es nicht ein beredtes Schweigen?

Wir sagen oft: Wenn man auf acht Tage einen normalen Menschen unter uns setzte, glaubte er sicher, in ein Irrenhaus gekommen zu sein! Uns selber mordet dies Leben ja auch nur darum nicht, weil wir durch alles Frühere schon völlig abgestumpft sind – wir leben auch im Grunde nicht mehr, wir warten nur noch ... Am besten kann man uns mit Tieren vergleichen, die im Winterschlaf liegen, wir kennen wie sie nur eins, das Warten auf den Frühling! Für uns heißt dieser Frühling: Heimkehr in die Heimat ...

Ja, unser Zustand ist so seltsam für einen Außenstehenden, daß man ihn kaum beschreiben kann. Ruhelosigkeit und Gereiztheit greifen täglich mehr um sich. Die meisten laufen fast jede Stunde auf den Hof, durchmessen ihn immer wieder, querdurch, rundum, in Sternen, Dreiecken, Ellipsen, kurz: hundertfach ertüftelten Figuren – alles nur, um abends müde zu sein und den ersehnten Schlaf zu finden. Andere hocken wieder tagelang herum, ohne sich zu rühren, jedes an sie gerichtete Wort läßt sie aufbrausen, eine Winzigkeit ist ihnen Grund genug zu einer wütenden und mitleidslosen Feindschaft.

Einstige Freunde sehen sich nicht mehr an, über alles wird mit gespitzter Zunge kritisiert – ob einer lacht oder weint, schläft oder wacht, alles ist falsch und niemand ist es mehr recht zu machen. Jeden Morgen laufen ein paar Offiziere mit angelegten Orden aus einem Hause in ein anderes, und alle diese Ehrenhändel sollen in der Heimat mit schärfsten Waffen ausgetragen werden – es würde keiner von uns übrigbleiben, wenn das geschähe, denn jeder hat ein oder mehrere Forderungen auf Pistolen oder schwere Säbel.

Auf Tage lodernder Gereiztheit folgen Tage tödlicher Apathie. Der Lustgedanke an die Zukunft, Frau, Kinder, Braut, Heimat und Beruf, versinkt zuweilen völlig und kümmert uns nicht mehr als das Ergehen einer Fliege. Jegliche Objektivität verraucht, alles wird allmählich unfähig, vernunftgemäß zu denken, noch irgendeine Logik zu entwickeln. Von Zorn und Hader mit dem Schicksal,

Wut und Verzweiflung mit dem Leben angefressen, springt hier und dort der überspannte Bogen einer Seele, versinkt ein Menschenwesen in Tiefen, die keines Arztes Können mehr erreicht. Wahnsinn umkrallt es, ehe man es denkt und schäumend oder lächelnd laut oder stille endet, was an ihm menschlich war ...

Gestern waren wir bei den türkischen Majoren eingeladen. Es sind gute, naive Menschen, drei Viertel germanophil, ein Viertel francophil. Sie nehmen ihre Waffenbrüderschaft ernst und feierlich, und ihre Bewirtungen sind immer reich und morgenländisch aufgezogen. Durch ihre Verbindung mit den russischen Tataren, die mohammedanischen Glaubens sind, wird ihnen vieles ermöglicht, was uns verschlossen bleibt. Ja, ihre Religion ist eine haltbare Brücke.

Vor der Tür erklärt Saltin uns, daß wir nach ihren Bräuchen zu besonderer Ehrung die Mützen auf dem Kopf behalten müßten. Sie führen ihre Hände an Herz und Mund und Stirn und führen uns hinein. Auf dem Tisch steht ein fremdländisches Nachtessen, gefüllte Früchte, Pasteten, seltsame Süßspeisen. Dann gibt es Zigaretten und türkischen Kaffee, der mit dem Satz serviert wird.

Vom Essen und Trinken läuft das Gespräch auf den Krieg über. Die Offensive ist zum Stillstand gebracht, alles ist wieder zuversichtlich. „In vier Wochen ist Rußland erledigt!" ist der Tenor des Abends.

Ich wage einzuwerfen, daß die Kerenskiregierung als Geschöpf der Entente niemals einen Separatfrieden abschließen dürfte. „Und dann vergessen Sie Amerika nicht!" sage ich. „Hören wir nicht seit Monaten ununterbrochen das Rollen ihrer Transportzüge? Ich halte den Kriegseintritt Amerikas für äußerst schwerwiegend ..."

„Seit wann gehören Sie zu den Flaumachern?" fährt Leutnant Merkel sofort auf. Er wurde gleichfalls von den Türken eingeladen,

als Vertreter der Aktiven unseres Zimmers. „Nein, ich begreife Sie nicht! Wenn unsere Jüngsten schon derart kopfhängerisch sind –"

„Ich bin Kriegsfreiwilliger, Herr Leutnant!" hätte ich am liebsten geantwortet. Aber ich entgegnete nichts. Mein Gott, so ist es jetzt bei jeder Unterhaltung! Wagt jemand einmal eine Vernunftsbetrachtung, einen nüchternen Gedanken auszusprechen – gehört er bei den Menschen dieser Gattung gleich zu den Flaumachern, den Kopfhängern, den Defaitisten ...

Rittmeister Mustafa klatscht schallend in die Hände und Mahut, sein Bursche, ein echter Wüstenbeduine, bringt die Lagerzeitung. Es ist ein kleines Blatt, von österreichischen Offizieren zusammengestellt und hektographiert – man abonniert es wie eine Zeitung für ein paar Kopeken. Sein Hauptteil enthält Frontberichte und Zeitungsauszüge. Im übrigen werden die Befehle der Rangältesten in ihm verlautbart.

Mustafa liest langsam, Wort für Wort, vor. Er tut das, um sich in der deutschen Sprache zu üben, die Hauptmann Salem schon beherrscht. Zum Schluß kommt eine kleine Notiz, die von einer mit auffälligem Beifall aufgenommenen Rede eines gewissen Lenin in Petrograd spricht. „Lenin, Lenin?" fragt Saltin. „Haben Sie den Namen schon einmal gehört, Fähnrich?"

„Nein, Herr Oberleutnant! Heute zum erstenmal ..."

In diesem Augenblick kommt Hauptmann Roselli. „Servus, Kinder!" Er hat die Laute unterm Arm. Alles begrüßt ihn kameradschaftlich. „Geht, laßt's die Frontbericht' – ich sing euch eins!"

Mahut bringt Schnaps. Wir setzen uns zurück. Ach, es gibt niemanden in ganz Sibirien, der schönere Chansons wüßte als dieser schwarze Künstlerkopf Roselli ...

Jeden Samstag ist großes Wanzenfest in unserem Zimmer. Alles wird peinlichst abgesucht, mit Zacherlpulver eingestaubt. Die Holzbretter unserer Bettgestelle werden dünn mit Petroleum begossen. Man läßt sie brennen, bis ihre Oberflächen von neuem angekohlt

sind, und übergießt sie dann mit Wasser. Das ist bis jetzt von allen Methoden die erfolgreichste gewesen. Wenn man danach noch alle Ritzen mit flüssigem Stearin auffüllt, hat man fast eine Woche Ruhe.

Außer dieser Generalmethode hat aber jeder noch eine Spezialmethode, die neben dem Ziel der Tötung dieser Quäler die Befriedigung unserer Haßgelüste im Auge hat. „Wie du mir, so ich dir!" sagt zum Beispiel Windt und sticht die prallen Platten so lange genießerisch mit einer feinen Nadel, bis sie, am ganzen Leib zerstochen, qualvoll verenden. Der Türke hält immer eine kleine Glasschüssel mit Wasser für sie bereit – mit der Begründung, daß sie sich auf diese Art am längsten quälen müßten, zwei Tage manchmal, habe er schon ausprobiert. Der „Kriegsmutwillige" zündet dagegen wieder jede einzeln an. „Es sieht so nett aus, wenn sie langsam in der Hitze schwellen", sagt er und lächelt dazu mit dem Kindermund, „und knallt so wohltuend, wenn sie zerplatzen ..."

Saltin hat recht gehabt: Dies Leben widert einen nach ein paar Wochen nicht weniger an als das frühere! Gewohnheit tötet alles ... Und was haben wir schließlich auch mehr hier unten? Daß wir keine Läuse haben, ist vielleicht das einzige ... Ruhiger als in den Mannschaftsbaracken geht es in unserm Zimmer auch nicht zu. Ja, wenn man zu zweit oder dritt wohnte, Stabsoffizier wäre ... Aber zu zwanzig? Und als einer der jüngsten unter Rangälteren?

Nicht einmal ein Spaziergang schafft in diesem Sinn Erholung. Denn man muß grüßen – grüßen, bis einem der Arm erlahmt und man den Hof verläßt, weil man es nicht mehr schaffen kann. Auf Schritt und Tritt ziehen Vorgesetzte an einem vorüber, ein paar tausend Vorgesetzte, man tritt sich fast auf die Füße, man stößt sich an ... Das schlimmste aber ist, daß manche schon so verbittert und innerlich leer geworden sind, daß sie kein anderes Interesse mehr haben, als darauf zu achten, daß sie von Rangjüngeren auch vorschriftsmäßig gegrüßt werden.

„Ich bin durch und durch Soldat", sagte Seydlitz einmal. „Des aber ist Unsinn! Ist nicht jedem das Spazierengehen dadurch eine Qual? Aber keiner hat den Mut, es abzustellen ..." Ja, unsere Disziplin wird manchmal auf eine harte Probe gestellt.

Ein paar gibt's ja bereits, die nicht mehr grüßen. Als man sie stellte, wurden sie grob. Jetzt zählt man sie „oben" zu den Revolutionären, zu den von Kerenski angesteckten „Roten". Ich habe unerhörterweise einen guten Bekannten unter ihnen ...

Unser Zimmer hat von einer Frau von Hannecken aus Tientsin eine Kiste mit Zeitschriften und Büchern bekommen. Dr. Berger hat sie sorgfältig aufgeteilt. Ich erhielt ein paar alte Zeitschriften und ein dickes Buch, das vielleicht vor zwanzig Jahren erschienen ist.

In den Zeitschriften habe ich ein paar Bilder gefunden, die ich herausriß und mit Heftzwecken über mein Bett heftete. Eins ist die Wiedergabe eines Gemäldes: „Sehnsucht des Jünglings". Am Fuße einer ungeheuren Felswand lehnt ein nackter Jüngling. Vor ihm zerfließen Wasser und Himmel zu einem Untrennbaren. Er sinnt, ganz winzig neben dieser Mauer, verträumt hinaus, hinauf ...

Als zweites nahm ich die Photographie eines Bildwerks von Rodin: „Der Kuß". Windt riß sofort eine saftige Zote, als er die nackten Gestalten sah. Der „Kriegsmutwillige" steht oft lange davor. Sein Kindermund wird dann noch weicher, als er schon ist. Und seine Lippen öffnen sich dann immer ein wenig ...

Als letztes riß ich ein Pferd heraus: „Holsteinerin", fünfjährige holsteinische Zuchtstute von Holderneß III aus der Ceres Nr. 228. Wenn ich das ansehe, denke ich an meine Stute Zelle, alte Remonte aus der Abteilung Zirkel, Zither, Zofe ...

Und unter diesen Bildern sitze ich nun und lese. Welch ein Gefühl, nach zwei Jahren wieder ein Buch in Händen zu haben! Wenn es nur etwas anderes wäre! Aber es ist ein Mantegazza: Psychologie der Wonnen ...

Ist das nicht Hohn?

In einer Ecke des Hofes stehen ein paar selbstgezimmerte Barren. Ich begleite Seydlitz oft, um mit ihm daran zu turnen. „Man rostet sonst völlig ein!" sagt er. „Und unser Leben ist hoffentlich mit dieser Zeit noch nicht zu Ende!"

Ja, man muß turnen, man muß etwas für den Körper sorgen, aber man darf auch wieder nicht zuviel tun. Unsere Verpflegung ist seit der Revolution merklich schlechter geworden. Der russische Rubel fällt, die Preise der Produkte steigen. Da wir uns selbst verpflegen müssen und uns zu je zwanzig zu einer eigenen Küche zusammengeschlossen haben, spüren wir jede Steigerung sofort. Wenn es in diesem Tempo weitergeht ...

Das russische Kommando gibt uns pro Kopf und Monat fünfzig Rubel und damit fertig. Gewiß, voriges Jahr war es noch viel, konnte man die Hauptbedürfnisse damit bestreiten. Allmählich aber ... Was schert es die Regierung, ob man für fünfzig Rubel schließlich noch eine Schachtel Streichhölzer bekommt? Fünfzig Rubel sind internationale Abmachung für kriegsgefangene Offiziere und damit basta ...

„Kinder, kauft Kämme", sagt Leutnant Oehler, unser Küchenoffizier, ein breiter Ostpreuße, „wir gehen lausigen Zeiten entgegen!"

Jetzt haben wir Sommer. Aber der sibirische Sommer ist so qualvoll wie der sibirische Winter! Der grüne Flaum der Steppe ist längst verbrannt. Gestern maßen unsere Ärzte am Krankenhaus 48 Grad Hitze. Alles liegt erschlagen auf den Hobelspansäcken. Die meisten nackt, nur mit einem Leinentuch bedeckt. Wenn man sich rührt, tropft man schon vor Schweiß. Und wenn man an und für sich schwach und unterernährt ist ...

„Hundert Grad Differenz – das hält kein Teufel aus!" knurrt Windt. Er läuft natürlich schon seit Wochen völlig nackt herum. Wer ihn deswegen anzapft, bekommt eine dreckige Antwort. „Laßt ihn!" sagt Hansen, Lacke und Farben. „Er hat Narrenfreiheit ..."

Wir dürfen aus gewissen Gründen nur abgekochtes Wasser trin-

ken. Wenn Wasser aber an und für sich kostbar ist, und Holz, um es zu kochen, noch kostbarer? Viele beginnen in größeren Mengen Schnaps zu trinken. Was soll man dazu sagen? Wenn er auch den Durst nicht löscht und die Hitze nicht mildert, schläfert er doch das Gehirn ein wenig ein. Und die Gedanken, die verfluchten Heimwehgedanken ...

Und die sind manchmal schlimmer als der Durst!

Vor ein paar Monaten brachte ich noch den moralischen Mut auf, die Rotnasen unseres Lagers zu verachten. Heute verstehe ich jeden, der in Sibirien säuft ...

Ich glaube, wenn ich mehr Geld hätte, würde ich auch zu ihnen zählen.

Als ich heute zur Lafka ging, die auf der Grenze des Ober- und Unterlagers liegt, eine Art Kantine, in der man vieles zu Wucherpreisen kaufen kann, sah ich von weitem den kleinen Blank.

Er stand auf der anderen Seite des Drahtzauns und sah mit weiten Augen in die Fenster, auf Brot und Zucker, Tee und Mehl. Als ihn jemand ansprach, hörte er nicht. Nein, er wollte nichts kaufen, es war nicht der körperliche Hunger nach diesen Dingen, der ihn so versteinerte, es war die seelische Sehnsucht, mit ihnen wieder einmal zu hantieren – Vergangenheit und Zukunft waren es in einem. Ich sah ihm lange zu, ohne daß er mich bemerkte. Wie hatte er doch einst im Fieberwahn in Totzkoje gerufen? „Die Dame bekommt noch ein Pfund Kaffee, Franz! Gewiß, gnädige Frau, Guatemala, Extrasorte ..."

Jeder bei uns hat eine andere Sehnsucht! dachte ich. Seine ist klein und dürftig und unsäglich bescheiden – nur einmal wieder hinter einem Ladentisch stehen, mehr will er nicht ... Aber welcher Art sie auch sind, unsere Sehnsüchte, ob Großes oder Kleines umfassend, alle sind gleich nagend, gleich verzehrend ...

Zuweilen hustete der kleine Blank. Er fuhr sich dann über die blassen Lippen und sah die Finger immer ein wenig an.

Er wird nie wieder Mehl und Zucker wiegen, glaube ich ...

Seit ein paar Tagen kommen türkische Mannschaftstransporte bei uns an. Aus einem Waggon zog man unter dreißig Toten noch sechs Lebende hervor. Aus einem andern noch zwölf. In mehreren lebte kein einziger mehr. „Wechselfieber."

„Das ist nichts Neues", erzählte Dr. Berger. „1914 hat man irgendwo zweihundert cholerakranke Türken in verschlossenen Waggons abgeschickt. Sie kamen erst nach drei Wochen in Pensa an und man zog nur mehr 60 Lebende heraus."

Müller bestätigt es. „Als ich 15 in Samara auf dem Bahnhof lag, kamen zwei Waggons an, deren Fenster und Türen mit Brettern vernagelt waren. Alles vermutete Lebensmittel in ihnen, und sie standen lange herum, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Als man sie endlich öffnete, enthielten sie 68 Türken, von denen nur noch acht am Leben waren. Man schob die Waggons auf ein Gleis vor der Stadt, hackte die angefrorenen Leichen mit Spaten los, warf sie vom Waggon aus in eine Chlorgrube . . ."

Ein slowakischer Hauptmann, ein rechter Woijak, österreichisch gesagt, hat es trotz aller Enge bis heute fertiggebracht, als einziger im ganzen Lager ein Zimmer allein zu bewohnen. Sein Wesen ist derart unverträglich, daß niemand freiwillig bei ihm einzuziehen wagt. Dem Unverschämten gehört die Welt! heißt es von ihm.

Auf eine Beschwerde wurde ihm gestern ein junger Fähnrich als Mitbewohner zudiktiert. Man muß einer Beschwerde auf irgendeine Art nachkommen, nicht wahr? Und wenn man „oben" nicht den Mut besitzt, muß man von „unten" die Kastanien holen lassen.

Saltin ist aufgebracht. „Denken Sie sich, Fähnrich", erzählt er. „Der arme Kerl klopft also an. ‚Herein! Was wünschen Sie?' fragt Hauptmann Kosim. ‚Ich bin, melde gehorsamst, dem Herrn Hauptmann vom Lagerkommandanten als Mitbewohner zugewiesen worden!'

‚So', sagt Kosim. ‚So . . .? Dann machen Sie vorerst einmal die Tür gut auf!' Der Fähnrich tut es, halb verdattert. Im nächsten Augenblick holt Kosim aus, gibt ihm eine derartige Ohrfeige, daß er kopfüber aus dem Zimmer fliegt . . ."

„Man sollte diesem Herrn einmal zu zehnt das Fell versohlen!" ruft Windt erbost.

„Aber erlauben Sie!" fährt Merkel auf. „Einem Offizier ..."

„Ja", sagt Windt ruhig, „und jedem, der einen solchen ‚Offizier' verteidigt, ebenfalls!"

Eines Herbstmorgens sehen wir einen kleinen Zug auf dem Gleis, ohne Lokomotive. Vorne ein Wagen zweiter Klasse, hinter ihm sechs, sieben Viehwaggons. Vor der Abteiltür steht ein großer Samowar. Er raucht mit langer Säule, und auf seinem Messing glitzert die Sonne. Neben der Tür weht eine kleine Flagge, ein rotes Kreuz auf weißem Felde.

„Das ist der blonde Engel!" sagt Dr. Berger. Er dreht sich um: „Kinder, macht alles ordentlich und zieht euch sauber an! Der blonde Engel kommt!"

„Wer ist das, Herr Leutnant?" frage ich.

„Haben Sie den Namen noch nie gehört? In ganz Sibirien nennt man sie so. Ich meine Elsa Brändström, die schwedische Delegierte."

„Oh", sage ich rasch, „die kenne ich!"

Gegen Mittag kommt sie zu uns. Wir stehen alle vor den Betten. Chronisch Unrasierte sind rasiert, chronisch Halbnackte waffenrock-gezwängt. Nirgends steht schmutziges Waschwasser herum, nirgends erblickt man zum Trocknen aufgehängte Unterhosen. Unser Zimmer kommt uns vor lauter Aufgeräumtheit fremd und ungemütlich vor.

Sie tritt an der Seite unseres Hauptmanns herein, spricht mit jedem ein paar Worte, fragt nach unseren Wünschen. Die russischen Offiziere bleiben an der Tür, reichlich verändert gegen früher. Als sie Seydlitz die Hand gibt, sagt sie plötzlich: „Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?"

„Gewiß, Schwester! In Irkutsk." Er lächelt leicht. „Wir sprachen ein paar gute Worte miteinander."

„Ja, jetzt erinnere ich mich! Ich hatte Angst um Sie damals! Haben Sie es nicht büßen müssen?"

„Nein, Schwester, ich nicht – aber vielleicht alle! Man ließ uns ein paar Tage später mit einer fadenscheinigen Begründung Spießruten laufen!"

„Ich habe es erfahren", sagt sie leise. „Waren Sie übrigens immer in Irkutsk?"

„Nein", sagt Seydlitz und zeigt auf mich. „Wir waren vorher ein halbes Jahr in Totzkoje."

„Totzkoje", ruft sie aus. „Mein Gott . . ." Sie schließt unwillkürlich die Augen und ihr Gesicht verliert die Farbe.

„Schwester", fährt Seydlitz fort, „im Oberlager sind noch zweihundert Totzkojer. Könnte man denen vielleicht außer dem Gewöhnlichen ein Übriges tun? Ich glaube, keiner hat es ganz überwunden, alle kranken noch daran . . ."

„Ja", sagt sie rasch, „gewiß!"

Jeder hat einen anderen Wunsch. Sie geht von einem zum andern. Dr. Berger gibt ihr einen dicken Brief an seine Frau mit – wir wissen alle, daß er sie zärtlich liebt. Der kleine Windt will Geld geliehen haben – rückzahlbar in der Heimat, wie? Merkel fragt, wie es an der französischen Front stehe. „Gut, sehr gut, mehr kann ich nicht sagen." Hansen, Lacke und Farben, fragt, ob es nicht bald zu Ende sei. „Ja", sagt sie lächelnd, „ich glaube, es ist meine letzte Reise." Als sie zu Schulenburg kommt, dem ranken, stillen Menschen mit dem eckigen Offizierskopf, ihn nach seinen Wünschen fragt, antwortet er knapp: „Danke verbindlichst, Schwester. Ich habe keine."

Ich folge jedem ihrer Schritte mit meinen Augen. Wie blond sie ist! Wie straff sie sich hält! Hoffnung und Festigkeit strömt alles aus. Ja, wir sind in guter Hut, und es gibt keinen besseren Namen: Der blonde Engel . . .

Im Zimmer Saltins hängt eine große Frontkarte. Ganz Europa ist darauf, und kleine Fähnchen zeigen die Fronten und den Stand

der Truppen an. Schwarzweiß sind die Deutschen, schwarzgelb die Österreicher, rotweiß die Türken, grünweiß die Bulgaren. Das ganze ist ein Werk Hauptmann Schanks, der viele Tage damit verbringt, die Fähnchen nach den neuesten Berichten vorzuschieben. Er ist sehr stolz auf diese Arbeit und möchte als Stratege gelten. Daß wir den Krieg gewinnen, ist für ihn noch keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Und hat er nicht eigentlich recht? Wenn man vor seiner Karte steht, geht es einem nicht anders. Wie soll ein Heer verlieren, das die Länder aller Feinde tief hinein besetzt hält?

Bei Offensiven geben sich in diesem Zimmer ganze Haufen alter Truppiers ein Stelldichein. Man rät und wägt und schwelgt in Strategie und Taktik. Einer ist darunter, der seit 14 alle von den Russen gemeldeten Gefangenen zusammenaddiert hat, damit gleichsam beweisen will, daß die Frontberichte der russischen Regierung maßlose Lügen sind. Er hat nämlich ausgerechnet, daß die Russen bereits mehr Gefangene machten, als unsere Heere insgesamt Soldaten haben. Er ist ungemein stolz auf diese Feststellung und trägt die Liste stets bei sich.

Einmal zog ich mir bereits Hauptmann Schanks Ungnade zu. Ich fragte ihn nämlich, als er uns wieder einmal in einem längeren Vortrag dargetan hatte, warum wir zweifellos siegen müßten, aus irgendeiner depressiven Stimmung heraus, weiß der Teufel, woher sie kam: Ob er schon einmal von Pyrrhus und seinen Siegen gehört hätte ...?

Mit Beginn des Winters geht eine noch aufrüttelndere Latrine durch unser Lager: Die Kerenski-Regierung sei gestürzt, ein Duumvirat unter Lenin und Trotzki habe die Macht an sich gerissen. Ihre Partei nenne sich im Gegensatz zu der Kerenskis, der Minderheit, der Menschewiki – die Partei der Mehrheit, der Bolschewiki.

Acht Tage später bewahrheitet sich das Gerücht. Kerenski ist mit seinem Ministerium geflohen. An der Front finden Verbrüderun-

gen statt. Die neue Regierung hat ein Friedensangebot gemacht. „Brot, Friede, Freiheit!" ist ihre Parole.

Unser Zimmer ist ein Tollhaus. Auf dem Hof liegen sich Menschen in den Armen, die vorher nie ein Wort miteinander wechselten. Die Posten werfen die Gewehre fort, ziehen mit unseren Soldaten singend zum Tor hinaus. Einzelne Offiziere sollen bereits ihre Sachen gepackt haben, sagt man.

Ich bin kein Kirchenläufer. Heute möchte ich in eine Kirche gehen ...

Drei Tage später gehe ich zu meinen Kameraden. Auch in den Baracken haben einzelne schon ihre Bündel geschnürt. „Nun, Kameraden, was sagt ihr jetzt?"

„Erzählen Sie!" ruft Schnarrenberg.

Ich sage, was ich weiß. „Dann werden wir in paar Wochen fahren, wie?" fragt Brünn. Er ist gleichsam zu neuem Leben erwacht. Von seiner sonstigen Gehässigkeit ist nichts zu spüren.

„Ja", sagt Pod, „gleich nach Friedensschluß, das ist internationale Abmachung!"

„Gewiß, aber er muß erst geschlossen sein!" werfe ich ein.

„Ach was!" ruft Schnarrenberg. „Was wollen diese Panjes denn noch machen? Sie haben zu unterschreiben, was man ihnen diktiert, und damit fertig."

Ich frage nach Elsa Brändström. „Ja", sagt Pod, „das ist eine Prachtsfrau – man sagt, daß sie schon Hunderttausenden das Leben rettete! Wir haben Schuhe bekommen, richtige Lederstiefel, Unterwäsche, Seife, Bücher, Decken und Chinesenmäntel – hier, siehst du?" Er zieht einen grauen Mantel von seiner Pritsche, der überlang und dick wattiert, als Unterlage wie als Wintermantel verwendbar ist. „Jetzt können wir doch auch im Winter einmal an die Luft ..."

„Wenn nur das Stehlen nicht wäre!" wirft Blank, das Mädchen, ein. Er hustet oft und hat blauschwarze Ringe unter den

Augen. „Das blüht jetzt sicher neu auf. Bei uns geht es ja noch, aber bei den anderen, wo oft die Wache selbst am meisten stiehlt..."

„Ja", murmelt Brünn, „sie würden einem den Hintern stehlen und deutsche Beefsteaks daraus machen, wenn er nicht angewachsen wäre!"

„Übrigens haben wir Totzkojer alle drei Rubel bekommen!" sagt die Quappe. „Haben Herr Fähnrich eine Ahnung, wer uns das besorgt haben könnte?"

„Seydlitz", sage ich.

„Seydlitz? Sakrament..."

„Was, der Adelige?" ruft Brünn. „Gibt es auch weiße Raben...?"

„Hast du übrigens schon unser Café gesehen, gleich beim Eingang?" fällt Pod ein. „Wir kriegen langsam alles: Eine Kegelbahn, eine Bierwirtschaft, sogar ein Theater wollen sie aufmachen... Übrigens hat sich in unserer Nähe auch ein Schneider niedergelassen, der blonde Engel hat ihm die Werkstatt eingerichtet, gestern hielt er bei einem Fläschchen Schnaps Geschäftseröffnung. Ein Schuster macht's ihm nach. Friseure haben wir schon drei... Aber was nützt das alles, wenn man kein Geld hat –"

„Wollen wir die Wirtschaft mal anschauen, ein Glas Bier trinken gehen, Pod?" frage ich plötzlich.

„Bier?" fragt er verächtlich. „Quaß gibt's nur."

„Also dann Quaß..."

Die Wirtschaft ist ein leerer Pritschenblock, den man in einen Tisch verwandelte. Rundherum laufen rohgezimmerte Bänke, in der Ecke steht auf einem kleinen Öfchen ein alter Kessel, aus dem es nahrhaft duftet. Ein rundlicher Sergeant, ehemaliger Küchenbulle, tritt mit weißgrauer Schürze auf uns zu. „Herr Wirt, was gibt es alles?"

„Quaß, Kaffee, Würstchen, Gulasch –"

„Prima Hopphopphopp?" ruft Pod. Sein Gesicht glänzt. „Oder gar Wauwau, was?"

„Halt mal die Ohren zu, Pod!“ sage ich, nehme den Wirt beiseite, flüstere ihm ins Ohr: „Geben Sie diesem Mann jeden zweiten Abend eine Portion Gulasch, verstanden? Ich zahle einen Monat im voraus – wieviel?“

„Was machst du, Junge?“ fragt Pod mißtrauisch.

„Nichts, nichts ... Ich stelle nur unser Menu zusammen. Und nun erzähle: Noch immer keine Post?“

„Nein, hol's der Teufel! Und Anna schreibt, das weiß ich ...“

Wir schwatzen, bis es dämmert. „Jetzt gibt es keine Lagergrenze mehr, Pod!“ sage ich zum Schluß. „Bei den Bolschewiken ist alles gleich. Wenn du also mal etwas von mir willst ...?“

„Mensch, was soll ich drunten?“ sagt er ängstlich. „In diesem Aufzug? Wenn mich der richtige Kommißknopf schnappt, muß ich erst eine Stunde zackige Grüße zaubern! Nein, komm lieber rauf ...“

Bereniki, unser letzter Kommandant, soll die neue Regierung nicht anerkannt und sich mit den Offizieren und einigen Mannschaften unserer ehemaligen Konvoitruppe zu bewaffnetem Widerstand entschlossen haben.

Seit heute morgen hören wir Geschütze wummern. Alles steht an den Fenstern, sieht gespannt nach Westen. „Hinter dem Friedhofshügel steht er mit seinen Truppen“, berichtet Windt, der gerade von draußen kommt.

Um zehn Uhr taucht der erste Bolschewikenzug im Westen auf, dicht hinter ihm ein zweiter, dritter – alle ziehen drohende Pinien dicken Rauchs nach sich. Die Viehwaggons sind voller Truppen, auf den offenen Waggons blecken Geschützmäuler. Fast zu gleicher Zeit traben rechts und links des Schienenstrangs dreihundert Reiter ins Dorf. Sie haben hohe, frische Pferde, sind bis an den Hals bewaffnet. Auf ihren wolligen Papachas brennen rote Sterne.

Infanterie springt braun und wimmelnd heraus, läuft in

kurzem Laufschritt über die Gleise. Sie wenden sich, von ein paar Reitern angewiesen, mit Hacken und Spaten dem Lager zu, legen vor der mittleren Kaserne mit hellem Krachen den Rundzaun nieder, breiten sich an seiner Stelle zu einer dünnen Linie aus.

„Es scheint, als ob sie ihre Gräben gerade vor unseren Fenstern aufwerfen wollten!" sagt Dr. Berger.

„Ja, das kann heiter werden, verflucht noch eins!" sagt Proschow, der schnelle Flieger.

Ich gehe mit Seydlitz ins Dorf. Man bringt Geschütze auf die Erde, führt Viergespanne an die Deichseln, galoppiert mit Lärm nach Osten. Nirgends ist eine wirkliche Befehlsgewalt zu spüren, es scheint eher ein Haufen Freibeuter als ein Soldatentrupp zu sein. Fast jeder schreit und schimpft und streitet, und ihre Führer, junge Menschen mit intelligenten Gesichtern, sprechen ihnen freundlich zu und machen dabei Augen, als sähen sie über alles hinweg, als sähen sie in weiter Ferne ein Ziel, das mit diesem allem nichts zu tun hat.

Wir bleiben eine Weile stehen. Seydlitz läßt die Gardisten mit kühlen, abschätzenden Augen an sich vorüberziehen. Einzelne sind betrunken, tragen die Mützen keck auf den Hinterköpfen, fangen auch wohl plötzlich mit lautem Singsang irrsinnig zu tanzen an. „Eine Räuberbande!" sagt er endlich. „Eine Schwadron unter Holcking würde sie in den Baikal jagen ..."

Vor unseren Kasernen stehen drei ältere Führer. Es scheinen ehemalige Artillerieunteroffiziere zu sein. Sie tun, als ob wir Kriegsgefangene nicht vorhanden wären, streiten lange, geben endlich einer Batterie in halber Einigung Befehl zur Stellungnahme. Die Geschütze preschen knirschend vor die Häuser, wenden und protzen in den Zwischenräumen der Kasernen ab. Die langen Protzen fahren in den Schutz und Schatten der roten Mauern, die Geschütze werden zum Feuern hergerichtet.

Nachmittags kommt unser Hauptmann mit dem Obersten von Strann, dem österreichischen Rangältesten, durch das Lager. An seiner Seite gehen zwei Bolschewistenführer. „Halt, Fähnrich!" ruft er schon von weitem.

„Herr Hauptmann wünschen?"

„Der Dolmetscher ist krank. Sie können russisch, hörte ich. Der neue Kommandant wünscht uns Befehle zu verlautbaren. Hier haben Sie Papier, schreiben Sie bitte, was er sagt."

„Sie verstehen russisch?" fragt der Kommandant, ein junger gertiger Mensch mit einem klugen, aber verwüsteten Gesicht. „Gut, schreiben Sie: Wer weißen Truppen Vorschub leistet, wird erschossen. Haben Sie ...? Wer weißen Truppen Mitteilungen macht, wird erschossen. Haben Sie ...? Wer von den Kriegsgefangenen in unsere Reihen treten will, ist sofort freier, russischer Bürger, erhält Pajok und Löhnung und Bewaffnung – haben Sie auch das? – wie unsere Soldaten. Kommandant Pastuchow. Fertig ...?"

In diesem Augenblick bringen ein paar Reiter den ersten Gefangenen herein, einen jungen Patrouillenoffizier Verenikis. Man führt ihn vor den Kommandanten und beide mustern sich, und zwischen ihren Augenpaaren schießt sekundenlang wie eine Feuerflut zwischen zwei mit überstarkem Strom geladenen Polen lodernдes Hassen hin und her.

„Wenn du uns aussagst, wirst du nur erschossen!" höre ich den Kommandanten sagen. „Wenn nicht – gemartert, bis du sprichst!"

„Was willst du wissen?" fragt der Offizier. Es ist ein junger Kosakenfähnrich. Seine gelben Hosenstreifen flammen fast, so hell sind sie.

„Wer führt euch?" fragt der Kommandant.

„Gott!" sagt der Fähnrich mit einer seltsam hohen, feierlichen Stimme.

„Höhnst du mich, Hund?" geifert der Kommandant, hebt seine Faust, in deren Öffnung man den Kolben einer schweren Para-

bellum sieht, und schlägt sie ihm mit fürchterlicher Wucht von oben in die Augen.

Wir schleichen fort. „Und das sind Brüder ...?" murmelt Seydlitz. „Söhne eines Volkes ...?"

In unsere Hirne haben sich zwei neue Begriffe geprägt: Weiß und Rot. Die erste Ahnung jenes Furchtbaren, das über Rußland einbrach, hat uns angerührt ...

Anderntags treffe ich Schnarrenberg. Er hat wieder Oberwasser, spricht vom Erledigtsein der russischen Schweine, vom Jetztdrankommen der französischen Schangels, von unserm Siegeseinzug durch das Brandenburger Tor.

Wir stehen gerade vor dem Totenhaus, ein Zufall nur, trotzdem ... Irgendein Unterton in seiner Stimme ärgert mich. „Übrigens habe ich Holcking getroffen", werfe ich ein.

„Graf Holcking, dem der russische General damals den Degen zurückgab? Donnerwetter, das war etwas! Und da sagen die Leute noch, ein Krieg sei nichts Erhebendes, ein Krieg – "

„Ja", falle ich ein, „gleich hinter der Front hat ihm ein anderer Offizier den Degen wieder abgerissen und dem fast Sterbenden ein paar damit über den Kopf gegeben ..."

Schnarrenberg beißt sich auf die Lippen. Seine kräftige Gestalt knickt ein. „Ich würde diese Geschichte also nicht mehr so oft erzählen, Schnarrenberg!" sage ich mitleidslos. „Es war nichts Erhebendes dabei – es war nur eine Farce, eine schöne Geste, nichts weiter ..."

Bis jetzt spüren wir vom neuen Regiment nur Angenehmes. Alle Posten sind verschwunden, alle Trennungen zwischen Offizieren und Mannschaften abgeschafft. Vor dem Bolschewisten ist alles gleich! heißt es überall. Wir dürfen gehen, wohin wir wollen, nur den Bahnhof dürfen wir nicht betreten. Und das genügt. Damit sind wir gefangen wie vorher. Über die Steppe zu

flüchten, wäre sinnlos. Man würde in der ersten Nacht erfrieren oder von Wölfen zerrissen werden. Oh, sie sind klüger als ihre zaristischen oder kerenskischen Vorgänger, diese Bolschewiken, sie erreichen mit ihrer Maßnahme das gleiche, nur viel billiger...

Nein, wir sehen sie nicht feindlich an. Wohl macht sie uns, was wir von ihnen hören, ihre geistige Einstellung, ihre asiatische Ideologie, ihre grenzenlose Brutalität, zu seltsamen und fast unbegreiflichen Gestalten, im übrigen aber... Sie haben uns ein Stückchen Freiheit gegeben, damit haben sie unsere Toleranz errungen.

Der Heimatshügel liegt vereinsamt. Wir gehen überall spazieren. In die Steppe hinein, ins Dorf hinab. Die Steppe ist schön, das leichte, freie Schreiten ohne Posten auf einer Fläche, auf der das Auge, jahrelang von hohen Zäunen zurückgeprallt, auf einmal wieder endlos schweifen kann, tut uns unsäglich wohl. Aber das Dorf ist noch schöner. Die angesiedelten Deportierten, die schlitzigen Chinesenkulis, die häufig dort rastenden Burjätenwanderstämme und mandschurischen Teekarawanenzüge mit hochmütigen Lastkamelen geben unseren ausgehungerten Augen gleichsam festliche Orgien.

Gleich am Eingang steht das Wirtshaus. Seit der Novemberrevolution ist es immer voll. Ein kleiner schmutziger Chinesenjunge dient als Kellner. Es gibt Tee, Fisch, Fleisch. Wir essen häufig Baranina, am Spieß gebratener Hammel. Unsere Zimmerküche hat uns schon wochenlang kein Fleisch mehr liefern können. Beim erstenmal verschlang ich eine halbe Keule. „Hier muß ich einmal mit Pod hergehen!" dachte ich dabei.

Weiter unten, bei den elenden Chinesenhütten, gibt es sogar eine Opiumhöhle. Man sieht hin und wieder einen unserer Kameraden in ihrem dunklen Eingangsloch verschwinden. Kürzlich sei auch Leutnant Thurn einen ganzen Tag darin gewesen, sagte man mir. Als er wiederkam, hatte er erloschene Augen. Aber sein Gesicht trug noch zwei Tage lang den Ausdruck eines unfaßbar Schönen. „Eine neue und schlimmere Gefahr für uns als die alten", sagt Dr. Berger.

In den Höfen, weiter oben, soll es auch Mädchen geben. „Es sind zwar nur Bauernmädchen, aber sie wissen doch, was Konjunktur bedeutet!“ sagte Windt kürzlich, und sein kleiner, höckeriger Glatzschädel, dem man schon von weitem ansieht, daß er voller spitziger Frechheiten steckt, hatte ein paar verdächtige Kratzer. „Man hat schon einen Russen nach Tschita geschickt, um etwas Anständiges zu holen“, setzte Merkel, der Knopf, hinzu. Er sagte das in einem Ton, als ob er von etwas ganz Selbstverständlichem spräche.

„Wissen Sie übrigens, Fähnrich“, sagte Dr. Berger nebenbei, „daß die asiatische Syphilis die furchtbarste Geschlechtskrankheit ist?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Sie soll in Transbaikalien besonders verbreitet sein“, bemerkte er leichthin.

Ich sah auf. Er las schon wieder. Sein Gesicht sah aus, als ob er nichts gesagt hätte. Ich habe ihn verstanden.

Ein Kreis von künstlerisch interessierten Offizieren hat, durch die Freiheit angeeifert und begünstigt, eine für Wohnzwecke ungeeignete Baracke in ein Theater umgewandelt. Durch einen Aufruf stellte sich heraus, daß wir sämtliche notwendigen Fachleute unter uns haben: Sänger, Regisseure, Schauspieler, Kulissenmaler.

Einen Monat wurde fieberhaft gearbeitet. Die Kostüme aus alten Uniformen, unbrauchbaren Bettlaken und Sandsäcken in eigener Werkstätte geschneidert, mit aus bunten Papieren gewonnenen Farben gefärbt und gemustert. Die Kulissen aus zehnfach übereinandergeklebtem Zeitungspapier geschaffen, mit aus allen möglichen Substanzen gewonnenen Farben bemalt. Für die weiblichen Rollen fand man junge Leutnants und Fähnriche, die ein besonders mädchenhaftes Aussehen und Sichgeben an sich hatten.

Die Eröffnungsvorstellung war ein Fest. Man gab mit unserem

Offiziersorchester – dessen Instrumente zum größten Teil vom blonden Engel und einer prächtigen deutschen Schwester, einem Fräulein von Walsleben, stammen – unter Leitung eines Wiener Kapellmeisters, des kleinen Leutnants Hollisch, ein Singspiel. Die Darsteller wurden mit unzähligen Hervorrufen belohnt. Um die Diva, die in Mädchenkleidern erregend aussah, entspannen sich heftige Kämpfe. „Sie hat zahllose Anträge bekommen und um militärischen Schutz nachgesucht!" meldete Windt, der Spreeathener.

Vom Erfolg ermutigt, will unser Regisseur als nächstes eine bekannte Operette herausbringen. Leutnant Blau, ein kleines Genie, kann die Partituren aus dem Kopf niederschreiben.

Als wir am nächsten Tag beim Abendessen saßen, stand unversehens ein kleiner, österreichischer Leutnant in der Tür. Mir fiel sofort sein eigenartiger, schlafwandlerischer Gang auf. Er pflegt stundenlang auf einer Stelle im Hof zu stehen, als ob er auf etwas horche. Ich habe ihn dabei schon oft gesehen und mir dies Wesen nie erklären können.

Dr. Berger stand auf und ging auf ihn zu. „Sie wünschen, Herr Leutnant?" fragte er freundlich.

„Verzeihen Sie", sagte der Fremde, „aber ich hörte Stimmen hier ... Ist meine Frau nicht bei Ihnen? Ich hörte sie mit meiner Tochter sprechen, jawohl, in diesem Zimmer! Jetzt ruft sie sogar meinen Namen, hören Sie's nicht?"

Dr. Berger erblaßt. „Sie irren sich ..." sagt er mühsam. „Ich höre nichts ..."

„Doch!" schreit der Leutnant. „Jetzt... gerade jetzt! Seien Sie mal ganz still, horchen Sie ... Man muß die Hände an die Ohren legen, so, sehen Sie ..." Er lächelt plötzlich. „Georg! sagte sie eben – hörten Sie es nicht? Es war ganz deutlich: G–e–o–r–g ..."

Er läßt die Hände sinken, blickt sich suchend um. „Ich kann sie

nur nicht finden, kann sie nie finden!" sagt er hilflos. „Herr Leutnant, sagen Sie mir's doch, Sie haben gute Augen, Sie können nichts verheimlichen! Alle verstecken sie vor mir ... natürlich, sie sind neidisch, ich verstehe das gut ... Niemand hat seine Frau hier, nur ich allein ... Aber ich mag nicht länger suchen, nicht länger Versteck spielen ..."

Jetzt tritt Windt hinzu. Ein paar fürchten eine Gefühlsroheit, wollen sich einmischen – er winkt heftig ab. „Ja", sagt er heiter und legt die Hände in gleicher Weise an die Ohren, „ich höre es auch ... Aber es ich nicht hier ... Es muß im Nebenzimmer sein, bei Ihren Kameraden ..."

„Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?" fragt der kleine Leutnant mit einem Unterton, der wie ein Messer durch unsere Herzen geht.

„Ich bin überzeugt –"

„Nein!" schreit er auf. „Ihr wollt mich nur wieder fortschicken, ins nächste Zimmer – oh, ich kenne das! Immer macht ihr es so mit mir, immer muß ich wandern, wandern ... Nein, das ist kein Spiel mehr ..." Wiederum steht er stumm, den Kopf leicht auf die Seite gelegt, die Hände trichterförmig an den Ohren.

„Oder ... oder sollte ich mich doch getäuscht haben? Ist es vielleicht doch nebenan?" flüstert er nach einer Weile.

„Warten Sie!" sagt Windt rasch. „Ich höre jetzt etwas ... Heißen Sie nicht: G–e–o–r–g ...?"

„Ja!" stößt er aus. „Georg heiße ich! Ja, das bin ich ..." Sein gutmütiges Gesicht lächelt, seine Wände und Menschen durchbohrenden Augen flackern. Er legt die Hände an die Ohren und läuft in höchster Eile auf den Gang hinaus. Die Tür bleibt offen und wir hören, daß er im nächsten Zimmer mit den gleichen Worten beginnt, mit denen er zu uns hereintrat.

Niemand spricht. „Mir schmeckt's nicht mehr", sagt Proschow laut. „Verflucht noch mal ..."

„Kannten Sie ihn noch nicht, Herr Doktor?" fragt Windt ge-

dämpft. „Wußten Sie noch nichts von ihm? Er heißt Köhler und wandert schon seit Monaten von einem Zimmer ins andere. Man kann ihn nur auf diese Weise wieder hinausbringen, die ich anwandte. Sie mag nicht schön sein, aber sie ist das einzige Mittel ..."

Mit dem Beginn des Winters hat auch unsere „Universität" ihre Tore wieder geöffnet. Fast täglich nehmen Dr. Berger und ich die kleinen Feldstühle, um dem „Hörsaal" zuzuwandern. Die kleine Baracke mit Tafel und Rednerpult ist immer besetzt, meist von Jüngeren. Man kann jedes Fach belegen, „lediglich ein chemisches Laboratorium fehlt", sagt Windt, der Glatzkopf. Da unter den gefangenen Reserveoffizieren fast alle Fakultäten vertreten sind, kann man dort tatsächlich hören, was in gleicher Zeit wohl die Studenten in der Heimat hören. Die meisten Fächer werden von Universitätsprofessoren und Privatdozenten gegeben. Professor Dr. Kowarcsik zum Beispiel gibt Naturwissenschaft, Professor Dr. Melzer Kunstgeschichte und alte Sprachen, Professor Dr. Hillberg neuere Sprachen und Philosophie, Dr. Bauer Literaturgeschichte, Dr. Dofat Zeitungswissenschaft, Dr. Blau Anatomie, Dr. Schmidt Volkswirtschaft. Außerdem erteilt Generalstabshauptmann Möhring Unterricht in Taktik und Strategie.

Aber es geht damit, wie es mit vielem in diesem Lager geht. Man will wohl, aber man kann nicht immer. Manchmal dringen die Worte nur als leerer Schall an unsere Ohren, selten vermögen sie sich in Wissen und Erkennen umzuwandeln. Wir sind zu stumpf, zu müde, zu ausgepumpt. Trotzdem geben wir nicht nach, kämpfen wir jeden Tag von neuem.

Wenn mich Dr. Berger nicht immer mitnähme, würde ich schon längst nicht mehr hingehen. Er tut es immer mit einem Zwang, der fast nicht fühlbar ist. Ich aber werde gerade durch Zartheit widerstandslos gemacht.

„Fähnrich", sagte Leutnant Merkel, „unten fragte mich ein Mann nach Ihnen, ein fürchterlicher Kerl, verlaust und dreckig wie ein Russe. Er hatte übrigens keine Ahnung mehr, wie man mit einem Offizier spricht – machen Sie es ihm bei dieser Gelegenheit gleich einmal klar!"

„Befehl, Herr Leutnant!" sage ich laut. „Leuchte mir am Abend!" sage ich leise.

Ich laufe hinab. Kann es ein anderer als Pod sein? Ja, es ist Pod. Er sieht mit seinem langen Bart und seinem überlangen Chinesenmantel wie ein moderner Ahasver aus. „Nun, Pod, mein Alter?" rufe ich. „Was gibt's?"

„Ich habe einen Brief bekommen! Meinen ersten! Und von Anna!"

„Ist sie gesund?"

„Alles in Butter! Die Blesse, mein bestes Pflügepferd, hat schon zweimal gefohlt, beide Male Stuten, da gibt's Zuwachs. Auf dem Roggenfeld stehen Kartoffeln, wie ich schrieb. Der kleine Jörg kann schon die Kühe von der Weide treiben und sei ein rechter Lausbub – wie sein Alter! Nur eins ..."

„Und, Pod?"

„Ja", sagt er, „da ist nichts zu machen – dieser verdammte Krieg! Den Ajax haben sie geholt, den besten Wallach, mit dem wir Sonntags immer zur Kirche fuhren! Zu den Dragonern kam er ..."

Ich atme auf. „Ach, Pod, das ist nicht schlimm, er bleibt ja bei der Waffe, was?" sage ich tröstend. „Aber den Brief und deine Anna, die müssen wir wohl feiern, meinst du nicht auch? Es gibt im Dorf ein Wirtshaus, in dem es noch was anderes gibt als Hottehühgulasch ..."

Er runzelt die Stirn bei diesem Wort. „Wenn du dafür nicht nach der Heimkehr gleich auf meinen Hof kommst, Junge", sagt er finster, „um dich bei mir erst mal ein halbes Jahr an Speck und Wurst zu mästen –"

„Ich verspreche es, Pod!"

Wir ziehen los. Nach ein paar Schritten bleibt er stehen. „Junker“, sagt er schüchtern, „vorher möchte ich eigentlich gern mal gesehen haben, wie du haust! Könnte ich das wohl?“

„Gewiß, Pod! Selbstverständlich!“ Wir drehen um und gehen in mein Zimmer. Es sind fast alle anwesend und fünfzehn Augenpaare bleiben neugierig an uns hängen. Pod nimmt die Hacken aneinander, bleibt eine Weile zackig stehen. „Dragoner Podbielski bittet eintreten zu dürfen!“ sagt er militärisch.

„Gut, gut – kommen Sie nur!“ ruft Dr. Berger.

„Nur immer rin, Methusalem!“ lacht Windt.

„Das ist Pod, Herr Doktor“, sage ich und schiebe ihn voran. „Er möchte einmal sehen, wie ich hause.“

Berger lächelt. „Gewiß, macht es euch nur bequem! Hier sind drei Zigaretten, Pod – der Fähnrich hat mir schon von Ihnen erzählt.“

Wir sitzen eine Weile auf dem Bett. Pod qualmt gerührt. „Mensch“, murmelt er endlich, „so sauber hätte ich mir das nicht vorgestellt! Und diese gute Luft... Ihr habt wohl keine Läuse, was? Nicht eine einzige?“

„Nein, Pod.“

„Wie ist das möglich? Und Bilder, Menschenskind? Und einen Tisch...“

„Möchtest du auch einen, Pod?“

„Nein!“ sagt er grob. „Sei still!“ Seine Bernhardineraugen bleiben an meinem größten Bilde hängen. „Sehnsucht – des – Jünglings!“ buchstabiert er langsam. „Ja, Junge“, sagt er leise, „das paßt für dich... Und unsere Zeit...“

Plötzlich erblickt er das zweite Bild. Er zuckt zusammen und liest: „Der – Kuß...“ Und schweigt ein Weilchen und sagt dann leise, als ob er es nur zu sich selber spräche: „Du weißt noch nicht, was eine Frau ist, Junge... Ich weiß es, wenn ich es auch beinahe wieder vergessen habe... Oh, eine Frau ist alles, kann alles sein. Sie fährt dir über das Haar und alles ist gut. Sie legt deinen Kopf zwischen ihre Brüste und alles ist vergessen. Sie ist

warm und weich – alles das ist sie, was hier nicht ist. Es gibt keinen Kummer mehr, wenn du eine rechte Frau hast. Und es gibt auch keine Mutlosigkeit mehr. Das Leben ist erfüllt, wenn sie erfüllt in deinem Arm liegt. Nichts kann dir mehr passieren, nichts ... Du weißt auf einmal wieder, wo du bist und wer du bist und wo du hingehörst ..."

Nach einer Stunde gehen wir ins Dorf. Es gibt Baranina und Pod vernichtet eine ganze Keule. „Ach, Junge", sagt er plötzlich in seinem alten Ton, „dies Essen und den Brief daneben – es gibt auch gute Tage in Sibirien, weiß Gott!"

Ich bin kaum zurück, als Leutnant Merkel, der „Knopf", an meine Bettstelle tritt. „Ich möchte Sie aufmerksam machen, daß Mannschaftsbesuche in unserem Zimmer nicht erwünscht sind!" sagt er leise, aber scharf. Sein leeres Tausendmännergesicht mit den nichtssagenden Fischaugen ärgert mich plötzlich.

„Warum nicht?" frage ich zurück.

„Warum nicht?" wiederholt er starr. „Seit wann braucht ein Leutnant Begründungen, wenn er einem Fähnrich Wünsche äußert? Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, Herr ...? Ich verbitte mir ein derartig zivilistisches Benehmen! Im übrigen ist es empörend aufgefallen, daß Sie sich mit Personen aus dem Mannschaftsstande duzen? Das ist unglaublich, Herr! Wir wünschen Ihre Freunde nicht mehr zu sehen. Und wünschen das nicht mehr zu hören!"

Ich sehe ihn flammend an. In mir kocht es. Aber ich bin Soldat, kenne im übrigen die Zwecklosigkeit einer Gegenrede. „Dummes Luder!" denke ich ruhig.

Er schiebt davon. Kaum hat sein Bettgestell ihn wieder aufgenommen, als Dr. Berger an mich herantritt. „Lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, Fähnrich!" sagt er lächelnd. „Und lassen Sie Ihre Freunde kommen, wann Sie wollen. Leutnant Merkel sprach nicht für uns alle – er sprach nur im Pluralis majestatis!"

„Jawohl, Herr Leutnant!“ In meiner Kehle quillt ein Heißes auf. Nein, denke ich, nicht verallgemeinern – gibt es nicht viele, die wie dieser denken? „Wenn man verrückt wird, kriegt man's zuerst im Kopf – besonders, wenn nicht viel drin ist!“ sagt in diesem Augenblick der kleine Windt mit lauter Stimme in die Richtung des Merkelschen Privatgemachs. Klang es nicht, als wolle er meinen Gedanken damit unterstreichen?“

Er hat kaum geendet, als sich auch Leutnant Schulenburg, der ranke, schweigsame Aktive, vernehmen läßt. „Herr Leutnant Merkel“, sagt er schneidend, „ich bin hier der älteste Aktive und ich freue mich, daß unser Fähnrich, den besonderen Umständen unserer Lage entsprechend, ein geradezu prächtiges Verhältnis mit den Leuten seines Regiments unterhält! Richten Sie sich in Zukunft danach – ich wünsche es dringend!“

Als ich mich niederlege, sehe ich auf meiner Decke ein fettes Läuslein kriechen. Ich fange es und blase ihm, damit es niemand hört, unter der Decke den Atem aus. Ei, denke ich, Pod hat ein kleines Andenken hinterlassen.

Im November soll die bolschewistische Regierung den Mittelmächten einen Waffenstillstand angeboten haben. Ein Waffenstillstand ist der erste Schritt zum Frieden, nicht wahr? Aber kann es nicht auch nur eine Zeitungsmeldung der neuen Machthaber sein, um sich beim kriegsmüden Russenvolk beliebt zu machen?

Als drei Wochen später ein Telegramm an den Truppenkommandanten kam, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei, glaubten wir es trotzdem. Es ist so schwer, etwas nicht zu glauben, was man jahrelang ersehnt hat. Dr. Berger hielt abends eine kleine Ansprache. „Jetzt laßt uns aushalten ... Und immer wieder daran denken, daß wir hier für die Heimat stehen ... Und in unserer Liebe zu Volk und Vaterland, das harte Schicksal stumm und würdevoll und mannhaft bis zum Ende tragen ...“ Als er geendet, fallen ein paar Offiziere mit dem Deutschlandlied ein.

Seydlitz singt kräftig mit. Wir sitzen bis zum Morgen beieinander. Jetzt kann es sich nur mehr um Wochen handeln, ist aller Meinung. Für morgen früh ist Dankgottesdienst angesagt. Ich werde gehen.

Gestern sagte Windt: „Mit dem Krieg ist es wie mit dem Betrug. Bei einem Betrug darf man sich nicht erwischen lassen, einen Krieg darf man nicht verlieren. Wenn's klappt, ist alles gut und wohlgetan ... Wenn's aber schief geht, reißt jedermann das Maul auf, bis es platzt ..."

In wenigen Tagen ist Kaisers Geburtstag. Er soll in diesem Jahr besonders feierlich begangen werden. Hauptmann Mittelberg ist zu uns gekommen, um mit unserm Ältesten über die Festfolge zu beraten. Der Offizierschor wird singen, das Offiziersorchester wird spielen, Dr. Berger wird Predigt, Gebet und Segen sprechen. Die Kaiserrede hat sich unser Hauptmann vorbehalten.

„Gut, meine Herren", sagt er zum Schluß. „Nun müssen wir aber noch eine kleine Umlage erheben, um den Gästen ein einigermaßen festliches Essen bieten zu können!"

„Und morgen gibt's wieder Kascha!" murmelt Windt.

„Wie meinten Sie, Herr Leutnant Windt?"

„Nichts, Herr Hauptmann ..."

Dieser kleine Zwischenfall weckt ein Vorkommnis bei der Beratung der österreichischen Offiziere zur Feier des Geburtstags Kaiser Karls. Unter ihnen sind manche, die keine Kugel pfeifen hörten, trotzdem mit Kriegsauszeichnungen bepflastert sind. Als nun der Oberst die versammelten Offiziere erinnerte, daß natürlich sämtliche Kriegsauszeichnungen anzulegen seien, rief ein Hauptmann mit scharfer Stimme: „Jawohl, gewiß! Dann aber bitte ich, dafür zu stimmen, daß die Herren jene Auszeichnungen, die sie hinten erwarben, auch hinten tragen ..."

Das Bankett beginnt. Unsere Betten stehen zum Teil auf dem Gang, Fähnriche sind stundenweise zur Bewachung kommandiert. Aus den Tischen der deutschen Abteilung ist eine lange Tafel aufgestellt. Am Ehrenplatz thront unser Hauptmann, kurzangebunden, etwas zu wichtig. Rechts und links sitzen die Abordnungen der verbündeten Mächte, österreichische und ungarische Oberste, türkische Majore. Das Menü besteht aus Gemüsesuppe, Rindfleisch mit Serviettenknödeln, Preiselbeerschnitten. „Dafür werden wir unsere Hosenriemen vier Wochen lang wie eine Dame ohne Unterleib schnallen müssen!" knurrt Windt und ißt für drei.

Es gibt reichlich Schnaps. Proschow, ein Ostpreuße, den Russen verwandt, hat mit häufigem Probieren einen „Kaiserlikör" gebraut, der nicht von schlechten Eltern ist. Als Seydlitz am Vortag des Festes an seiner Brauküche vorüberkam, sagte er verächtlich: „Schnaps her, ihr Freunde! Wir wollen einmal patriotisch sein..." Allmählich röten sich die Köpfe, werden die Augen vom scharfen Wodka glasig. Schlag zehn verstummt die laute Tafelrunde. Unser Hauptmann steht, wirft einen Messerblick auf Proschow, der ruhig weiterkräht.

„Kameraden!" ruft Mittelberg, als ob er ein Bataillon kommandiere. „Und wenn wir auch auf einem andern Erdteil sind, zwölftausend Kilometer von der Heimat und fern des Ortes, in dem man heute des Landes höchsten Festtag feiert – so fühlen unsere Herzen dennoch in gleicher Stärke, was sie heute in der Heimat fühlen: Treue zum Land und seinem Kaiser – bis in den Tod!" Er spricht weiter, daß wir hier zwar nicht mehr mit der Waffe kämpften und fielen, unsere Opfer darum jedoch nicht geringer zu achten seien als die der Kameraden an der Front, er spricht zum Schluß vom baldigen Siege und unserem Heimmarsch unter Kaiseraugen. „Und nun, Kameraden", schließt er, „erhebt euch, faßt die Gläser, stimmt mit mir ein in den Ruf: Unser allerhöchster Kriegsherr, Seine Majestät –"

In diesem Augenblick wird unsere Tür zaghaft geöffnet und auf

die Schwelle tritt – Leutnant Köhler. „Ach", sagt er flüsternd in die lautlose Stille, „verzeihen Sie, meine Herren ... Sie feiern ein Fest? Ich wollte nur fragen: Ist meine Frau nicht hier? Und mein Töchterchen? Ich hörte deutlich ihre Stimmen ..."

Am fremdesten sind uns die Leute von der Gattung des „Knopfes", die bei jedem Sieg mit vollem Mund den geschmacklosen Ausspruch vom „Dreschen" wiederholen. Nein, wir haben in der Mehrheit zu viel gelitten, um diese Art von Kriegsbegeisterung noch verstehen zu können. Gewiß, ein Volk soll wehrhaft sein, und wir würden unsere Pflicht auch noch einmal tun und werden sie auch hier nicht vergessen – uns hat sich nur für immer eingeprägt, daß ein Krieg etwas viel zu Fürchterliches ist, um derart vollmundig und oberflächlich von ihm zu sprechen. Es ist uns eine Selbstverständlichkeit geworden, die vornehmste Pflicht jedes Kulturmenschen darin zu sehen, daß er alles tut, um Kriege zu vermeiden.

Als kürzlich jemand Dr. Berger in jener großmäuligen Weise ansprach, antwortete er: „Ich dachte, wir lebten im zwanzigsten Jahrhundert, Herr Hauptmann? Im übrigen bin ich Jurist, Diener des Rechts, nicht der Macht!"

Heute morgen, es wurde eben hell, wurden wir durch wildes Hufgetrappel aufgeweckt. Als wir an die Fenster sprangen, sahen wir von allen Seiten Patrouillen kommen. Der breite Graben vor unserm Tor verwandelte sich in wenigen Minuten in ein schwirrendes Skorpionennest.

„Jetzt geht der Zauber los!" rief Windt.

Eine halbe Stunde später zeigte sich im Osten die erste Schützenlinie. Mit weiten Zwischenräumen zog sie heran, vermehrte sich mit kleinem Abstand um eine zweite, dritte, vierte, fünfte ... Die rote Grabenmannschaft wurde unsicher, ihr großer Mundmut schmolz wie Schnee im Föhn. Die Führer starrten mit erschlafften

Wangen und verbissenen Lippen durch die Gläser. „Die siebente, die achte, die neunte jetzt – bei allen Teufeln!" hörte ich ein paar Gardisten fluchen.

Mit schrillem Klirr zersprang ein Fenster. Der erste Schuß der Feldartillerie kam zwischen den Kasernen vorgeheult und schlug mit hohem Feuergeiser dicht vor der ersten Schützenlinie in den Sand. „Sperrfeuer!" rief ein Unteroffizier und rannte die Batterie hinab. Lage auf Lage fiel, die Häuserzwischenräume glichen Feuermündern, die unablässig Glut und Schwefel spien. Die Kasernen zitterten, die Zimmerböden schwankten, die Decken knisterten, der Rauch der Mündungsfeuer drang beißend durch die zerplatzten Fenster. „Holsteinerin", die Wunderstute, fiel von der Wand und knickte sich ein Bein.

Die fernen Schwärme kamen näher, durchsprangen, gut geführt, den Feuergürtel, drangen mit immer kleineren Sprüngen weiter, nahmen ruhiges Schützenfeuer auf. Eine Kugel nach der andern ging durch unsere Fenster. Wir lagen eine Weile auf dem Boden, spähten aber bald wieder hinaus. Die Felsbrustwehr der Gräben wurde den Verteidigern gefährlicher als das ungeschützte Liegen auf der Steppe den Angreifern. Fast jeder Schuß riß messerscharfe Splitter aus den Blöcken, versprühte sie wie schwirrende Schrapnells, mähte statt eines Einzelnen gleich zwei und drei. Alles, was fiel, erschien von Messern aufgeschlitzt.

Gerade unter unserm Fenster stand der schwarze Führer an einem Maschinengewehr. Das Rohr erblitzte unaufhörlich, drehte sich hier- und dorthin, kläffte wie ein toller Hund. Nach einer Weile sackte der Zieler über das Gewehr, brachte es mit seinem Fall zum Schweigen. Der Kommandant ergriff ihn augenblicklich, warf ihn mit ungeahnter Kraft als Kugelfang über die Brüstung. Dann schrie er etwas ... Alle toten Körper flogen als Kugelfänge vor die Feuernden. Das Prellen der Geschosse hörte auf, man sah nur hin und wieder noch die schweren Leiber zucken, Köpfe und Hände von vollen Treffern hin und her gerissen.

„Warum sie jetzt wohl liegen bleiben, die Stürmenden?" flü-

sterte Seydlitz. „Zwei große Sprünge müßten sie in den Graben bringen ...“ Ja, es schien fast, als ob die Schützenschwärme, durch eine Bodenwelle gut gedeckt, keine Miene zu einem Sprung mehr machten. Warteten sie vielleicht auf eine vorbestimmte Wendung?

In diesem Augenblick barst hinter den Kasernen ein heulendes Kosaken-Urra, schwoll das Getrappel ungezählter Pferdehufe auf. Ich sah noch, daß der Schwarze rückwärts sprang und mit entsetzten Augen nach hinten sah – dann liefen wir mit einem halben Dutzend auf den Gang hinaus, um auf der anderen Seite nach dem Grunde des Geschreis zu sehen.

„Himmel und Heiland, welch ein Bild!“ rief Olfert. Zwei, drei, vier Regimenter attackierende Kosaken jagten, in den Bügeln stehend, von auffällig viel Offizieren angeführt, zum Dorf heraus, durchfegten spukhaft rasch den Zwischenraum, ergossen sich wie eine braune Strömung zwischen die Kasernen. Zweien der Geschütze gelang es noch, zu wenden, als aber ihre ersten Schüsse kläglich und viel zu steil gen Himmel fuhren, war der Feind bereits heran. Sie hieben ihre Kanoniere gleichsam in Stücke, rasten weiter, trafen im gleichen Augenblick von hinten am Graben ein, in dem die Schützenschwärme – beim ersten Urra der beginnenden Attacke aus ihrer Stellung vorgelaufen – von vorn im Sturmschritt auf die Brüstung sprangen.

Keinem gelang es, zu entkommen. Ein Häuflein wehrte sich, bis man es niederschlug. Ein Haufen gab mit lautem Flehen die Waffen ab. Unter dem Fenster trieb man sieben Führer an die Mauer, waffenlos, schwerblessiert. In ihrer Mitte stand der Kommandant.

Ein großer, schöner Offizier trat auf sie zu. In seiner Rechten wippte eine schwere Peitsche, an deren Ende kleine Bleigewichte hingen. Ein kurzes, schneidendes Verhör begann. Sechs sagten mutlos aus, der junge Schwarze machte eine gemeine Geste und spie ihm vor die Füße.

„Schleift ihn zu Tode!“ sagte der Offizier mit starrer Ruhe, zog

ihm die schwere Peitsche zwei-, dreimal klatschend über das Gesicht. Der Schwarze knickte ein und schrie. Sechs Transbaikalkosaken banden seine Beine mit langen Stricken an die Schwänze zweier tänzelnder Kosakenpferde. Der Offizier sah prüfend nach. „Gut, Leute ..." lächelte er. „Jetzt vorwärts, eine Stunde ..." Sie schwangen sich in die Sättel und jagten schreiend in die Steppe. Der schlanke Leib des Kommandanten schlug schleifend auf und nieder, zerfetzte sich am zackigen Geröll, ließ eine breite Blutspur hinter sich.

Zwei Stunden später kam der Adjutant des Hauptmanns. „Der Dolmetsch ist noch krank. Sie müssen mich sofort begleiten. Der neue Kommandant will unserem Ältesten Befehle geben." Wir liefen rasch.

Beim Obersten von Strann waren alle Ältesten versammelt. Niemand sprach. Wir hatten kaum gegrüßt, als jemand von draußen die Klinke niederknallte, mit dem Fuß sperrangelweit die Tür aufstieß. War das nicht ein Bekannter ...? Ja, es war Vereniki, staubig, schweißig, wie immer die Pistole umgekehrt in seiner Faust. „Wir kennen uns noch, meine Herren, was?" rief er barsch. Ich trat vor.

„Ach", rief er, „Sie, Fähnrich?" Ich grüßte straff. Er gab mir die Hand. „Haben Sie Papier, Feder ...?"

Ein zweiter Offizier trat in die Tür. Es war der vom Verhör. „Achtung! Der Ataman Semjonoff kommt!" schrie er und stellte sich, Hand an der Mütze, neben die Schwelle. Alles nahm Haltung an.

Mit langen, schweren Schritten tritt Generalleutnant Semjonoff, Ataman der Sibirischen Kosaken, ein. Ein großer, starker Mann, mächtig und muskulös, in mongolisch-burjatischer Uniform. Auf seinen breiten Schultern hängt ein pelzverbrämter Umhang, auf seinem Hinterkopf sitzt eine breite, niedrige Kosakenpapacha.

Ich sehe ihn fast neugierig an. „Das ist also der weltberühmte Ataman!" denke ich erregt. Sein Gesicht ist glatt, jede Muskel wie

aus Stein gebildet. Hohe Stirn, breite, derbe, echt russische Nase, kräftiges, vorgewölbtes Kinn. Die Oberlippe deckt ein schwarzer Schnurrbart, die Unterlippe hängt ein wenig vor. Zwei große, graue, bohrende Augen, die in tiefen Höhlen liegen, machen mit seinem schweren, abgemessenen Wesen den Eindruck einer unerschütterlichen Kraft, Ruhe, Sicherheit.

„Meine Herren", sagt er nach kurzem Gruß mit orgelhafter Stimme, „es ist mir wichtig, Ihnen bekanntzugeben, daß dieses Lager mit meinem Einzug wieder unter die Befehlsgewalt der alten russischen Regierung tritt. In diesem Sinn sind jegliche Vergünstigungen, die Ihnen von den roten Usurpatoren eingeräumt wurden, aufgehoben. Es tritt der gleiche Zustand ein, der vor der Revolution für Sie bestand. Da ich die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk nicht anerkenne, mich aus diesem Grund mit Ihren Heimatmächten noch im Kriegszustand befinde, sind Sie aufs neue meine Kriegsgefangenen geworden. Ich ersuche Sie in Ihrem Interesse, auf diesen Zustand schärfste Obacht zu verwenden."

„Achtung!" brüllt Vereniki.

Semjonoff hebt die breite Hand von neuem. Und geht.

Wir leben jetzt unterm weißen Regiment. Es ist vom zaristischen nicht zu unterscheiden. Wir haben nur nichts mehr zu essen, das ist alles. Durch die Kämpfe und Zerstörungen sind in einzelnen Gebieten bereits Hungersnöte ausgebrochen. An wem spart man zuerst? Am Kriegsgefangenen ... Ein Tier ist wertvoll, ein Tier kann arbeiten, zur Not kann man es schlachten, ein Tier muß man, so gut es geht, ernähren. Ein Kriegsgefangener ist weniger als ein Tier ...

Das Kerenskigeld fällt jeden Tag im Kurs. Wir können nur noch schwarze Kascha kaufen, bekommen sie ohne Fett, ohne Fleisch, nur in Wasser gekocht. Vorm Dorf stehen wieder Posten. Vor der Steppe stehen wieder Posten. Das alte Leben ist zurückgekehrt. Der Heimatshügel tritt wieder in seine Rechte.

Ja, es ist Frühling. Und gestern kam die Nachricht, daß der Friede von Brest-Litowsk geschlossen sei. Und wir? Haben wir uns diesen Tag nicht jahrelang vorgestellt? Und ausgemalt und ausgeschmückt? Jetzt wagen wir kaum zu sagen, daß Frieden ist ... Oh, wie anders ist alles gekommen! Unsere Depression ist furchtbar. Mein Gott! Was haben wir getan? Alles, was in Europa-Rußland sitzt, kommt jetzt nach Hause. Wir Sibirier aber ...

„Wir müssen länger bleiben, weil wir es schöner gehabt haben!" sagt Windt höhnisch. Seydlitz hat mich gebeten, ihm Russisch zu lehren. „Diese Gegenrevolution kann Jahre dauern!" sagte er sachlich. Nein! Nein! Wie sollen wir das aushalten? Lockern sich in unserm Zimmer nicht jetzt schon alle Bande? Wie mag es erst bei der Mannschaft sein? Bei Pod ...? Wir leben in einer Stimmung, die nicht mehr zu beschreiben ist. Haben Menschen je etwas Quälenderes erlebt? Frieden ... Frieden ... Aber kein Frieden für uns ...?

Seit dem Beginn der Begräbnisse begleiten wir fast jeden Zug zum Friedhof hinauf. Wir können auf andere Weise nicht mehr aus dem Stacheldraht heraus. Dieses Totenbegleiten aber ist erlaubt. Es ist gewiß nicht schön, aber man fühlt wieder einmal ein wenig freie Steppe unter seinen Füßen und einen frischen Wind.

In diesen Frühlingstagen des Jahres 18 gehen die Leichentransporte, infolge der immer stärker werdenden Verluste an Tuberkulose über Winter, vom frühen Morgen bis zur Nacht hinauf. Wenn man mit will, geht man einfach zum Totenhaus und wartet dort, bis ein neuer Zug zusammengestellt ist. Heute begleitete ich Dr. Berger. Fünfzig bis sechzig Holzkisten standen vor der Baracke, und müde, stoische Soldaten holten einen nach dem anderen von dem hohen Winterstapel herunter, der aus zwei- bis dreitausend aufeinandergeschichteten, nackten Leichen bestand und legten sie mit gleichgültigen Händen in die rohen Kisten.

Zwanzig Kosaken kommen angetrabt. Die Särge werden von

je vier Mann auf die Schultern genommen. Hinter dem langen Zug der fünfzig Särge sammeln sich die Offiziere, die sie begleiten wollen. Es geht auf einem schmalen, ausgetretenen Pfad über die Bergsättel. Der Weg ist mit Hobelspänen und Sägmehl, ihren letzten Polstern, die unablässig durch die Fugen rieseln, das ganze Jahr gezeichnet. An klaren Tagen leuchtet er gelb und endlos bis zum Heimathügel.

Ein kleiner Russenfriedhof mit geschrägten Doppelkreuzen und einem Eisengitter als Wolfsschutz kommt zuerst. Ein Chinesenfriedhof, kleine Hügelchen, auf denen dünne Stöcke stecken und geschnittene Papierchen flattern, mit kleinen, krausen Tuschzeichen beschrieben, schließt sich an. An den Seiten dieser Gräber stehen kleine Näpfchen mit Reis und Wasser – Totennahrung.

Allmählich steigt ein großer Felsblock vor uns auf. Ein Monument, von Kriegsgefangenen erbaut. Ein paar Gedächtnisworte an der Westseite, ein flugbereiter Adler, die geschliffenen Augen europawärts gewandt, auf seiner Spitze. Um ihn herum gleicht die Steppe einem dürren Walde. Reihe auf Reihe zieht sich durch den Sattel – still, endlos, schauerlich. Der größte Teil besteht aus Balkenkreuzen, oft ohne Namen. Zuweilen ragt ein Stein hervor, eckige Blöcke, von Offizieren grob graviert und abgeschliffen.

Am Ostende sind hundert Mann daran, den kaum frostfreien Felsenboden aufzupicken. Man hat es schwer und eilig und macht so flache Löcher, daß die Särge kaum eine Handvoll Schutt bedeckt. Wir gehen derweil durch die Reihen. Ein alter Hauptmann, der sich uns anschloß, zeigt uns Kreuze von Bekannten. „Dort liegt Baranny", sagt er. „Ich wohnte mit ihm zusammen. Man warf ihn wegen eines Fluchtversuchs in Katorga. Als man ihn wieder frei ließ, löschte er aus. Dort liegt ein Nostitz, er erhängte sich, weil man ihn wegen eines unkorrekten Grußes vor allem Volk zerpeitschte. Dort Bergner, der im Arrest verhungerte . . ."

Wir setzen uns auf einen glatten Felsen. Der Himmel ist klarblau, der Horizont konturenlos. Die Steppe zieht sich wie ein blaßgrünes, erstarrtes Meer in die Unendlichkeit. In der Ferne läuft

ein Zug mit weißem Rauch europawärts. „Und auf jeden wartet in der Heimat eine Mutter . . .", sagt Dr. Berger. Und sieht die Kreuze an, als ob er zählen wolle.

Neulich war ich wieder einmal bei unserem lieben Saltin eingeladen. Es war ein Haufen junger Offiziere in seinem Zimmer. Hauptmann Schank sei voller Entsetzen zu einem zünftigen Tarock geflüchtet, sagte er lachend. Ein Leutnant Teleky, ein Vollblutungar, erzählte gerade von seinem ersten Fluchtversuch.

„Ich sammelte monatelang die Pferdeäpfel der Kommandantenpferde", sagte er. „Ich wartete oft stundenlang deswegen, und wo ich einen Russen reiten sah, ließ ich ihn nicht mehr aus den Augen, lief ich die ganze Hufspur ab. Den Kameraden fiel schon auf, daß ich immer bei den Russen herumschlich, aber ich wartete ja auf nichts anderes, als daß ihre Gäule etwas verloren. Am Zaun hatte ich nämlich ein kleines Gärtchen angelegt und an seinen Rand Kartoffeln gepflanzt – daß sie hoch genug wurden, davon hing alles ab. Nun, sie gediehen durch den Dünger prächtig und waren bald so dicht und hoch, daß ich unter ihrem Kraut, auf dem Bauch liegend, das Ausschlupfloch graben konnte. Ich besaß nur einen Eßlöffel dazu und brauchte viele Nächte, immer unter den Augen der Wachtposten . . ."

Um Mitternacht kam Roselli, der schwarze Künstlerkopf, und sang uns ein paar Lieder auf der Laute. Wie alles schwieg, wenn er sang:

„In deinen Augen glimmt ein Licht,
So grau in grün,
Wie dort die Nacht den Stern umflicht.
Wann kommst du? – Meine Fackeln lohn!
Laß glühn! Laß glühn!
Schmück mir dein Haar mit wildem Mohn!"

Oder:

„Auf einem jungen Rosenblatt
Mein Liebster mir geblasen hat

Wohl eine Melodei.
Es gab mir viele Dinge kund,
Das Rosenblatt am roten Mund,
Und war kein Wort dabei!"

Oder:

„Wie dein Ohr brennt, wie dein Mieder drückt!
Rasch, reiß auf, du atmest mit Beschwerde ...
Oh, wie hüpft dein Herzchen nun beglückt!
Komm, ich trage dich, du wildes Wunder:
Wie dich Gott gemacht hat! Weg den Plunder!
Und dein Brautbett ist die ganze Erde ..."

Als er geendet hatte, zog der Leutnant neben mir, ein stiller, blonder Mensch, eine Photographie heraus und reichte sie mir. „Ist das Ihre Frau?" fragte ich.

„Nein", sagte er versonnen. „Ich kenne sie noch gar nicht. Es ist die Braut eines Kameraden, der an Typhus starb. Aber wenn ich heimkomme, werde ich sie heiraten. Ich habe zwei Jahre lang von ihr geträumt ..."

Ich ging zu Pod. Auf dem Wege ins Oberlager mußte ich an der Tischlerbaracke vorüber. Die Särge waren bis auf wenige fort. Man arbeitete schon wieder an neuen Bretterstapeln.

„Hören Sie", sagte ich dem Pionier, der meinen Tisch gemacht, „könnten Sie mir nicht noch einen Tisch machen? Er braucht nur klein sein ..."

Er kratzte sich am Hinterkopf. „Das hält schwer", sagte er. „Wir haben schon wieder dreitausend Särge in Auftrag bekommen. Unser ganzer Vorrat ist futsch, und das Kommando meint, daß wir im nächsten Frühling noch mehr brauchen als dieses Jahr! Ich müßte ihn nach Feierabend machen ..."

„Versuchen Sie's. Es ist für einen Kameraden aus dem Oberlager. Podbielski heißt er, ein Dragoner. Wann könnte er ihn holen?"

„Nun, in acht Tagen ..."

Als ich in meine ehemalige Baracke komme, hält Pod gerade Wache. Suschka springt mir entzückt entgegen, er zieht den Chinesenmantel neben sich, fordert mich mit der Hand zum Sitzen auf. Alles ohne Worte.

„Was ist mit der Heimfahrt, Junge?" fragt er endlich.

Es schnürt mich in der Kehle. „Ich weiß nichts, Pod", sage ich heiser.

Er räuspert sich. „Ja, aber ...", hebt er an. Ich wende mich und sehe ihm ins Gesicht. Seine Bernhardineraugen sind trübe und glanzlos. Sein Bart um den Mund herum dünn und zerbissen. „Pod ...", sage ich tröstlich. „Nicht schwach werden!"

Er schüttelt den Kopf. „Nein", sagt er rauh, „es geht nicht mehr... Dies Auf und Ab, dies Hin und Her ... Ich dachte mir, alle dachten sich ... Nein", bricht er aus, „das geht nicht mehr, um Gottes willen! Kalt – heiß, kalt – heiß, fortfahren – hierbleiben, Krieg – Frieden, Krieg – Frieden! Herrgott im Himmel ... Jetzt haben wir Kleider und Stiefel, aber jetzt gibt man uns nichts mehr zu fressen! Einer nach dem andern kriegt die Schwindsucht. Gestern ist jemand verrückt geworden. Kastriert mich! schrie er in einem fort. Kastriert mich doch... Jede Woche kommt einer hinzu. Man hat sich zu sehr gefreut, man hat sich schon zu Hause gesehen, weißt du ...? Ja, das ist es ..."

„Ich glaube nicht, daß sich Semjonoff lange hält!" sage ich ohne Glauben.

Pod fühlt alles. „Das sagst du nur, um mich zu trösten. In Wirklichkeit ... Es kann noch Jahre dauern, sagt mancher hier ..."

„Was ist mit den andern?" frage ich endlich.

„Brünn ist seit dem Umschwung erledigt. Er onaniert sich langsam zu Tode. Wie ein Pavian ... Als er es kürzlich in meinem Beisein tat, habe ich ihn geschlagen, bis er liegen blieb."

„Das hättest du nicht tun sollen, Pod!"

„Nicht tun sollen? Alle werden von ihm angesteckt! Sind wir in einem Affenkäfig?"

„Und Blank?" frage ich rasch.

„Der ist auch fertig. Für einen halben Rubel tut er mit dir, was du willst ..."

Ich senke den Kopf und streichle Suschka. Immer wieder, immer wieder.

„Gestern habe ich einen erwischt, als er die Suschka ..." fährt Pod fort. „Es war der schwarze Elektriker. Wenn das Tier nicht so geschrien hätte ... Ich habe ihn so zugerichtet, daß er ins Lazarett mußte, dies Schwein ..." Er schweigt verbissen. „Das hätte ich wohl auch nicht sollen, was?" ruft er dann. „Alles gehen lassen, was? Dieses ganze, dreckige Irrenhaus dahin laufen lassen, wohin es läuft? Du hast gut reden! In deinem Zimmer gibt es so was nicht ..." „Oh", sage ich leise, „glaube das nicht... Man macht es nur versteckt, sieht es nicht so... Aber im Grunde ist es ganz das gleiche ..." „Ja, wir sind alle Menschen", murmelt Pod. Und setzt hinzu: „Schnarrenberg ist auch kleinlaut geworden ..."

Nach einer Weile kommt der kleine Blank zur Ablösung. Er hat rote Flecken auf den Backen und eine eingefallene Brust. Seine Augen sind erschreckend umrandet. „Ich sah dich mal vor der Kantine", sage ich. „Hättest du gern etwas gekauft?"

„Nein", sagt er müde. „Ich stand nur dort. Nur so ..."

Ich gehe mit Pod zu den andern. Sie liegen alle schlaff herum, ein paar spielen Karten. Brünn hockt mit eingesunkenen Augen an der Wand. Als ich mich zu ihm setze, sagt er sofort: „Meine Frau hat ein Kind bekommen, Junker."

„Wie das?" frage ich achtlos.

„Er hat einen Brief von seiner Frau bekommen, darin steht es!" erklärt der Artist.

Die Quappe lacht. „Das ist nicht schlimm!" sagt sie spöttisch. „Einer Frau in unserem Dorf ging es ebenso. Zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes kriegte sie ein Kind. Aber sie sagte ruhig: Von meinem Mann."

„Nun, und?" fragt der Artist.

„Nun, und? Als man ihr beibrachte, daß ihr Mann doch schon seit zwei Jahren tot sei, antwortete sie: Was geht das mich an? Es ist von ihm und damit fertig. Ich kann mein Kind so lange bei mir behalten, wie ich will ..."

Ein paar lachen. Aber es ist kein Klang mehr darin. Es ist alles so leer, so hohl.

„Nimm's nicht schlimm, Brünn!" sage ich tröstend.

„Ich schlage sie tot, wenn ich heimkomme!" knirscht er.

„Dann schlag dich nur erst selbst tot!" ruft Pod erbost.

„Was willst denn du?" schreit Brünn los. Ist er von Sinnen? „Du elender Kuhmelker! Du verhungerter Fettwanst! Du geiziger Mistbauer –"

„Soll ich dich noch einmal schlagen?" brüllt Pod zurück. „Du Hengst, du Bock, du Vieh –"

Ich springe auf. „Still, Pod! Mein Gott, was ist denn das für eine neue Art? Schämt euch doch! Wart ihr nicht einst die besten Freunde? Und genügt es nicht, daß uns die Russen zu Tode schinden? Müßt ihr euch auch noch selbst bis aufs Blut quälen? Seid doch vernünftig, Herrgott nochmal ..."

Pod steht auf und geht. „Übrigens hat Pod recht, Brünn", sage ich ruhig. „Man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man im Glashaus sitzt. Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Deine Frau hat nichts anderes getan, als was du hundertmal tatest, in Werken und Gedanken ..."

„Aber ich bin ein Mann!" wimmert er. „Ein Mann, ein Mann ..."

„Sei still, du Jammerpeppi!" knurrt der Schwalangscher.

Ich stehe auf. Was soll ich tun? Diese Ansicht ausrotten? Das ist aussichtslos. Und ihm mit Pfarrerworten sagen, daß es nur ausgleichende Gerechtigkeit sei, daß gerade er ... Nein, das ekelt mich.

„Wiedersehen, Kameraden!" sage ich mutlos und gehe fort.

Es ist so weit: Die besten Freunde hassen sich ...

„Nachmittags war ein Österreicher hier", sagte Olfert, als ich zurückkam. „Sie möchten bis um fünf Uhr zu ihm kommen. Bergmann, Kaserne IV, erster Stock."

Ich gehe hin. Was will er? denke ich. In Kaserne IV weist man mich zu einem feisten Kavalleristen. „Hören Sie, Fähnrich", beginnt er, „unser Dolmetsch ist immer noch krank, darum möchten wir Sie bitten ... Ein Posten hat uns ein paar Mädchen angetragen, gute, junge Sachen, aus einem Offiziersbordell in Tschita. Wir konnten uns jedoch nicht recht verständigen, darum sagte ich, er solle um fünf Uhr wiederkommen ..."

Ich beiße meine Lippen. Soll ich? Soll ich nicht? Ich muß. Man würde mir das Leben zur Hölle machen, wenn ich mich weigerte...

Er erklärt mir alles. Preis, Zahl der Reflektanten, Dauer ihres Aufenthalts. Oh, er ist nicht scheu, verwendet keine Schminke! „Übrigens habe ich Sie dafür als zweiten auf die Liste gesetzt", sagt er zum Schluß.

„Danke, Herr Rittmeister, nein."

„Wieso? Nun, wissen Sie, als ersten kann ich Sie wirklich nicht nehmen, die meiste Arbeit hatten wir selbst – "

„Ich will überhaupt nicht, Herr Rittmeister!" unterbreche ich ihn.

„Überhaupt nicht? Mensch, als Zweiter – bedenken Sie doch!"

Ich hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich andere Gründe habe. Glücklicherweise kam der Posten pünktlich.

Ich habe mein erstes Paket erhalten! Es ist alles darin, was ich mir wünschte, trotzdem es nur halb voll war – die andere Hälfte muß gestohlen sein. Mein Vater schreibt, daß es nun schon das dritte Paket sei, das er mit immer gleichem Inhalt an mich sende. Und ich erhielt eins, und auch das nur halb! Auf dem Deckel stand von seiner Hand: „Wir wollen das ideale Vaterland verwirklichen und unser Leben geringer achten als unsere Idee!"

Fast gleichzeitig kam meine erste Geldsendung: 500 Rubel. Durch Vermittlung Verenikis habe ich alles ausbezahlt erhalten, gewöhnlich gibt es größere Summen nur in monatlichen Raten von

50 Rubeln. Endlich kann ich wieder Zigaretten kaufen! Es gibt zwar nur englische hier, in China hergestellte: Swallow, Honey bee, Goldenhelmet – Hauptsache, daß es welche gibt.

50 Rubel habe ich Schnarrenberg zur Verteilung an unseren „Beritt" übergeben.

Heute muß der Posten die Weiber gebracht haben. Nach dem Abendessen verschwanden ein paar aus den Zimmern – still, schleichend. Merkel als erster, Windt als zweiter, ein Offiziersstellvertreter als letzter. Aber wo ist Olfert? dachte ich plötzlich. Mich befiel Unruhe. Sollte er auch ...? Und wenn er sich fürs Leben ruiniert ...? Es ist ein guter, ehrlicher, gesunder Mensch ...

Ich stehe auf. „Wohin wollen Sie, Fähnrich?" fragt Dr. Berger und legt mir die Hand auf die Schulter. Ich zucke zusammen. Wie er mich ansieht ... Ich schlucke heftig. „Ich will nur Olfert suchen, Herr Leutnant!" sage ich endlich.

„Ist das wahr?" fragt er leise.

„Ja, Herr Leutnant!"

„Gut, dann gehen Sie. Und wenn er nicht will, dann sagen Sie ihm, daß ich ihn sprechen möchte – sofort und dienstlich!"

Vor der Tür beginne ich zu laufen. Vielleicht ist es schon zu spät? Der Posten hat sie ins Kurszimmer gebracht, einen leeren Raum in Baracke II. Als ich die Treppe hinaufkomme, steht der Gang schon voller Offiziere. Sie warten Fuß an Fuß, zu dritt und dritt. Majore, Fähnriche, Hauptleute, Leutnants – bunt durcheinander. Ich sehe Merkel, etwas hinter ihm Windt. „Seht, der hat's eilig!" ruft jemand spöttisch.

Ich dränge mich vorbei und trete rasch ins Kurszimmer. Neben der Tür steht ein kleiner Tisch mit einer Lampe. An ihm sitzt der feiste Rittmeister, vor ihm liegt eine lange Liste. Eine Zimmerhälfte ist mit Bettüchern verhängt, man sieht drei Bettgestelle dahinter stehen.

Vor dem Rittmeister stehen ein grauer Major und ein junger Leutnant. Ich höre jetzt erst, daß sie miteinander streiten. „Hier

geht es nach der Reihe, Herr Major", sagt der Leutnant kalt, „wie man sich eingetragen hat, nicht anders. Hier gibt es keine Ränge mehr – hier sind wir alle gleich, nichts als Männer!"

„Bedaure wirklich", fällt der Rittmeister ein. „Bender hat recht, Herr Major. Es geht nicht anders, ich bitte, zu bedenken ... Und wie ich aus der Liste sehe, kommen Herr Major hier wirklich nach dem Leutnant", setzt er hinzu.

Der Major geht zornig ab. Eine unsichtbare Hand schlägt den mittleren Vorhang zurück. Ein junger Oberleutnant, den ich gut kenne, tritt halb angekleidet heraus. „Leutnant Bender, jetzt kommen Sie dran!" sagt der Rittmeister sachlich.

Ich trete an den Tisch – wirr, aufgewühlt.

„Nun, haben Sie sich's überlegt?" lacht er auf.

„Nein", stoße ich aus, „ich möchte nur wissen, ob ein Fähnrich Olfert auf der Liste steht?"

„Warten Sie mal ..." Er blättert etwas. Der Oberleutnant geht hinaus, sehr blaß. Hinter dem Vorhang schreit jemand unterdrückt. Auf meine Stirn tritt Schweiß, meine Beine beginnen zu zittern. Ich kenne keine Frau, kein Weib! denke ich. Habe noch nie eins gehabt. Dachte es mir so schön, so groß ... Und glaubte, glaubte ... Pfui Teufel, jetzt ist alles hin! Alles, alles ...

„Ja, Olfert ist dabei", sagt der feiste Rittmeister endlich. Ich laufe ohne Gruß hinaus und dränge mich von neuem durch die Wartenden. „Sapristi, das ging rasch!" ruft jemand neidisch. Im letzten Glied steht Fähnrich Olfert. Ich fasse ihn am Arm und ziehe ihn heraus. „Olfert", sage ich, „kommen Sie mit!"

Er sieht zu Boden. „Ich habe schon bezahlt!" sagt er störrisch.

„Wenn ich ... wenn Sie ...", brause ich auf. Und breche ab. „Wollen Sie kommen oder nicht?" frage ich kalt.

Er windet sich. „Haben Sie schon von der asiatischen Syphilis gehört?" frage ich flüsternd. „Mund, Nase, Augen – alles zerfressen? Wollen Sie sich ... Übrigens will Dr. Berger Sie sprechen", sage ich umschlagend. „Und zwar sofort, dienstlich ..."

Er reißt sich los. „Kommen Sie, zum Teufel!" knirscht er.

Ich gehe voraus. Er folgt mir wie ein Hund. Ich öffne die Tür, schiebe ihn hinein. „Hier ist er, Herr Doktor", sage ich leichthin.

Berger sieht uns lange an. Seine feinen Lippen zittern. „Legt euch schlafen, Kinder ...", sagt er heiser. Kein Wort mehr.

Am vierten Tage haben Konvois das Kurszimmer aufgehoben. Ein Offizier, der sich zu spät meldete und wegen Überfüllung nicht mehr zugelassen wurde, soll es aus Neid und Rache verraten haben. Ich stand mit mehreren im Hof, als man sie abführte. Kosaken gingen rechts und links und leckten sich vielsagend ihre Mäuler.

Es waren drei hübsche, kindhafte Stadtmädchen, zwei schwarz und zart und katzenhaft, eine breit und voll und blondhaarig. Ihre Gesichter waren trotz des Puders kalkweiß. In ihren Augen hockte Todesangst.

„Die sind erledigt", sagte Windt trocken. „Vereniki übergibt sie der Wachtkompagnie, 600 Mann, hörte ich. Sie dürfen mit ihnen machen, was sie wollen, das ist seine Strafe. – Eigentlich furchtbar, was?"

Er schwieg eine Weile. „Aber wenn man es richtig bedenkt: Es war auch teuer genug ... Und ein großes Geschäft hat ein großes Risiko... Was die Mädels verdient hätten? Tausende von Rubeln jede, sage ich euch ... Jetzt hat Vereniki alles abgenommen ..."

„Das wäre Strafe genug gewesen!" sagte Müller, Steinfußboden. „Aber sie den Kosaken zu überantworten, von denen zwei Drittel syphilitisch sind ... Nein, dieser Vereniki ist und bleibt eine Bestie!"

„Von den Schwarzen hält es keine aus", sagte Merkel sachlich. „Höchstens die Blonde ..."

„Nein, ich begreife das nicht!" sagte Seydlitz am nächsten Morgen. Sein Gesicht hatte den verächtlichsten Ausdruck, den ich je an ihm gesehen habe. „Einer nach dem anderen ... Ist ihnen denn eine Frau wirklich nicht mehr? Ja, wenn man noch ein halbes Jahr Ruhe bekäme ... Aber nach acht Tagen ist man ja doch wie-

der so weit ... Nein, manchmal schüttelt es mich vor dem Männlichen in uns ... Und dieses ewige Sexuelle ekelt mich allmählich an!"

„Oh, mich auch!" rief Olfert. „Aber was wollen Sie?" Es ist nun einmal das Problem aller Gefangenschaften!"

„Und es sind ja nur drei aus unserm Zimmer gewesen, Seydlitz", fiel ich ein. „Drei von zwanzig, das ist ein niedriger Prozentsatz. Und alle anderen denken wie wir ..."

„Nur drei?" fragte Seydlitz. „Wirklich nur drei?"

Olfert nahm seine Mütze und ging eilig fort.

Gestern kam Leutnant Teleky, der kleine, ranke Ungar, in mein Zimmer. Er fragte mich, ob er mich eine Weile allein sprechen könne. „Gut", sagte ich, „sofort!" Und ging mit ihm hinaus.

Er ging bis an die Totenbaracke, wo sich nie jemand aufhält. „Ich will wieder fliehen!" sagte er erregt. „Ich will im Endkampf dabei sein! Und Sie fragen: Wollen Sie mit?"

Ich zündete mir eilig eine Zigarette an. Meine Hände zitterten, als ich sie an die Lippen führte. „Nun?" fragte ich.

„Ich arbeite schon seit einem halben Jahr daran. Gestern habe ich endlich Verbindung bekommen. Im Bad –"

„Ein Russe?"

„Ein Chinese. Ein ehrlicher Mann, soweit man bei diesen schlitzigen Gesichtern Ehrlichkeit feststellen kann." Er griff in die Tasche seines Husarenpelzes, brachte einen kleinen, schmutzigen Zettel hervor. „Er spricht und schreibt gut russisch", erklärte er.

Ich las: Ich bin bereit, vier Männer auf geheimen Wegen nach Tientsin zu führen. Pferde und Waffen habe ich. Kommt in drei Tagen ins Bad hinaus.

Ich schob den Zettel ein. Teleky lief hin und her. „Gott, Herrgott ..." flüsterte er drei-, viermal. „Ja", sagte ich endlich, „wir werden gehen – wie?"

Er griff nach meiner Hand. „Wen sollen wir noch wählen!" Wir

rieten ein, zwei Stunden. Ich dachte an Pod. Ich dachte an Saltin. Endlich blieb ich bei Seydlitz. „Was meinen Sie zu Leutnant Hassan?" fragte er.

Ich lächelte und schloß die Augen. Ich kannte ihn gut und stellte ihn mir vor: Dürr und sehnig, mit spitzem Vogelskopf, gekrümmten Reiterbeinen, Feueraugen, die bei der leisesten Erregung brannten. „Gut", sagte ich. „Sie, Seydlitz, Hassan, ich – der volle Dreibund!"

„So übernehmen Sie die weiteren Verhandlungen?"

„Ja, nur noch eins: Bis wieviel kann ich bieten? Ich habe selbst vierhundert."

Seine Stirn furchte sich. „Ich habe nur drei", sagte er. „Aber Hassan wird mehr haben ..."

„Dann muß er's Seydlitz leihen. Ich biete ihm höchstens drei für jeden. Chinesenmäntel können wir im Mannschaftslager billig kaufen ..."

Er legte die Hand auf die Lippen und lief davon. „Sicherlich, Teleky!" schloß ich beruhigend.

Seydlitz ist Feuer und Flamme. „Daß Sie an mich dachten!" sagt er unablässig. „Jetzt kommen wir noch recht zum Endkampf!" Er will sich das Geld überall zusammenpumpen, es fällt ihm nicht leicht, für diesen Zweck kann er alles.

Ich lebe wie im Fieber. Hätte ich Pod wählen sollen? Nein, er würde sofort auffallen. Und Saltin, dieser prachtvolle Österreicher? Nein, Seydlitz kann schon ziemlich russisch. Und ist der Willensstärkste von allen.

Nein, er ist der einzige, der in Betracht kommt.

Drei Tage später bekam ich durch Vereniki meinen Posten. Ich ging mit langen Schritten voraus, der Kosak blieb mir säbelklirrend auf den Fersen. Vorm Bad gab ich ihm einen halben Rubel. „Geh derweil ein Schnäpschen trinken, ich laufe nicht weg!" sagte ich lachend. „Spassivo, Gospodin!" Er ging davon.

Im Vorraum saß ein älterer Chinese in schwarzer Schnürenbluse. Er hatte ein öliges, widerliches Gesicht. Ich bemerkte, daß seine Iltisaugen sich verwundert weiteten, als sie statt des Ungarn mich erblickten.

Ich grüßte, nahm den Zettel aus der Tasche, faltete ihn derart auseinander, daß er ihn erkennen mußte. „Hat dich der junge, schwarze Offizier geschickt?" begann er augenblicklich in dem nasalen Russisch, das die Chinesen am Rand der Gobi sprechen.

„Ja. Er kann zu wenig Russisch. Hier ist dein Zettel."

„Willst du auch mit?"

„Wenn du es nicht zu teuer machst?"

„Ich gebe jedem ein Reitpferd, Essen und Trinken, Revolver mit Patronen. Für je zwei ein Packpferd. Ich führe euch bis Tientsin auf Schmugglerwegen, die kein Kosak kennt. Wir reiten nur nachts, tagsüber schlafen wir in den Höhlen, die ich eingerichtet habe. Ich schmuggle schon seit meiner Kindheit, und meine Pferde hat noch kein Kosak erblickt. Ihr kommt ganz sicher und gefahrlos – "

„Und was verlangst du?" brach ich seinen Redeschwall.

„Fünfhundert auf den Kopf!" sagte er leise.

„Haha!" Ich lache auf. „Du bist ein Narr! Ich kann dir nur zweihundert geben!"

„Nein, sagt er entschieden. „Für eine solche Summe ist mir mein Kopf nicht feil ..."

„Du sagtest eben, daß es ganz gefahrlos sei?" warf ich ein.

„Das schon ... gewiß ... Nun: Für vierhundert dann!"

„Zweihundertfünfzig!" sagte ich.

„Nein, nein!" Er warf die Hände auf und trat zurück. „Du kannst nicht denken: Pferde, Patronen, Essen, wie teuer ist das alles ...?"

„Das kostet nichts!" sagte ich ruhig und lächelte in seinen Augenschlitz hinein. „Du gehst ja doch leer zurück, um neuen Tee zu holen oder – Opium!"

Er sah mich böse an. „Du bist sehr klug!" sagte er dann. „Aber

wenn du es nicht zahlen kannst, muß ich mir reichere Offiziere suchen . . ."

„Die Mühe kannst du dir ersparen!" rief ich, griff nach der Mütze und ging zur Tür. „Du wirst im ganzen Lager niemand finden, der mehr als hundert Rubel hat."

„Wer ist der dritte?" fing er wieder an, hielt mich am Knopf des Waffenrocks zurück.

„Ein junger Türke", sagte ich. „Ein Kurde."

„Ai . . ." rief er aus. „Zahlt der mit Goldstücken?"

„Ich glaube schon, daß er noch welche hat."

„Dreihundert dann!" sagte er heiser.

„Gut!"

„In sieben Tagen ist der Mond verschwunden. Ich warte ab halb zwölf hinter dem Hügel vor dem Mitteltor. Kennst du den Hügel?"

„Ich kenne ihn."

„Ihr dürft aber nicht in diesen Röcken kommen!"

„Wir kommen in der Kleidung deine Volkes."

„Halb zwölf Uhr nachts!" rief er noch einmal.

Die Tür fiel zu. Mein Herz schlug in der Kehle. In sieben Tagen, Gott im Himmel . . . In Tientsin ist Frau von Hannecken . . . Von dort als Heizer über Indien . . . Ich kleidete mich fiebernd aus, sprang in die Dampfkammer, goß Wasser auf die glühenden Steine.

Bald polterte ein Säbelknauf an meiner Tür. „Sitschas!" rief ich. Als ich hinaustrat, saß der Kosak auf meinen Kleidern und summte vor sich hin. Ich zog mich eilig an und ging mit langen Schritten durch den gelben Sand, dem Lager zu. Ich würdigte den Bahnhof diesmal keines Blicks. Und merkte plötzlich, daß ich leise sang. Wie der Kosak . . .

Ich kann mich nirgends verabschieden. Es wäre unvorsichtig, denn man ist seiner Kameraden nicht einmal mehr sicher. Nicht, daß jemand es absichtlich verraten würde – aber ein achtloses Wort . . .

Was soll ich mit meinem Tagebuch machen? Alles, alles kann verlorengehen – das muß bleiben! Ich habe mich entschlossen, es vor dem Hinausgehen Dr. Berger unter das Kopfkissen zu legen. Mit einem Brief, in dem ich mich verabschiede und ihn bitte, das Buch dem nächsten Delegierten oder dem blonden Engel zu übergeben.

Ich trenne mich schwer davon. Aber es muß sein. Wenn ich erschossen oder gefangen werde, ist es verloren. Das darf nicht geschehen.

In einer Stunde muß ich aufbrechen. Die meisten schlafen schon. Teleky will mit den Chinesenmänteln beim Totenhaus auf uns warten. Werde ich dich noch einmal in die Hände nehmen, mein Tagebuch? Ach, ich möchte noch so vieles hineinschreiben, es geht mir wie einem Mann, der liebt und sich nicht trennen kann und immer, immer noch ein neues Wort weiß ...

Draußen pfeift jemand. Wie ein Kauz. Seydlitz sieht mich an. Es ist Zeit.

Ich bin zurück. Alles ist mißglückt. Aber ich kann noch nicht schreiben. Ich bin zu aufgewühlt, zu verzweifelt. Vielleicht geht es morgen. Oder übermorgen ...

Heute vor acht Tagen war unser Fluchtabend. Aber ich will der Reihe nach aufzeichnen, wie es sich zutrug. Ich kam unbemerkt hinaus. Dr. Berger las noch, merkte gar nicht, als ich ihm das Buch ins Bett schob. Als wir an die Totenbaracke kamen, waren Hassan und Teleky schon dort. Wir schlüpften rasch in unsere Chinesenmäntel, Hassan nahm einen kleinen Spaten und ging voraus. Er schlich unhörbar vorwärts – wie ein Puma in seiner Heimat! dachte ich. Wir gingen rechts und links und hinter ihm und hielten vor dem Bretterzaun je zwanzig Schritte entfernt so lange Horchstand, bis er das Schlupfloch unter die Wand gegraben hatte.

Die Nacht war still. Der Himmel schwarz und sternlos. Von den Postentürmen an den Ecken kam zuweilen das Stampfen schwerer Reitstiefel. Aus der dunklen Wüstenweite dann und wann das klagendhelle Heulen eines Wolfes. Nichts rührte sich.

Wieder pfiff ein Kauz. Ich schrak zusammen, griff mit gestreckten Armen am Zaun entlang und stieß nach achtzehn Schritten auf Teleky. „Hindurch!" rief er leise.

Ich warf mich nieder, zwängte mich hindurch, sprang wieder auf. „Vorwärts!" flüsterte Hassan in seinem wunderlichen Deutsch. „Halb ist gewonnen ..."

Nach vier Minuten hörten wir zwei Pferde schnauben. „Ist da!" flüsterte Hassan, und seine gutturale Stimme heiserte. Ja, er war da. Er hielt im Schutz des Hügels und wies uns stumm und hastig unsere Pferde, struppige Mongolengäule, die nicht umzubringen sind. Zweien von ihnen waren an langen Riemen die Packpferde an die Schwänze gebunden.

Leutnant Hassan schwang sich als erster in den Sattel. Er tat es mit einer Bewegung, als habe ihn die junge Freiheit in einen wilden, trunkenen Rausch getaucht.

„Die Waffen!" sagte ich zum Chinesen. Er warf nur kurz den Kopf zurück. „Später, später ..." hörte ich ihn flüstern.

Die kleinen Pferde trabten wie Maschinen. Ihr Hufschlag war im Staub der Steppe fast unhörbar. Nur das Lederzeug jankte hin und wieder. Fünf, sechs Minuten gingen hin ...

Da schrie ein neuer Kauz, ein wirklicher, nicht Hassan. Er streifte im Vorüberfliegen mein Gesicht. „Kommit, kommit!" pfiff es.

Im nächsten Augenblick fiel in unserm Rücken ein Schuß. Gleich drauf ein zweiter, dritter. Von allen Türmen feuerte Alarm. Im Lager schrie jemand.

Ich jagte an die Spitze und warf mich Hassan in den Weg. „Halt!" rief ich unterdrückt. „Umkehren, Hassan, umkehren! Wir sind gesehen und verfolgt, vielleicht verraten – es ist doch sinnlos ohne Vorsprung – umkehren, Hassan!"

Er hob die Peitsche, die am Sattel hing, stieß durch die Zähne:

„Ich ... nie rückwärtskehren ... nie, oh nie ...“ und schlug mit hellem Klatschen auf den Hals des Tieres ein.

„Und Sie, Teleky?“ rief ich.

„Nein!“ schrie er mit gepreßten Lippen. „Nein!“ Und hob sich in den Bügeln und legte sich vornüber und flog ihm nach.

Seydlitz hielt neben mir. Er war vernünftig. „Sie kehren mit um, Seydlitz?“

„Ja“, sagte er dumpf.

Wir galoppierten in weitem Bogen zum Lagerplatz zurück. Kosakenhaufen jagten in der Ferne an uns vorüber, schreiend und schießend. Ich täuschte sie mit russischen Rufen, wich den vor Aufregung kopflos Gewordenen ohne Mühe aus und kam mit Seydlitz – in der Dunkelheit von niemand erkannt – zum Ausgangsplatz zurück. Dort gaben wir den Pferden ein paar Schläge, daß sie ins Weite stoben, liefen zum Ausschlupfloch, krochen wiederum hindurch, warfen es von innen zu.

In unserem Zimmer waren alle auf. Wir ließen unsere Mäntel draußen, niemand von allen kam auf den Gedanken, daß wir das große Lärmen verursacht haben könnten. „Mein Gott von Bentheim“, sagte Windt, „es müssen ein paar ausgerissen sein!“ Mein Tagebuch lag bereits in Dr. Bergers Koffer. Aber er sagte kein Wort, fuhr mir nur stumm durchs Haar.

Am andern Morgen war Generalappell. Wir wurden alle abgezählt und um zehn Uhr in die fast leere Totenhütte geführt. In einem kleinen, hellen Raum mußten wir jeder drei Minuten stehenbleiben. Zur Abschreckung! hieß es.

Auf dem nackten Boden lagen zwei Menschen in Chinesenmänteln.

Der junge Hassan lag halb auf der Seite. Eine der ungezählten Kugeln war durch seine schöne, wilde Stirn gegangen. An ihrer Öffnung hing wie ein weißer, saugender Wurm ein wenig Gehirn.

Leutnant Teleky hatten sie sitzend gegen die Mauer gelehnt. Sein

schönes, trotziges Knabengesicht war verzerrt, als ob die schmalen Lippen in jenem wilden „Nein" erstarrt, das er mir als Letztes zugerufen. Sein Hals war von Säbelhieben zerschnitten und seine Augen blickten uns stumpf und glasig an.

Gestern ist unser Dolmetsch, ein aktiver österreichischer Hauptmann, an Tuberkulose gestorben. Kurz bevor er sich niederlegte, hat ihn Oberst von Strann noch gefragt, warum er eigentlich nicht flüchte. „Es müßte Ihnen bei Ihren Sprachkenntnissen doch ein Leichtes sein, und wenn Sie bedenken, welch eine Karriere Ihnen danach offensteht . . ."

„Danke gehorsamst, Herr Oberst", hat Bettenberg geantwortet, „mir ist ein lebendiger Hauptmann lieber als ein toter Major!"

Auch ihn hat Sibirien entnervt, entidealisiert. Auch ihm wurde – wie so vielen – das Einzelleben wichtiger als das Los der Gesamtheit. Nun hat es ihm doch nichts genützt . . .

Vereniki, der mich immer höflich grüßt, wenn er mir begegnet, erzählte mir, daß Ataman Semjonoff ganz Transbaikalien erobert und die Stadt Tschita zur Residenz des neuen Reiches gemacht habe. Der im Mai in Mittelsibirien ausgebrochene Aufstand der Tschechischen Legionen – „Ihrer ehemaligen österreichischen Waffenkameraden", schaltete er lächelnd ein – habe wie ein Signal gewirkt, das gesamte Bürgertum aufgerüttelt und ganz Sibirien in die Hand der Weißen gebracht. Im Frühjahr beginne unter einheitlicher Führung eine große Offensive, die das rote Pack in wenigen Monaten zum Teufel jagen werde.

„Und wir?" fragte ich.

Er klopfte mich auf die Schulter. „Sie müssen eben warten, bis wir mit den Deutschen einen neuen Frieden abschließen", sagte er lächelnd. „Denn Brest-Litowsk ist für einen guten Russen natürlich undiskutierbar. Aber ich wüßte etwas Besseres für Sie: Treten

Sie doch in unsere Armee ein! Semjonoff macht Sie auf meine Empfehlung sofort zum Leutnant! Übrigens sind die letzten Frontnachrichten schlecht", setzte er hinzu.

„Wieso?"

„Ihre Offensive ist mißglückt. Die Franzosen und Amerikaner rücken vor ..."

Er geht federnd davon. „Überlegen Sie sich's, Fähnrich!" ist sein letztes Wort.

Ich bin betäubt. Sollte es wahr sein? Unmöglich! Jetzt, nachdem die russische Front fortfiel? Er will mich nur mürbe machen, damit ich übertrete! tröste ich mich. Mein Gott und Vater, wenn ich diesen Trost nicht hätte ...

Seit der Gewißheit, daß die weiße Macht Sibiriens nicht von heute auf morgen gebrochen werden kann, lockert sich unsere Disziplin merklich. Es ist wie im Oberlager, wie bei der Mannschaft: Der Einsturz unseres Hoffnungsbogens riß alle Spannkraft mit ...

Die einstmals durch Beratung und im Einverständnis aller festgesetzten Stunden für Schlaf und Arbeit, Ruhe und Bewegung werden nicht mehr eingehalten. Das Kartenspiel zieht sich allmählich mit Lärm und Streiten bis zum Morgen hin, und schwere Trinkgelage verwandeln einzelne Ecken unserer Zimmer in Tollhäuser. Dr. Berger ist machtlos. Er, der bei ruhigen, gesunden Menschen alles fertigbrächte, versagt in diesem Kreis von überreizten und durch die lange Dauer ihrer Kerkerung in jedem Sinne anormalen Menschen völlig.

Täglich erhält er heftige Beschwerden, denen er nachkommen soll. Neulich beklagten sich die beiden Kaufleute über Windt, den Spreeathener: Er pflege splitternackt zu turnen, mit lautem Poltern Gymnastik auszuführen – wann es ihm einfalle, zu jeder Stunde, tags wie nachts. Was blieb dem Doktor übrig? Er mußte folgen, nahm Windt vor.

„Wie?" lachte Windt. „Ja, was ist denn an mir zu sehen? Nein,

lassen Sie mich ruhig weiterturnen! Ich habe eine Frau zu Hause, die nach dem langen Fasten Leistungen von mir erwartet, wissen Sie? Und wenn ich mich nicht zeitig trainiere ..."

Ich sah Berger erröten wie ein Mädchen. Bei solchen Sachen ist er hilflos, kann er nur schweigen. Er nahm die Mütze und ging rasch hinaus.

„Der arme Doktor!" sagte Seydlitz.

„Ja", sagte Olfert spöttisch, „für Mimosen ist Sibirien nicht das rechte Land!"

Einige Tage später sprach mich ein Oberleutnant wegen meiner Flucht an. „Seien Sie froh, daß es mißlang!" sagte er. „Ich bin im Jahre 16 selbst geflohen und sitze schon zum zweitenmal in Sibirien. Als ich meine Vorbereitungen traf, sagte mein Hauptmann: ‚Mensch, wenn Ihnen das gelingt, ist Ihnen der Pour le mérite sicher!' Es gelang mir. Aber wissen Sie, wie man mich empfing?

Ein Kamerad sagte: ‚Donnerwetter, Scholz, Sie hätte ich auch für klüger gehalten! Wenn man so schön in Sicherheit ist, wie kann man das freiwillig opfern? Wer forderte Sie denn auf, Ihr schönes Lager, Ihr regelmäßiges Essen, Ihr gutes Bett aufzugeben? Wer rief Sie denn, um Gottes willen?'

Mein Oberst aber sagte: ‚Na, schön, daß Sie wieder da sind! Nu mal ran an den Feind! Sie haben sich genügend ausgeruht, jahrelang auf der Bärenhaut gelegen, während wir ...' Anerkennung? Pour le mérite? Davon hörte ich keine Silbe ...

Ihr lebt hier in dem Wahn, es sei zu Hause noch alles, wie Ihr es verließt, wie 1914 oder 15. Mein Gott, das ist längst vorbei! Unsere großen Augenblicke sind vergessen – man hat für den Krieg das Wort ‚Schwindel' geprägt ... Ein paar Idealisten gibt es wohl noch, aber die meisten ... Nun, es ist im Grunde kein Wunder, ist nur natürlich – was zuviel ist, ist eben zuviel. Jedenfalls: Ich gehe nicht zum zweitenmal. Ich kann mich jetzt beherrschen!"

Ich habe heute nacht nicht geschlafen. Ist das Wahrheit? dachte ich unablässig. Kann das sein...? Nein, es kann nicht sein! Mit solchen Menschen besiegt man nicht die halbe Welt! Es sprach nur Verbitterung aus ihm, wie? Er denkt in Wirklichkeit ganz anders. Aber ein Körnchen...?

Wir haben eine neue Methode entdeckt, um Brennholz zu beschaffen. Das Kommando gibt uns wöchentlich vier Stücke für unseren Saal, während das Thermometer 45 Grad unter Null zeigt. Wenn man dazu nicht einmal rechtes Essen hat, noch ein richtiges Bett...

„Machen Sie es doch wie wir!" sagte Saltin, unser guter Vater, als wir ihm unsere Sorgen klagten. „Wir gehen jede Woche einmal auf den Dachboden unserer Kaserne und sägen unter Leitung eines Architekten alles ab, was nicht zum Tragen des Daches stehenbleiben muß."

Ich teilte Dr. Berger den Ausweg mit. Er wehrte sich heftig. „Nein, wenn sie uns frieren lassen, haben wir das Recht, uns selbst zu helfen!" sagte ich ruhig. Fünf, sechs beschafften ein paar starke Sägen, ich bat bei Saltin um den Architekten.

Der Dachstuhl unserer Kaserne ist unberührt. Welch ein Wärmeborn... Der Architekt, ein Siebenbürger Leutnant, geht mit blauer Kreide von Pfeiler zu Pfeiler, Versteifung zu Versteifung. „Die Russen bauen ihre Häuser mit einer derartigen Holzverschwendung, daß man zwei Drittel ohne jegliche Gefährdung fortnehmen kann. Man muß nur wissen", lächelte er, „was unentbehrlich ist, darf nicht die falschen nehmen..."

Er geht und zeichnet an, zuweilen rechnet er ein wenig: Druck, Zug, Verspannung. Wir sägen fleißig. Die Balkenstücke türmen sich. „Menschenskinder", sagt Windt, „das gibt warm! Ich habe immer unsere Kameraden in Turkestan beneidet –"

„Tun Sie das nicht, Herr Leutnant!" sagt der Architekt. „Ich war selbst dort..."

„Erzählen!“ rufen zwei, drei Stimmen.

„Ach, das ist kurz gesagt: Backofenhitze Tag und Nacht, dabei kein Tropfen Wasser. Mir ist die Hitze so verhaßt geworden, daß ich zeitlebens lieber frieren möchte, als noch einmal zu schwitzen wie in Turkestan!“

„War die Behandlung besser als hier?“ fragte der Kriegsmutwillige.

Der Leutnant lächelt. „Hören Sie zu“, sagt er nur. „Als in Astrachan vier Offiziere flohen, bestrafte man die übrigen 296, indem man ihnen bei 50 Grad Hitze alle Fenster vernagelte und den Aufenthalt auf dem Hof verbot. Wir lebten einen Monat so – können Sie sich das vorstellen? Übrigens starben in Troizki während dreier Monate von 17000 Mann 9000 ...“

Hansen, Lacke und Farben, lud mich gestern abend zu einem Gläschen in seine Ecke. Ich weiß nicht, was sie an mir fanden; als ich fortging, sagten fast alle, ich solle mich öfter zu ihnen setzen.

Ihre Gespräche gingen mir lange im Kopf herum. Kam es, weil sie mir aus dem Innersten gesprochen hatten? „Ach, könnten wir doch an der Front sein!“ hatte Hansen zuletzt gesagt. „Dort ist Krieg, gut, das verstehe ich zur Not ... Hier aber ... Ja, das möchte ich fragen: Warum muß er auch in Sibirien herrschen? Ist das nicht das Allerschlimmste? Und ist ein Verteidiger seines Vaterlandes denn ein Verbrecher? Wir Kriegsgefangene sind durch Verträge geschützt, haben eine Konvention ... Man sagt wohl, ihr habt es gut, euch kann nichts mehr geschehen! Aber fliegen die Typhus- und Tuberkulosebazillen hier nicht dichter als der dichteste Kugelregen? Jede Bleikugel ist nicht tödlich – wen aber eine dieser Kugeln nur leise streift, der ist bei seinem ausgemergelten Körper verloren! Nein, mir wäre eine Bleikugel lieber ...

Und es ist nicht nur das, es gibt noch manches – Urlaub, zum Beispiel! Aber auch, wenn sie keinen bekämen an der Front,

ihre Zeit vergeht rascher, sie haben Arbeit, Beschäftigung, Ventile – wir haben nichts! Sie können sich auch wehren – wir müssen stillhalten. Von uns Kriegsgefangenen ist bis heute jeder vierte Mann gestorben – ist an der Front auch jeder vierte Mann gefallen? Nein, lange nicht ... Und was ist schwerer, wenn man schon fallen soll: Mit dem Degen in der Faust unter peitschenden Kommandos in die Kugeln zu stürmen oder ihnen machtlos das Herz zu bieten, regungslos zu warten, bis eine getroffen hat ...?"

Die schlechten Frontnachrichten mehren sich. Vereniki hat mich nicht getäuscht. Wir stehen alle vor einem Rätsel. „Ich verstehe das nicht", sagte Dr. Berger gestern. „Wo wir mit den frei gewordenen Truppen zum erstenmal numerische Gleichheit erlangen könnten? Und jetzt müssen wir zurück, wie wir im ganzen Kriege nicht zurückgemußt? Es muß Amerikas Material im Spiele sein ...

Auf dem Hof läuft alles gedrückt herum. Man sieht Depression in allen Mienen. Ich gehe in der letzten Zeit oft mit dem Kriegsmutwilligen spazieren, um den sich eigentlich niemand kümmert. „Fähnrich", sagte er gestern, „Sie darf man ja so etwas fragen: Haben wir uns vielleicht doch überschätzt?"

Ich zuckte die Achseln. „Darauf zu antworten ist von hier aus wohl unmöglich ... Und dann: Blieb uns eine andere Wahl?" Ich fühlte, daß ich auswich, das ärgerte mich. „Wenn wir den Krieg gewinnen, haben wir es nicht – verlieren wir ihn, haben wir es sicher!" sagte ich endlich.

Ein russischer Offizier geht vorüber, dankt unserm Gruß nachlässig und gehässig. „Warum hassen uns diese Menschen eigentlich?" fragt der Kleine weiter. „Ich hasse sie nicht, habe sie niemals gehaßt! Hab' nur gekämpft, weil ich die Heimat angegriffen wähnte ..."

Ich nicke nur. Mein Gott, was sollen solche Fragen – in Sibirien? Aber hat er nicht recht? Sind wir nicht alle nur gegangen,

weil wir angegriffen wurden? „Es ist schon so", sage ich müde. „Eroberungszüge hätten uns nicht als Kriegsfreiwillige gesehen – Sie nicht und mich nicht!"

Wir gehen weiter, grüßen, grüßen. An unserer Seite schiebt sich ein junger Leutnant vor, ein Österreicher, den ich gut kenne. Es fällt mir auf, daß er, der immer grüßte, es nicht mehr tut. „Sehen Sie, Jungmann", sage ich, „dort geht wieder einer, der gegen den Stachel löckt!"

Drei Schritte weiter stellt ihn schon ein Hauptmann, einer jener beliebten Typen, die nichts Besseres mehr wissen, als die Ehrenbezeugungen ihrer Untergebenen zu überwachen. „Warum grüßen Sie nicht?" schnarrt er los.

„Weil ich es heute morgen bereits sechshundertmal getan habe!" antwortet der Leutnant kühl.

Der Hauptmann grillt. „Sind Sie verrückt? Sie wollen Offizier sein? Nachahmenswertes Beispiel geben? Zurück, drei Schritte ..."

Der junge Leutnant rührt sich nicht, sagt deutlich und gelassen: „Leck mich ..."

Und geht weiter.

Niemand kann sich der immer mehr um sich greifenden Psychose entziehen, alles wird gleichsam von ihr angesteckt. Gestern hatte ich meinen ersten Zusammenstoß mit Dr. Berger. Das ist bezeichnend. Um mit diesem feinen und zurückhaltenden Menschen zusammenzustoßen, muß man völlig zerrüttet sein.

Ich gab ihm bei irgendeiner lächerlichen Angelegenheit eine derbe und unbeherrschte Antwort. Er zuckte zusammen, sah mich lange an, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte leise: „Auch Sie schon, Fähnrich? Nein, ich täuschte mich – Sie nicht!"

Mir traten plötzlich Tränen in die Augen. Ich hätte beinahe seine Hand geküßt.

Ach, wir sind ja alle nur unglücklich, sterbensunglücklich – weiter nichts ...

Zusammenbruch in Deutschland! Bin ich verrückt? Sehe ich Gespenster? Auf dem Hof steht ohne Mantel und Mütze ein aktiver Oberleutnant. Er hat sämtliche Orden angelegt und schlägt sich klirrend auf die Brust und schreit in einem fort: „Alles umsonst ... Alles umsonst ... Alles umsonst ..."

Es ist wahr. Aber ich kann es nicht niederschreiben. Ich könnte es nicht schwarz auf weiß sehen. Nur: Vereniki hat nicht gelogen. Wir haben unaufhaltsam zurück müssen, seit dem Sommer schon. Saltin kam vom Apotheker, der die Zeitungen hat. „Es ist wahr, Fähnrich", sagte er. „Aber es waren keine Soldaten, die uns besiegten! Es waren die Amerikanerzüge, Tag und Nacht, Tag und Nacht! Geschütze, Munition, Waffen, Gas ..." Er war ganz wirr und wiederholte es dreimal. Als er fortging, weinte er.

Die russischen Offiziere triumphieren. Jetzt hat's euch doch erreicht! sagen ihre Augen, ihre Grüße. Wir können nichts erwidern. Wir schleichen wie Sklaven umher, deren befristete Zuchthausstrafe man in eine lebenslängliche umwandelte. Wann kommen wir jetzt heim? Als Söhne eines machtlosen, besiegten Landes? Nie mehr ... Wir glaubten das Schlimmste hinter uns zu haben? Erst jetzt wird es fürchterlich werden ...

Dr. Berger spricht nichts mehr. Olfert geht finster herum. Seydlitz' hageres Gesicht ist eine Maske geworden, die alles verhüllt. Der Kriegsmutwillige sieht verweint aus. Windt turnt nicht mehr. Merkel ist klein und bescheiden. Proschow ist seit drei Tagen betrunken, ganz still, ohne Laut. Die Offizierstellvertreter spielen keine Karten mehr. Das Streiten in der Kaufmannsecke hat aufgehört. Mein Gott, was ist mit uns? Hat man uns alle zum Tode verurteilt ...?

Ich gehe ins Mannschaftslager. Aber vorher nehme ich ein Bild von der Wand. „Holsteinerin", die Wunderstute, nehme ich herunter. Ich brauche sie nicht mehr. Ich werde nie mehr eine alte

Remonte aus der Abteilung Zirkel, Zither, Zofe reiten. Ich will sie Pod bringen. Pod ist ein Bauer, er kann sie brauchen. Und etwas muß ich für ihn haben, wenn ich zu ihm gehe.

Mein ehemaliger Beritt empfängt mich schweigend. Ich setze mich still neben Pod und Suschka. „Nun, Junge?" fragt er leise. Oh, er will mich trösten, seht diesen Menschen an! „Pod", sage ich tastend.

„Sei still ... Mich brauchst du nicht trösten. Ich bin stark genug. Aber du ... du verlierst mehr als ich. Ich gehe auf meinen Hof zurück, wie vorher. Werde vielleicht etwas mehr arbeiten müssen, um leben zu können, das wird alles sein ... Gut, fertig. Aber du ... ihr, die ihr vom Leben noch nichts hattet, die ihr alles opfertet, Jugend, Gesundheit ..." Er bricht ab. „Ihr müßt die Zeche zahlen!" schließt er rauh.

„Still davon, Pod." Ich ziehe das Bild hervor. „Ich habe dir etwas mitgebracht. Ich brauche es nicht mehr, weißt du ..."

Er räuspert sich. „Herrgott noch mal ..." fährt er auf, greift sich an die Augen, geht unvermittelt fort.

Ich sehe mich um. Hinter mir sitzt der Artist, um ihn herum hocken die anderen, alle bis an den Hals vermummt. Wie eine Schar verhungerter Chinesen sehen sie in den weiten Mänteln aus. Zwischen ihnen liegt der kleine Blank, das Mädchen. Er sieht todelend aus und hustet in einem fort.

„Wo ist Schnarrenberg?" frage ich Hatschek.

Er zuckt die Achseln. „Weiß nicht, Fähnrich. Seit der Revolution wohnt er bei den Chargen, im großen Zimmer. Er fürchtet sich vor uns, wissen Sie ... In den ersten Tagen gebärdete er sich wie verrückt, schrie, tobte, fluchte ... Seit gestern ist er plötzlich still, als ob er nicht mehr sprechen könne ..."

„Was ist dir, Blank?" frage ich heiser.

„Ich weiß nicht, Fähnrich", sagt er matt. „Hab' immer Fieber, kalten Schweiß, todkalten ... Der Husten nimmt mir alle Kraft ... Und Blut zuweilen ..."

„Du mußt mehr spazierengehen! Du hast doch jetzt einen war-

men Mantel! Du brauchst frische Luft, geh doch öfter, ich bitte dich! Pod nimmt dich mit ..."

„Was denken Sie ... Ich bin so schwach, daß mich der Wind umbläst! Aber es wird bald Frühling, wie?" Er hustet röchelnd und blickt auf seine abgezehrte Kinderhand. Am Daumen sieht man rosarote Tupfen ...

Etwas später kommt Schnarrenberg. Ich erschrecke, als ich ihn erblicke. Er ist weder gewaschen noch gekämmt, sein Waffenrock ist voller Schmutz, sein Stiernacken dünn und gebeugt, seine ganze Gestalt um fünf Zentimeter zusammengesackt. Ich habe ihn nie in einem derartigen Aufzug gesehen.

Er setzt sich vor mich, starrt mich mit Augen an, daß es mich schneidet. „Ist es wahr, Fähnrich?" fragt er hohl.

Ich kann nicht antworten. Ich muß an Seydlitz denken: Keinen Funken Elastizität ... „Was, Schnarrenberg?" frage ich zurück.

„Ich muß es wissen! Ich muß es sicher wissen!" sagt er eigentümlich störrisch.

Ich fühle Angst. „Machen Sie keine Dummheiten, Schnarrenberg!" sage ich mit einem Anlauf zur Leichtigkeit.

Er sieht mich weiter reglos an. Als ob er es nicht gehört habe. Es läuft mir über den Rücken bei seinem Blick. „Meinen Sie", sagt er gehackt, „ich könnte ... jetzt vielleicht ... noch mal ... drei Jahre ... ruhig warten?" Er schweigt und grübelt. „Sie wissen gut, wodurch ich das ertragen konnte! Nur dadurch ... weil ich glaubte, hoffte ... Nein, für das Neue bin ich zu alt geworden ... bin ich hier in Sibirien zu alt geworden! Das mögt ihr machen – ihr deutsche Jugend!"

Er lacht halbirr. „Es ist also wahr, wie?" fragt er plötzlich in seinem alten, barschen Befehlerton. „Vorwärts, Fähnrich! Antwort! Antwort!"

„Ich weiß es nicht ..." sage ich leise.

Er steht auf. „Das heißt: Ja!" sagt er ruhig. „Denn sonst hätten Sie ‚Nein' gesagt, nein, nicht nur gesagt, geschrien hätten Sie es!

Gut, gut, darauf habe ich nur noch gewartet ..." Er sieht mich noch einmal an – lange, bohrend, von oben bis unten. „Sie, Junge ... letzter Fähnrich meines Regiments ..." flüstert er plötzlich, macht militärisch kehrt, geht wieder hinaus.

Pod kommt zurück. Er hat gerötete Augen. „Ich habe seit Wochen Ruhr, verstehst du?" sagt er. „Darum muß ich so oft hinaus ... Verdammte Schweinerei! Es wäre zum Kotzen, wenn es was zum Fressen gäbe ... Ich muß jede Stunde laufen. Es höhlt einen richtig aus. Immer drängt es, drängt es ... Und es ist nichts da, weißt du? Als ob es einem die Gedärme mitnähme, ist es manchmal ..."

„Ich werde dir etwas zu essen bringen, Pod!"

„Sagte ich es deshalb?" fragt er grob. „Friß selber, was du hast, bist auch nicht besser dran ..." Er tritt an seinen neuen Tisch und nimmt das Bild auf. „In den Abzeichen hat sie Ähnlichkeit mit meiner Blesse", sagt er mit schiefgelegtem Kopf, holt sich von Hatschek ein paar Nägel, heftet es über seiner Pritsche an.

Ich sehe ihm versunken zu, bis von der Tür ein Lärmen kommt. Man stößt sie auf, und sechs, acht Menschen tragen einen schweren Menschen herein. „Dort in der Ecke wohnen seine Kameraden!" ruft jemand laut.

Ich erkenne zwischen den Trägern zwei gekrümmte Reiterbeine, einen deutschen Dragonerwaffenrock, ein blaues, aufgedunsenes Gesicht, einen buschigen Schnauzbart.

„Er hing schon eine Weile, als wir ihn fanden", erklärt ein Österreicher. „An seinem Hosenriemen ..."

Es ist Schnarrenberg. Es ist unser Wachtmeister. Sein Gesicht ist unkenntlich. Seine Augen stehen weit offen. Sein einst so straffer Schnauzbart hängt tief herab.

„Was er auch fehlte", sticht es durch mein Herz, „er hat geglaubt, daß es das Rechte sei! Und blieb sich treu ..."

In unserem Zimmer fallen alle Schranken. Kann es anders sein? Der Siegesglaube hat uns gehalten, hat uns Kraft gegeben – was hält uns jetzt? Wir sind darum nicht schwach und schlecht, wir sind soviel oder sowenig wie vorher. Und wenn jemand ob unseres Tun und Lassens die Stirne kraust... Ich will nicht verurteilen und ich will nicht anklagen. Ich will nur berichten, nichts anderes. Und mich selbst nicht schonen...

Gestern hatte Proschow, der schnelle Flieger, einen neuen Zusammenstoß mit dem Türken. Er hänselte ihn wieder wegen seines Ritus, und alle Mahnungen der Älteren halfen nichts. Bis Abdulla Proschow plötzlich wie eine Katze ansprang, in halbem Irrsinn zu erwürgen suchte. Proschow bekam im Augenblick den gleichen Koller, biß, kratzte, schlug...

Wir warfen uns von allen Seiten zwischen sie. Der Türke meinte, daß wir nur dem Kameraden helfen wollten, wandte sich plötzlich rasend gegen alle, und erst nach schonungslosem Kampf gelang es, ihn zu binden. Viele haben blutige Wunden bekommen. Dr. Berger sitzt noch bei Abdulla, um ihn mit guten Worten zur Vernunft zu bringen.

„Sie hätten sich gegenseitig kaltgemacht, wenn wir nicht Herr geworden wären!" sagte Windt.

„Wenn dieser Winter noch lange dauert, werden solche Szenen alltäglich werden", sagte Seydlitz.

Das weiße Sibirien hat Omsk zur Hauptstadt und Admiral Koltschak zum Präsidenten ausgerufen.

„Nun, Fähnrich?" fragte Vereniki. „Wie ist's jetzt mit Ihnen? Ihr Kaiser ist außer Landes, ein Treueid bindet Sie nicht mehr –"

„Ich kann es noch nicht glauben, Herr Kapitän!"

„Ja, aber Herrgott... Gut, ich bringe Ihnen morgen Zeitungen! Und dann treten Sie ein, fertig! Welche Aussicht für einen jungen Menschen wie Sie! Und Sie sind doch Soldat mit Leib und Seele?"

„Aber kein Söldner, Herr Kapitän..."

„Was heißt das? Papperlapapp! Dann werden Sie es eben! Daß Ihnen das Soldatsein hier vergangen ist, glaube ich gern – es wäre mir an Ihrer Stelle auch vergangen! Aber unter einem Mann wie Koltschak sind Sie's bald wieder! Er ist ein Held, ein Ehrenmann! Man hätte keinen Besseren finden können! Auf morgen also ..."

Und er geht federnd weiter, frei, glücklich, hoffnungsvoll – wie ich es einst war! Wann? Wann? Vor vielen, vielen Jahren, scheint es mir ...

Bei einem Saltinabend erzählte uns ein Offizier, daß er lange in der Dostojewskischen Krepost gewesen sei. „Die oberste Pritschenreihe war dreieinhalb Meter hoch", erzählte er. „Mancher, der nachts im Traum herunterstürzte, bekam eine Gehirnerschütterung. Sie sieht heute noch ganz so aus wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts! Und man behandelte uns auch noch so ... Ja: Männer, die auf Europas höchster Kulturstufe stehen, einzupferchen, wie man vor hundert Jahren die schwersten Verbrecher einpferchte – das kann man nur in Rußland! Übrigens starben damals 16000 Mann ...

Nun, es war immerhin noch besser als in den Kirchhofsbaracken von Nikolajewsk, in denen ich vorher war. Nur 70 Mann von 1000 überlebten sie ... Die Toten wurden von den russischen Posten mit Kolben und Stiefeln in Kisten gestampft. Als es keine Kisten mehr gab, gruben sie Massengräber aus, führten die nackten Leichen mit dem gleichen Wagen, der das Fleisch für unsere Küchen brachte, an ihre Ränder, kippten sie einfach dutzendweis hinein. Man ließ diese Gruben offen, bis sie bis zum Rand gefüllt waren. Die zuoberst Liegenden waren immer halb von Wölfen gefressen, bis neue sie wieder bedeckten ..."

Gestern nacht, als alles bereits schlief, setzte sich Leutnant Thurn auf mein Bett. Ich legte meinen Mantegazza zur Seite und sah ihn verwundert an. Sein hübsches, südländisches Gesicht schien er-

regt, seine dunklen, mandelförmigen Augen, deren Weißes wie bei Kindern einen bläulichen Schimmer hatte, flackerten etwas. Was hat er? dachte ich teilnehmend.

„Sie haben eine so reine Haut ..." sagt er plötzlich.

Mein Gott, was soll das? Ich lächle gezwungen. „So, finden Sie?" sage ich leichthin.

Er rückt näher. Ich fühle seinen Arm an meinen Beinen. „Sie sind hübsch!" fährt er fort. „Ich träume oft von Ihnen ... Sie haben einen blassen, schmalen Mund ... Und wenn Sie lächeln, sieht man Ihre Zähne ..."

„Ich bin ein Mann, Herr Leutnant!" unterbreche ich ihn.

Er hebt die Hand, als ob er sagen wolle: Was bedeutet das? Als er sie wieder senkt, legt er sie auf meine Hüfte. „Gerade darum..." flüstert er.

Ich nehme seine Hand fort und lege sie neben mich auf die Bettkante. „Herr Leutnant", sage ich entschieden, „gehen Sie ins Bett! Es ist Zeit. Ich möchte schlafen."

„Aber warum denn?" fragt er weich. Er zittert am ganzen Körper. In seinen Augen brennt Angst. „Lassen Sie mich doch noch etwas auf Ihrem Bett sitzen ... Es ist so schön ... Ich schaue Sie so gerne an! Hier, ich habe Ihnen Zigaretten gebracht ..."

„Danke, Herr Leutnant –"

„Warum sagen Sie immer Herr Leutnant?" unterbricht er mich. „Ich heiße Willmuth – sagen Sie einmal: Willmuth ..."

„Danke, Herr Leutnant", ende ich meinen Satz, „ich habe selber Zigaretten!"

Er windet sich. Seine Lippen zucken. Er flüstert etwas. „Wie meinen Sie?" frage ich scharf.

Er beugt sich über mich, legt seine Hände auf meine Schultern. „Ich liebe dich, Knabe ..." stößt er aus.

Ich fahre auf, als ob man mich gestochen hätte, und stoße seine Hände heftig fort. „Wenn Sie jetzt nicht sofort gehen, rufe ich Dr. Berger!" sage ich brüsk.

„Aber warum denn?"

„Augenblicklich, bitte!“

Er steht schlaff auf. Hat er nicht Tränen in den Augen? „Seien Sie doch gut . . .“ bettelt er.

„Gehen Sie, gehen Sie!“ rufe ich laut. Fühle ich plötzlich Gefahr für mich? Ich bin mit einemmal sehr aufgeregt. „Das ist mir ekelhaft, verstehen Sie? Und wenn Sie noch einmal kommen –“

Er sieht mich mit einem Blick an, der mir durch und durch geht. Wie ein krankes Tier! denke ich fröstelnd. Endlich geht er – wie ein geprügelter Hund schleicht er fort.

Ich lag die halbe Nacht wach. Das auch noch? dachte ich. Schließlich holte ich das letzte Stück meiner einstigen Bettlergabe heraus, jene Zigaretten, die ich mir für besondere Ereignisse aufgehoben hatte – La Ferme, Petrograd, erste Sorte. An ihrem Mundstück hing noch ein leiser Duft von Frauen . . .

Ich habe Seydlitz von Vereniki und seinem Angebot erzählt. „Er läßt mir keine Ruhe“, sage ich. „Ich weiß nicht, warum er einen Narren an mir gefressen hat.“

„Weil Sie manches Russische haben, denke ich.“

„Gewiß, aber immerhin . . .“

„Warum wollen Sie eigentlich nicht?“ fragt er.

„Weil ich kein Soldat mehr bin, Seydlitz. Soldat sein, heißt wie Sie sein – oder Schnarrenberg. Nein, ich kann nicht mehr schießen und morden. Außer in Not . . . Und für unsere Heimat . . . Hier aber ist Bruderkampf . . .“

Er schweigt etwas. „Ob er auch mich nehmen würde?“ fragt er plötzlich.

„Sie?“ rufe ich überrascht. „Sie wollten übertreten, Seydlitz?“

„Ja. Ich bin Offizier. Nichts anderes. Vater und Großvater waren es. Das ist mein Wesen, meine Art. Für Deutschland beginnt eine neue Zeit – so oder so – darüber gibt es keinen Zweifel mehr. Aber ich kann nicht umlernen. Ich kenne nur den Krieg, nichts anderes. In ihm bin ich Mann geworden, in ihm will ich

bleiben. – Übrigens kämpfen die Weißen für meine Ideale: Führertum und Tradition. Das genügt mir. Man könnte vielleicht ebensogut zu den Roten gehen, denn auch sie gaben vor, für Ideale zu kämpfen. Und sie sind vielleicht nicht schlecht, diese neuen Ideale, jedenfalls zeitgemäßer als unsere alten. Aber sie sind eine disziplinlose Horde, die keine Führer wollen, soviel ich sah. Und ich entstamme einmal dem Bürgertum. Warum soll ich mein Nest beschmutzen, indem ich es bekämpfe ...?"

Er grübelt etwas. „Koltschak soll der ehrenhafteste Soldat Rußlands sein, hörte ich sagen. Ein Mann mit reinen Händen. Das ist viel in diesem Land, vielleicht das Höchste. Was will ich mehr? Vor allem aber: Ich muß hier raus, verstehen Sie? Nur heraus, etwas tun, irgend etwas tun ... Ich werde sonst auch noch verrückt ..."

„Und wenn Sie fallen?" frage ich gedämpft.

„Dann habe ich wenigstens vorher noch die Freiheit gekostet!" sagt er frisch. „Wissen Sie denn, ob Sie am Leben bleiben? Hier holt uns eines Tages doch der Typhus oder die Schwindsucht oder" – er atmet tief – „oder noch etwas Scheußlicheres ... Denn jetzt kann es noch Jahre dauern, bis wir heimkommen ..."

„Ich werde es Vereniki vortragen, Seydlitz."

„Glauben Sie, daß er – "

„Gewiß. Sie brauchen jeden Mann. Übrigens kennt Semjonoff sicher auch den Namen Ihres großen Ahnen ..."

Ich stand allein im Windschutz der Kasernenecke, als Leutnant Köhler zaghaft auf mich zutrat. „Herr Fähnrich", sagte er schüchtern, und seine Augen rollten gehetzt umher, „ich suche immer noch umsonst nach meiner Frau ... und möchte Sie nur bitten, wissen Sie, nur innig bitten: Wenn sie wieder einmal in Ihrem Zimmer ist ... und mich ruft ... und ich nicht gleich komme – dann halte sie fest ... und lasse sie nicht los ... und schließe sie ein ... und halte Wache davor ..."

Er bricht ab und lächelt zärtlich. Und beugt sich an mein Ohr, als

ob er mir ein heiliges Geheimnis sagen müsse: „Bis – ich – komme!“ Und läuft mit kleinen, hastigen Kinderschritten weiter...

Was muß dieser Mensch leiden! dachte ich. Tag für Tag, Stunde für Stunde stürzt er aus höchsten Höhen in tiefste Tiefen. Aber er wird es nicht mehr lange machen, er ist schon ganz flatterig und ausgezehrt... Ja, so weit sind wir bereits, daß wir uns, um Unerträgliches ertragen zu können, schon mit der Hoffnung trösten, daß dieser oder jener der quälendsten Gestalten ja bald sterbe...

Einige sagen wieder, daß wir es unter dem weißen Regiment besser hätten, als die Lager es einst unter den Roten hatten. Aus den Kriegsgefangenen habe sich durch die Propaganda der Bolschewisten eine Partei der sogenannten „Internationalisten“ gebildet, deutsche, österreichische und ungarische Kommunisten, die alle Kameraden, die nicht übertreten wollten, unglaublich tyrannisierten. Sie hätten von den Bolschewisten für ihren Übertritt die Lagerbefehlsgewalt erhalten, quälten besonders die Offiziere auf grausamste Art.

Ich erinnere mich, daß auch in unserem Mannschaftslager Flugblätter ausgeteilt wurden, die zum Eintritt in die Partei der „Internationalisten“ aufforderten. Es meldeten sich auch ein paar hundert, hauptsächlich Ungarn – aber bevor sie ihren mörderischen Druck richtig ausüben konnten, fiel das rote Regiment in Transbaikalien wieder zusammen.

Als wir heute aufstanden, lag auf dem Nebengleise ein überlanger, weißlackierter Sonderwaggon. „Ein neuer Delegierter?“ fragte ich. Dr. Berger sah hinaus und fuhr zusammen. „Mein Gott!“ entfuhr es ihm. „Was ist, Herr Leutnant? Was haben Sie?“

„Das ist der Pestwagen!“ stieß er aus.

„Wieso? Warum? Weshalb?“ riefen sechs, sieben Stimmen.

„Man sieht ihn nur, wenn in der Nähe Pest ausbrach...“

Saltin, der es schon einmal mitgemacht, erzählte uns das Nähere: In jeder größeren Stadt liegen ein oder zwei solche Wagen.

Sowie man aus einem Dorf einen Pestfall meldet, wird einer mit dem nächsten Zug dorthin geschickt. Er enthält Desinfektionsmittel, einen Krankensaal mit einem Dutzend Betten – zwei Schwestern und ein Arzt begleiten ihn. Die Verdächtigen bringt man in die Krankenbetten, isoliert sie auf diese Art, ihre Häuser werden mit allem, was darinnen ist und was sie auf dem Leibe haben, angezündet. Kein Stück von allem darf gerettet werden.

Vier Tage leben wir in zehrender Angst. Jeden Abend lodert im Dorf ein neues Haus in Flammen auf. „Sie machen kurzen Prozeß, Donnerwetter!" sagt Windt. „Hoffentlich...", ergänzt Olfert.

Am fünften Tag ist der Waggon verschwunden. Das ganze Lager atmet auf. „Wenn es auf unsere Kasernen übergegriffen hätte oder auf die Mannschaftsbaracken, wäre alles verloren gewesen!" sagt Dr. Berger.

Einige Tage lebten wir noch unter dumpfem Druck. Kann nicht eine der ungezählten Ratten Bazillen aus dem Dorf in unsere Kasernen geschleppt haben? Nein, wir haben Glück. In unseren Lagern wird kein Fall gemeldet.

Wir bekommen neue Bücher, Zeitschriften, Instrumente. Langsam entwickelt sich eine kleine Lagerbibliothek. Allmählich, ganz allmählich spüren wir, daß man in der Heimat viel für uns tat, aber für die meisten kommt es zu spät. Ja, wir bekommen Schritt für Schritt, was wir brauchen, aber manches und das meiste nützt uns nichts mehr. Wenn wir es vor drei Jahren bekommen hätten ... Jetzt sind wir zu ausgehöhlt, um noch das geringste zu vermögen. Jetzt sind unsere Seelen schon zu verödet, als daß sie noch irgendwelchen Samenkörnern Nahrung geben könnten ...

Heute ist Seydlitz abgereist. Zum Stab Semjonoffs, nach Tschita. Es ging geheim, niemand erfuhr es. ‚In ein anderes Lager gemeldet', hieß es offiziell. Vereniki nahm ihn mit offenen Armen auf. Sein kühles und bestimmtes Wesen gefiel ihm sogar besser als meine weichere Art. „Nein", sagte er immer wieder, „daß Sie

nicht mitgehen! Sie werden es bereuen! Er wird Karriere machen, der junge Seydlitz!"

Als er sich verabschiedete, drückte er meine Hand fast schmerzhaft. „Wir werden uns nicht wiedersehen", sagte er ruhig, „aber wir wollen uns trotzdem nicht vergessen!"

Der erste Tag ohne ihn war seltsam leer. Wenn wir auch nie viel miteinander gesprochen, uns im Grunde auch wohl nie verstanden haben – durch das tägliche Sehen seiner Straffheit und Ruhe hat er mir manchen Halt gegeben! Ja, letzten Endes blieben wir den anderen Menschen noch fremder als uns... Mit ihnen erlitten wir nur den kleinen, elenden Alltag, das ewige, quälende Einerlei – das aber bindet nicht, das macht nur jeden dem andern überdrüssig. Nein, Seydlitz stammte noch aus einer anderen Zeit, aus Nishni-nowgorod, aus den Waggonmonaten – und aus Totzkoje...

„Nun", sagte Olfert, „jetzt fühlen Sie sich wohl vereinsamt, was?"

„Ja, Olfert!" sagte ich offen.

Er legte seinen Arm um meinen Nacken und lehnte sich leicht gegen mich. „Dann nehmen Sie mich eben als Ersatz, nicht wahr?" sagte er mit eigentümlich fremder Stimme.

„Gewiß, gern, Olfert!" sagte ich erfreut.

Kürzlich sah ich im Mannschaftslager unsere Soldaten beim Hundefang. Sie lockten alle Tiere, die irgendwie herumliefen, zu sich heran, erwürgten sie mit Stricken und schnitten ihnen dann die Kehlen durch... „Das gibt Koteletts!" sagte Windt ruhig.

Ich war empört. Dann aber dachte ich: Darf man sie verurteilen? Hatte ich nicht selbst gesehen, daß sie diese Tiere noch vor kurzem innig liebten und alles für sie taten? Jetzt hat das ewige Hungern auch diese milderen Gefühle aufgezehrt. Jetzt ist es auch damit zu Ende...

Ich will es Pod sagen, damit er auf die Suschka Obacht gibt.

Hauptmann Kosim, der Querulant, hat in einem Anfall einen Posten angegriffen. Bevor ihn jemand zurückreißen konnte, hatte

der Kosak schon den Säbel gezogen. Er liegt beinahe hoffnungslos im Lazarett. Die Ärzte sind sich über die Ursache seines Zusammenbruchs nicht klar, einige nehmen Delirium tremens an. Das wäre in diesem Jahr der zwölfte Fall ...

Kürzlich erschien ein junger Leutnant nackt auf dem Hofe. Er belästigte die Vorübergehenden auf unglaubliche Art und konnte nur mit Gewalt in die Kaserne geschafft werden. Man will ihn nächster Tage nach Omsk ins Irrenhaus bringen. Hauptmann Kosim folgt, sobald er transportfähig ist. Die größte Abteilung soll dort lediglich mit Kriegsgefangeneu gefüllt sein ...

Man begegnet immer häufiger Leuten auf dem Hofe, die plötzlich etwas Verrücktes tun. Nach der Nachricht unseres Zusammenbruchs sahen wir tagelang einen Fähnrich herumlaufen, der alle Vorgesetzten wegen schlechten Grüßens stellte. „Nehmen Sie die Hacken zusammen, Herr!" schrie er alle Augenblick. „Ehren Sie mich! Ich bin der unbekannte Soldat ..."

Ja, es wird allmählich entsetzlich bei uns. Man fürchtet langsam für seine besten Freunde ...

„Fähnrich", sagte Olfert, „am Zaun hat mich ein Bayer angesprochen, ein Chevauxleger. Er laufe schon stundenlang auf und ab und warte auf jemanden aus unserem Zimmer. Ich soll Ihnen sagen, Sie möchten so rasch als möglich in die Baracke kommen – Ihr alter Kamerad sei krank, seit einer Woche schon!"

Pod? denke ich erschrocken. Rufst du mich – Pod? Ich schlüpfe in den Mantel, den Kopfschützer, die Filzstiefel. Wenn er mich rufen läßt, mein Gott... Wenn er mich rufen läßt! denke ich unablässig.

Als ich eintrete, sehe ich schon, daß seine Augen auf den Gang gerichtet sind, durch den ich kommen mußte. Aber seine Augen sind nicht seine alten, guten Bernhardineraugen mehr! Nein, er ist überhaupt nicht mehr mein Pod, mein alter brauner Bär ... „Er sieht schon seit gestern so aus", flüstert der Artist. „Und sah immer dorthin, unverwandt ..."

Ich setze mich neben ihn. „Pod ...", sage ich zärtlich.

Er rührt sich nicht, bewegt nur seine Lider etwas. „Zeitweise ist er nicht bei Besinnung", flüstert der Artist. „Trotz der offenen Augen."

„Aber warum habt ihr mich nicht früher gerufen?" fahre ich auf.

„Er duldete es nicht. Er wollte jeden totschlagen, der es täte. Es wäre in drei Tagen wieder besser, meinte er ..."

„Und warum liegt er nicht im Krankenhaus?"

„Überfüllt!" sagt der Artist. „Wir haben wieder Flecktyphus. Nur Flecktyphuskranke werden aufgenommen ..."

„Aber was sagt der Arzt? Was fehlt ihm?"

„Auszehrung, sagte er nur ..."

Ein Einjähriger tritt hinzu. „Es war im Grunde nichts Organisches zu finden, Herr Fähnrich", sagt er höflich. „Es müsse mehr seelischen Ursprungs sein, sagte der Arzt ..."

Ich fahre zusammen. Und davon habe ich nichts gewußt? schreit es in mir. Nichts gewußt, nichts gefühlt, nichts geahnt ...?

Ich drehe mich um. Hinter mir hockt Brünn. „Mein Gott – was ist denn mit dem, Hatschek?" rufe ich erschrocken. Er sieht wie ein Leichnam aus, bleich, ausgehöhlt, eine atmende Ruine.

Hatschek tippt mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. „Seit vier Tagen, seitdem Pod liegt ... Er plärrt immer das gleiche, Tag und Nacht ... Aber sie wollen ihn nicht aufnehmen, er komme doch bald nach Omsk, sagten sie. Und wir könnten es eher ertragen als die Kranken, meinte der Arzt ..."

Brünn sieht mich an wie ein blödes, schmutziges Tier. „Ich möchte bloß noch einmal ein Weib haben, Junker! Ein junges, pralles ..." lallt er kichernd.

Mich fröstelt plötzlich. „Wo ist der kleine Blank?" frage ich rasch, um anderes zu denken.

„Tot. Vorgestern abend. Schwindsucht", sagt die Quappe. „Er hat sich grauslich gequält. Zuletzt hat er immer von einem Laden gesprochen. Alles war voller Blut, als er starb ..."

„Und unsere Suschka haben sie auch aufgefressen", setzt der Schwalangscher hinzu.

Nach einer Weile rührt sich Pod. Ich beuge mich rasch zu ihm hinab. „Pod, Alter, Lieber – kennst du mich noch?"

„Ja, Junge ...", sagt er hauchhaft.

Was ist das für eine Stimme? Wo ist es hin, das alte, tiefe Grollen? Ich greife in meinen Mantel. „Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht, Pod! Gute Sachen –"

„Ich mag ... nicht mehr ..."

Diese vier Worte treffen mich wie vier Schläge. Ich weiß im Augenblick, daß es mit ihm aus ist. „Hunger – Golod, Brot – Chljeb, Eier – Jeiza!" geht es durch meinen Kopf.

„Aber du mußt essen, Lieber!" rufe ich laut.

„Ich habe ... keinen Hunger ... mehr ..."

Um meinen Körper krampft sich etwas Kaltes. Ich schüttle mich, damit es abfällt. „Pod", sage ich fliegend, „du darfst die Waffen nicht strecken. Ich werde mit dem Arzt reden. Man muß dich ins Krankenhaus bringen. Dann wirst du wieder gesund. Und dann kommt der Frühling –"

„Ich möchte bei den Kameraden bleiben", sagt er mühsam. „Bei dem Artisten und den Bayern und ... dem Brünn. Sie brauchen mich ..."

Ich nehme seine Hand, seine harte, schwielige Bauernhand. In meinen Augen stehen Tränen. Sie warten nur darauf, daß ich den Kopf vornübersinken lasse, um voll und brennend auszuströmen. Ich werfe meinen Kopf mit aller Anstrengung zurück. „Ich werde jetzt täglich kommen, Pod!" sage ich frisch.

„Es ist gut, daß du noch einmal kamst!" murmelt er.

„Noch einmal? Ach, was heißt das, Pod? Noch viele Male werde ich kommen!" Ich spreche gehetzt, ich lache fast. „Haha, wir werden dich schon wieder auf die Beine bringen! Und im Frühling geht es nach Hause! Und dann pflügst du wieder, weißt du, Pod, mit dem Braunen, von dem du mir erzähltest, und der Stute mit der Bleß, die der ‚Holsteinerin' so ähnlich sieht! Und ziehst ihr eins über, wenn sie immer noch hinter die Sielen kriecht – aber vielleicht hat sie sich das inzwischen abgewöhnt, meinst du nicht auch? Ja,

und dann lobst du sie und legst dich auf den Pflug, daß es nur so knirscht ..."

Er lächelt nur. Oh, dieses wissende Lächeln – es erstickt meine Worte wie ein dunkles Tuch. „Du mußt wollen, Pod ..." sage ich hilflos.

„Such Anna auf!" sagt er nur. „Sie muß dich sehen ... Ich habe ihr von dir geschrieben, oft ... Erzähle ihr von mir ... Nach Feierabend auf der Bank vorm Tor, von wo man ... alle ... meine ... Äcker ... sieht ..."

Mehr hörte ich nicht. Er flüsterte noch lange, aber ich verstand nichts mehr. Ich hätte vielleicht noch manches verstanden, aber Brünn schrie immer dazwischen. „Ich möchte bloß noch einmal ein Weib haben, ein junges, pralles ..." schrie er in einem fort.

Ich saß bis morgens auf seiner Pritsche, zwischen dem Artisten und dem Schwalangscher. Gerade als die Sonne aufging, atmete er aus. Wir hörten ihn bis zuletzt murmeln und flüstern. „Es klang wie: Anna?" sagte der Artist verwundert. „Hieß seine Frau vielleicht so ...?"

Ich erkannte, daß er es niemand gesagt hatte, nur mir – jetzt brauchte es auch niemand mehr erfahren. Ich zuckte die Achseln und nahm alle Papiere und Briefe aus seinem Waffenrock, auch „Holsteinerin", die Wunderstute, nahm ich von der Wand. In seiner Hosentasche fand ich einen alten, zerkauten Bleistift mit einem eingeschnitzten „A". Den nahm ich auch mit.

Als ich aus der Baracke trat, packte mich ein eisiger Ostwind. Nirgends war jemand zu erblicken. Ich lehnte mich an die Kasernenwand, fühlte mit einem Male, daß ich haltlos weinte. Mich fröstelte bis ins Herz, aber es kam nicht von der Kälte des Windes, wenn auch die Tränen auf den Wangen froren. Es kam von innen – ich fror trotz vieler tausend Menschen vor Einsamkeit. „Pod!" rief ich hilflos. „Pod, mein Kamerad ..."

Pods Tod hat mich von den Füßen gebracht. Was Hunger und Hitze und Kälte und Krankheit in drei Jahren nicht fertig brachten, vermochte er von einem Tag zum andern. Ich liege schon seit vierzehn Tagen, organischer Befund gleich Null, sagte der Arzt. Wie bei Pod! dachte ich dazu.

Dr. Berger sitzt stundenlang an meinem Bett, um mir die Zeit zu vertreiben, Olfert pflegt mich rührend, fast etwas aufdringlich. Meine Hobelspansäcke werden auf die Dauer hart, aber wenn ich mir vorstelle, wie es wäre, wenn ich auf nackten Brettern läge – wie Pod und Blank es mußten ...

Ja, sie haben ihr Gutes, diese beiden Kosakenhafersäcke, vor allem aber: Sie riechen immer noch nach Pferden und ihre Späne nach Harz und Wald. Wenn ich diesen Duft spüre, gehen meine Gedanken unwillkürlich nach Hause. Wie wird es sein, wenn ich nach diesen langen Jahren in öden Steppen zum erstenmal wieder in einem Walde stehe? Ich glaube, daß ich die Bäume umarmen und ihre Rinde küssen werde ...

Ich möchte im Walde leben, wenn ich heimkehre. Nichts sehen, nichts hören, nur atmen und träumen und Bäume sehen ... Aber das werde ich nicht können – wer kann und darf das wohl mit zwanzig Jahren? Und dazu in einem besiegten Land? An dieser Stelle beginnen meine Gedanken sich jedesmal zu verwirren, an diesem Punkt verliert mein Grübeln sich jedesmal in Dunkelheit. Was soll ich tun, wenn ich zu Hause bin? Ich muß einen Beruf wählen, sicherlich ... Aber was? Was?

Für viele von uns, für die meisten ist dies Leben eine Episode, sie legen sie in ein Fach ihres Schrankes, wenn sie heimkommen, und schließen es gut zu und treten in ihr altes Leben zurück und setzen es dort fort, wo sie aufhörten – und vergessen! Wir aber, wir Jungen? Seydlitz hat es ausgesprochen: „Ich bin im Kriege Mann geworden, ich kann nicht mehr umlernen!" Ihn hat der große Moloch eingeschluckt, obwohl er lebt ... Was soll ich tun, damit er mich nicht auch noch holt, tot oder lebend?

Es hat zu lange gedauert und war zu viel für unsere Jahre, das ist es. Es hätte ein großes, fruchtbares Erleben für uns sein können, es wurde durch sein Zuviel und seine Länge zu einer zerrüttenden Marter. Aber mein Gott, ich kann es nicht wie Seydlitz machen, und die meisten können es nicht – was sollen wir beginnen? Wir, die diese Not aus innerstem Gefühl niemals in eine Tugend verwandeln können?

Ich lasse einen Beruf nach dem andern an mir vorüberziehen. Ja, wenn man bereits einen gehabt hätte! Aber wir Jungen müssen erst wieder lernen ... Wie aber kann ein Mensch noch lernen, der in seinen besten Jahren nichtstuend auf dem Bett lag, kaum eine Feder in der Hand hielt, kaum ein Buch?

Gut, man wird das verstehen, man wird uns Vergünstigungen geben. Aber dann ...? Soll ich vielleicht Jurist werden? Wie Dr. Berger? „Nach Paragraph soundso werden Sie wegen Hausfriedensbruch, darin bestehend, daß Sie dem Kläger eine beleidigende Äußerung ..." Wäre das nicht Hohn? Kann unsereiner so etwas noch begreifen – nach dem, was wir erlebten? Würde ich nicht plötzlich wie ein Irrsinniger lachen müssen? Im lauten Chor mit allen Totkojern?

Das beste wäre, man ginge in ein Kloster. Im grünen, wilden Wald, zu stillen, frommen Mönchen ...

Ich schrecke auf. Olfert kommt herein. Er sieht sich kurz um, niemand ist im Zimmer. „Endlich allein ...," sagt er gezwungen lächelnd, kommt in meine Ecke, setzt sich auf mein Bett.

Ich sehe verwundert auf. Er wendet langsam den Kopf und sieht mich eigentümlich an. „Was haben Sie, Olfert?" frage ich beunruhigt.

Er nimmt meine Hand, legt sie auf seinen Schoß, streichelt sie unsicher. „Ich will es Ihnen sagen", beginnt er. „Aber vielleicht wissen Sie es schon, haben Sie es schon gespürt? Ich bin ... Nein, Liebe ist es natürlich nicht, das ist Unsinn ... Aber etwas Ähnliches ..." Er atmet tief. „Warum haben Sie mich nicht zu

den Weibern gelassen?" bricht er aus. „Es wäre vielleicht nicht gekommen ..."

„Aber was denn, Olfert?" frage ich ratlos.

„Hast du es noch nicht bemerkt? Ich fühle mich zu dir hingezogen – wie zu einem Weib ... Ich halte es nicht mehr aus! Ich kann nicht mehr schlafen, ich bin verrückt, ja, gewiß, aber ich kann nicht mehr ... ohne das sein ..."

Ich werde heiß und kalt. Alles wehrt sich in mir. Trotzdem ... Es ist nicht wie bei Thurn. Um Gottes willen, wie kommt das? Bin ich auch schon so weit? Ich könnte mich nicht wehren, wenn er – denke ich zu einem Teil angstvoll, zu einem Teil mit einer neuen, bisher unbekannten, aufpeitschenden Erwartung.

Er stützt sich rechts und links von meinem Körper mit den Armen auf mein Bett und beugt sich über mich. Seine Arme zittern, die dicke Ader an seinem Halse klopft. Ich sehe seinen Mund immer näher kommen. Er ist voll und rot und kräftig, die Oberlippe zuckt etwas. Wie ein Bauernmädchenmund! denke ich klammernd. Es ist wie ein rettender Strohhalm, dies Wort – ergreife ich es, um nicht zu ertrinken? Bauernmädchenmund ... Bauernmädchenmund ... Will ich mich damit suggerieren? Oder aus welchem Grund ...

„Edwin!" schreit Olfert auf.

Ich habe meinen Vornamen jahrelang nicht mehr gehört, er ist nicht üblich unter Männern und Soldaten. Zuletzt hat ihn ein Mädchen ausgesprochen, nicht wahr ...? Aber dieser Gedanke hilft auch nichts ... Ich bin völlig machtlos. Ich sehe seine großen Augen schimmern, sie sind feucht und dunkel und ihre Lider leicht gerötet. Und ich sehe seine Lippen immer näher kommen, halb geöffnet ...

Eine zitternde Erwartung packt mich. Wie wird es sein? denke ich neugierig. Nie war ein Mann mir derart nahe ... Vielleicht vergesse ich alles, wenn er es tut? Vielleicht vergessen alle es, wenn sie es tun? Vielleicht wirkt es wie Morphium ...? Oh, Morphium wäre gut in dieser Zeit, wir Sibirier wären alle

Morphinisten, wenn wir es nur bekommen könnten... Und, denke ich weiter, und... wenn ich dabei die Augen schlösse und an ein Mädchen dächte... ein Bauernmädchen... ein starkes, derbes, breites...? Vielleicht, daß ich es dann – ertragen könnte?

Ich denke auch daran, daß er so gut zu mir war, dieser Olfert, daß er mich anfleht wie ein Tier, daß er vielleicht in Wirklichkeit unmenschlich leidet, und daß mich nur das Betteln seiner Augen entwaffnet hat, wenn – aber bevor ich mir über das alles klar bin, hat er sich schon über mich geworfen und seine breiten Lippen auf meinen Mund gedrückt.

Ich liege einen Augenblick erstarrt – als ein Unerwartetes eintritt: Ich fühle plötzlich etwas Fremdes, Unschönes an meinem Gesicht, ein leises Stechen, Kratzen... „Er ist schlecht rasiert!" schießt es durch meinen Kopf. Mit einem Schlag ist das breite Bauernmädchen, das ich mir im Augenblick seines Kusses vor die geschlossenen Augen stellen wollte, verschluckt, verlöscht...

„Nein! Nein! Nein!" Ich schlage um mich, stoße ihn vor die Brust, werfe mich nach allen Seiten, drücke ihm die Daumen in die Augenhöhlen. „Laß mich, laß mich! Ich will nicht... kann nicht...", stöhne ich in seinen Armen.

In diesem Augenblick hören wir Schritte auf dem Gang. Olfert fährt zurück, tritt rasch ans Fenster und sieht in den Hof, den Rücken der Tür zugewandt.

„Kinder", sagt Windt eintretend, „habt ihr schon gehört? Im Mannschaftslager hat sich jemand die Hoden abgeschnitten – ein gewisser Brünninghaus!"

Am nächsten Tag stehe ich auf. Ich hätte noch liegen bleiben sollen, aber ich will einem neuen Überfall entgehen. Wenn ich auf bin, kann ich mich besser wehren, denn Olfert benutzt jeden Augenblick, in dem niemand im Zimmer ist, um mich zu bestürmen. Er winselt fast... „Nein!" schreie ich dann. Einmal habe ich ihn schon schlagen müssen, um mich seiner zu erwehren. Wie soll

das enden? Lange vermag ich diesen Widerstand nicht fortzusetzen ...

Am sechsten Abend gehe ich zu Leutnant Schulenburg. Ich weiß keine andere Rettung mehr. Dr. Berger ist hilflos wie ich in solchen Dingen, er aber, dieser kleine, stille Mensch mit dem schmalen, eckigen Offizierskopf und dem festen, vorgeschobenen Kinn ...

„Herr Leutnant", sage ich zaghaft, „darf ich Sie bitten, hin und wieder eine Stunde mit mir spazierenzugehen?"

Er sieht mich an, daß es mir rot ins Gesicht schlägt.

„Herr Leutnant", fahre ich stockend fort, „wenn ich Ihnen auch nicht sympathisch bin oder irgend etwas ... tun Sie es bitte trotzdem, nur ein Stündchen täglich ..."

„Gewiß, Fähnrich! Aber warum denn?"

„Ich bitte, mir die Gründe zu erlassen", sage ich leise.

Er senkt den Kopf etwas. „Gut, Fähnrich, ich verstehe. Also jeden Tag eine Stunde, morgens zehn Uhr ..."

Der junge Arzt, der mich noch als Kranken besuchen kommt, erzählte mir gestern, daß man in den ersten Jahren alle ihre Beschwerden über mangelnde Sauberkeit, Instrumente, Verbandszeug regelmäßig mit Arrest und Katorga beantwortet hätte. Er habe viele Operationen an Kameraden mit seinem Taschenmesser ausführen müssen. Als man ihnen später Instrumente gestattete, hätten sie nur operieren dürfen, wenn vier Konvois mit aufgepflanzten Bajonetten neben dem Operationstisch gestanden wären.

„Haben Sie eine Ahnung, wieviel Kriegsgefangene eigentlich bis jetzt in Sibirien zugrunde gegangen sind?" fragte ich ihn.

„Doch", sagte er. „Bei meinem letzten Zusammentreffen mit Elsa Brändström habe ich sie gefragt. 500000, sagte sie. Bis jetzt ..."

Es wird Frühling. Ich erlebe ihn an Schulenburgs Seite. Aus unserer einen Stunde sind ohne Absicht zwei und drei geworden. Jetzt habe ich Ruhe. Seitdem Olfert gesehen hat, daß ich bei ihm Schutz suche, geht er mir aus dem Weg. Er fühlt wohl, daß ich ihm in letzter Not alles gestehen würde, glaubt vielleicht auch, daß ich es schon getan habe. Übrigens geht er seit ein paar Tagen mit dem „Kriegsmutwilligen". Verspottete er nicht noch vor kurzem solche Pärchen?

Wir sprechen selten miteinander, Schulenburg und ich. Wir gehen nur, fest, ruhig, abgemessen. Und manchmal ist es mir, als ströme eine heilende Kraft aus dem Gehen neben diesem stillen, starken Menschen. Nur einmal, als ich etwas klagte, ihm sagte, daß ich nicht wisse, was ich nach dieser Zeit beginnen solle, sprach er ein paar Worte.

„Unsinn!" sagte er kurz. „Das ist Schlaffheit! Probantur tempestate fortes! heißt es beim Lateiner."

„Und was werden Sie beginnen, Herr Leutnant?" fuhr ich fort.

„Oh", sagte er zuversichtlich, „irgend etwas! Vielleicht werde ich Kaufmann, vielleicht auch Landwirt – etwas wird sich schon finden! Ich lasse mich nicht unterkriegen. Mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen. Jetzt kommt zum zweitenmal eine Zeit, in der man mehr als jemals Menschen braucht, die ehrlich wollen. Nein, ich will nicht zu den Ewiggestrigen gehören. Wir haben lange genug zerstört – jetzt müssen wir wieder aufbauen!"

Diese Sätze hakten sich in mir fest. Ja, das ist unser Weg! dachte ich. Und mein besonderer: Bauer. Wie mein Pod ... Ich fühlte plötzlich, daß ich in meiner schwersten Zeit, nach Olferts Niederbruch und Pods Verlust, schlafwandlerisch den rechten Mann gefunden hatte! Und freute mich, daß mein Instinkt noch nicht verdorben war ...

In einem Sinn ist es gut, daß sich unser Essen von Tag zu Tag verschlechtert. Man hat mehr Ruhe in den Nächten, wenn man

schlecht genährt ist. Man hat keinen Überschuß, der in das Hirn geht und das Blut vergiftet.

Ich glaubte, daß es in einer Gefangenschaft vornehmlich darauf ankomme, die körperliche Schwächung zu verhüten – ich habe erkannt, daß die seelische Verderbnis nicht nur gefährlicher, sondern auch schwerer zu bekämpfen ist. Was bleibt uns? Nichts als die Phantasie ... Sie ist unser grüner Wald, unsere Zuflucht, unser Refugium ... Aber er ist immer von Mädchen bevölkert, dieser Wald ...

Wir träumen oder sprechen – immer dreht es sich um das, wonach wir alle am meisten hungern: Um das Weib! Und mehr und mehr erhitzt sich unsere Phantasie, das Natürliche genügt nicht mehr, Befriedigung vermag den Brand nie abzulöschen, und immer heißer schwelt er, immer sinnloser spielt unser Hirn mit dem, was wir am quälendsten entbehren müssen.

Einzelne erzählen bereits von geträumten Lustmorden, andere wieder von den scheußlichsten Abnormitäten. Wenn uns das erste Weib, das wir nach dieser Zeit besitzen, nicht klug und liebend heilt und kühlt, werden wir anormal fürs ganze Leben bleiben – wird mit uns eine Welle von Perversität die alte Heimat überschwemmen ...

Ich gehe auf den Heimatshügel. Seit kurzem geht niemand mehr hinauf. Ein junger Hauptmann hat sich dort mit seinem Rasiermesser den Hals abgeschnitten. Als man ihn fand, lag er auf dem Bauch, das Gesicht nach Westen gewandt, als habe er bis zum letzten Atemzug nach der Heimat geblickt ...

Er ist leer seitdem, ich gehe trotzdem hinauf. Die Beerdigungen haben wieder eingesetzt, aber wir dürfen in diesem Frühling nicht mit. Und man kann nur von diesem Hügel aus sehen, wie man sie hinaufträgt – was will ich machen? Ich habe über die vertrocknete Blutlache des Hauptmanns etwas Sand gekratzt, jetzt sieht man sie kaum mehr.

Der schmale Weg zum Friedhof ist schon wieder gelb von Sägemehl und Hobelspänen. Wie lange Karawanen ziehen die Züge hinauf, von morgens bis nachts, Tag für Tag. Ich sehe ihnen nach, als ob ich ihre Sargkisten durchbohren wolle. Mit diesen Zügen werden auch meine Kameraden hinaufgebracht: Schnarrenberg, mein Wachtmeister, Blank, der kindliche Kommis, Pod, der schlichte Bauer... Zuerst wollte ich mich vor die Totenbaracke stellen und warten, bis man sie heraustragen würde... Aber dann hätte ich vielleicht zweitausend nackte Leichen ansehen müssen, forschend, suchend, um alte, liebe Züge zu erkennen... Nein, das hätte ich nicht vermocht.

Bei diesem Gedanken überfällt mich meine Einsamkeit, meine Hoffnungslosigkeit von neuem. Und ich werfe mich auf den Boden, der vom Blut eines Verzweifelten gefleckt ist, bin verzweifelt wie er und beiße vor Schmerz in den Sand. Vor meinen Augen trägt man die Kameraden auf den Friedhof, einen nach dem andern, zwei-, dreitausend. Und einer davon war mir wie ein Bruder lieb: Dragoner Podbielski...

Ich bin der letzte! stöhne ich. Was soll ich noch? Nein, ich kann nie wieder ein ruhiger, normaler, zufriedener Mensch werden! Wo blieb der Totzkojer Beritt? Ich werde es nie vergessen können, immer, immer werde ich denken müssen: Den lustigen Brünn hat die Onanie zu einem Idioten gemacht. Den kleinen Blank, das Mädchen, hat die Schwindsucht verzehrt. Den harten Schnarrenberg hat der verlorene Sieg gebrochen. Den stolzen Seydlitz hat der Krieg lebendig verschluckt. Den festen Olfert hat der Sexus verdorben. Den starken Pod hat die Sehnsucht zermahlen...

Wozu soll ich noch heimkehren? Soll ich ihnen nicht besser nachgehen? Hier, auf dem Hügel, auf dem es mir schon einer vorgemacht hat? Ist es nicht klüger, auf ein Leben zu verzichten, in dem möglich ist, was wir erlitten? Vielleicht dauert es noch zwei Jahre? Und wenn auch nicht – was soll ich zu Hause? Ist für mich nicht die ganze Welt durch diesen Krieg ein einziges Sibirien geworden?

Ja, ist nicht für uns überall: Sibirien? Weil wir es nie vergessen werden ...?

Ich wälze mich umher. Ich schlage an meine Schläfen. „Und ich soll leben können wie einst?" schreie ich in die Erde.

Nach alldem?

Schlafen und wachen?

Essen und trinken?

Nach alldem?

Vielleicht heiraten?

Kinder zeugen ...?

Von neuem schlich ich an schwarzen Sümpfen hin, bis mich ein winziges Erlebnis wieder auf festen Boden warf. Es war fast nichts – und es war wiederum unsagbar viel: Ich stand am Fenster und sah den Leutnant Schulenburg, den kleinen, gertigen Aktiven, vorübergehen. Steil, straff und schweigsam ging er seines Weges – ehrlich, anständig, zukunftsvoll.

„Was täte er wohl, wenn er deine Sprachkenntnisse hätte?" fragte ich mich unwillkürlich.

„Flüchten!" ging es durch meinen Kopf.

Im gleichen Augenblick war ich entschlossen, war alle Schlaffheit fortgewischt. Ja, ich will flüchten, ich will das Leben wieder an die Brust nehmen – alles, was sich hier gleich einem Aussatz an mich setzte, in flutendem Erleben ertränken, mit äußersten Gefahren abwaschen!

Wie Schulenburg kann ich Sibirien nicht überwinden, dazu bin ich zu jung, litt auch wohl mehr als er ... Ich kann es nur noch meistern, wenn ich mich wie ein Sterbenskranker in einen heilenden Lebenssprudel stürze! Nur er kann noch die Schorfe meiner Seele lösen und neue Kräfte bringen ...

Sagte unser blonder Engel nicht bei seinem letzten Besuch: „Ich weiß, meine Freunde, ein Kampf, härter und bitterer als jeder andere, ist die Gefangenschaft! Aber sie kann trotzdem zum Siege

führen. Und wird euch dann zu einer Reife bringen, die ein gewöhnliches, ein Alltagsleben nie erzeugt!"

Ja, sie hat recht – das ist der Gewinn aus dieser Zeit und ihre Frucht: Einsicht und Reife, wie sie ein Alltagsleben niemals bringt! Aber ich kann nicht warten, bis alle heimkehren. Ich halte das bei meinem Zustand nicht mehr aus. „Va banque" ist mein einziger Weg. Ich will eine Gewaltkur machen, eine jener Kuren, die entweder heilen oder töten. Und dann nur töten, was ohne sie auch langsam sterben würde ...

Als ich, von neuen Hoffnungen erregt, von tausend Plänen angefüllt, hinunterlief, rief mich der gute Saltin an. Er stand gebückt vorm Totenhaus und wies auf eine kleine, grüne Pflanze, die still und stark aus diesem öden Boden aufgeschossen war.

„Ich verfolge ihr Wachstum seit acht Tagen", sagte er lächelnd. „Vor vier Tagen bekam sie die ersten Blätter, und heute ist auch ihre Blüte aufgebrochen!"

„Ja, auch der ärgste Schutt kann Früchte bringen!" sagte ich fest.

Ich stehe am Fenster und sehe hinaus. Alles schläft, nur Dr. Berger liest noch. Der Kriegsmutwillige seufzt, Seydlitz' Platz ist leer. Die Wüste vor mir ist lichtkalt wie eine Mondlandschaft. Oh, es wird nicht mehr lange dauern! denke ich. Wo ein Wille – ist ein Weg ...

Ich werde einen zweiten Schmuggler finden. Und eines Nachts ... Ich werde an der gleichen Stelle ausbrechen, an der wir das erstemal hinausschlüpften – nur daß es diesmal nicht nach Osten gehen wird, sondern nach Westen. Und diesmal wird es mir gelingen ...

Hinter dem Hügel werden zwei Mongolenpferde stehen. Der Schmuggler wartet mit einer Russenuniform auf mich. Mit leisem Aufschrei werfe ich mich in den Sattel. Das Junggras dämpft den Hufschlag, die Pferde traben schnaubend an. Und ihre Nüstern blähen sich nach Westen ...

Beim Morgengrauen machen wir kurze Rast. Ich werfe mich auf die Steppe und stütze den Kopf in die Hände. Von unserem Lager mit dem Stacheldraht und den roten Baracken ist nichts mehr zu sehen. Nur der Friedhof auf dem Berge sieht noch zu mir herüber . . .

Als ob alle Kreuze mir zunickten, als ob alle Toten mir nachsähen.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Die großen Kämpfe 1919—20, an denen Dwinger auf seiner Flucht durch Sibirien teilnahm, und die erschütternden Geschehnisse in Deutschland, die er nach der Rückkehr mit seinen Kameraden erlebte, gibt er in den beiden Büchern

Zwischen Weiß und Rot

Der Untergang der Weißen Armee 1919—20

40. Tausend, geh. 4.50, Leinen 6.80

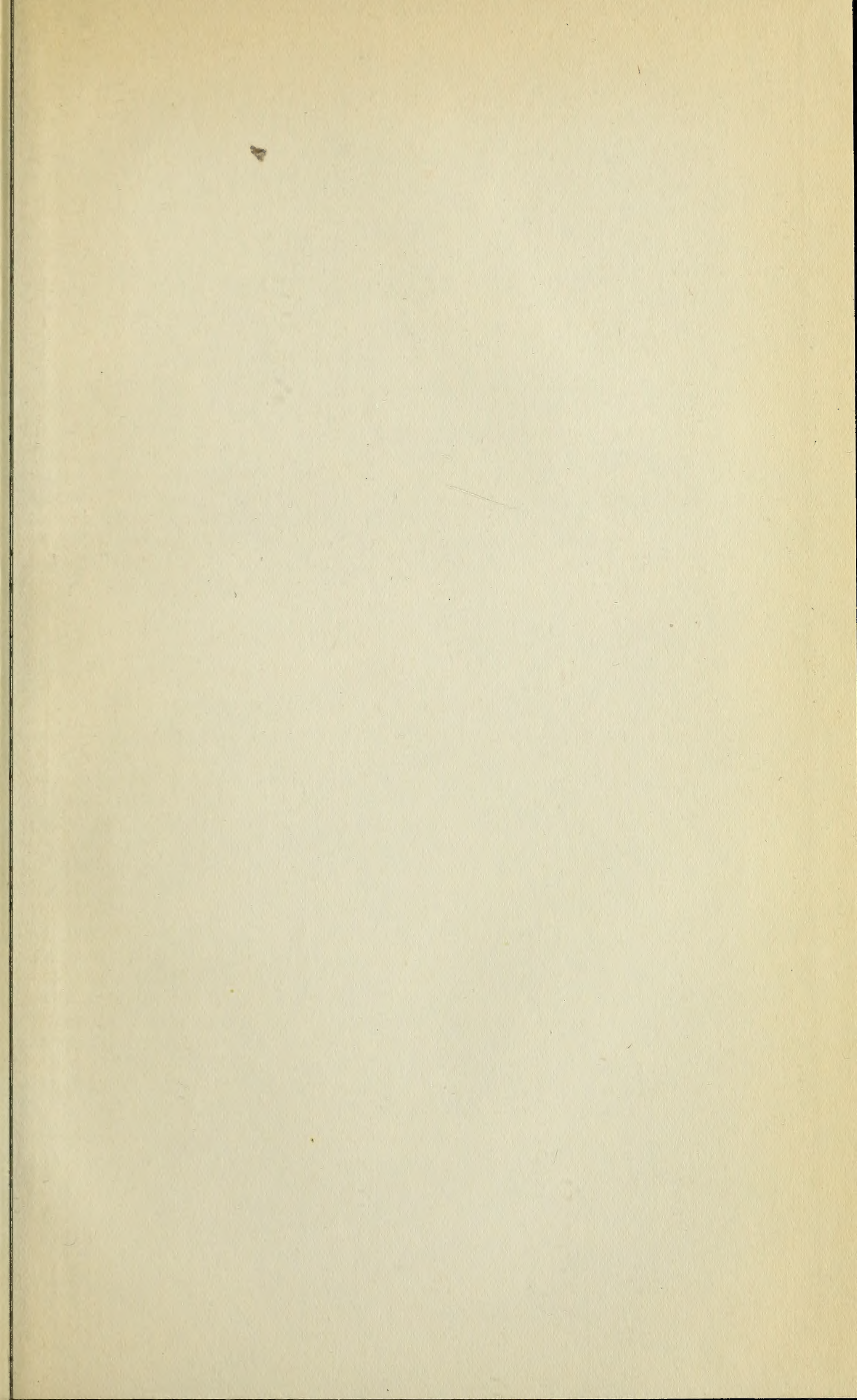
Noch in keinem anderen Buch der Nachkriegszeit wurde die Wende so klar herausgestellt, die der Krieg für die Welt bedeutet: eine Abrechnung der Völker mit den morsch gewordenen Grundlagen der Gesellschaft. Dwinger wächst in diesem Buch über das Persönliche hinaus, überall bricht die Weltgeschichte ein: äußerlich im Kampf Koltschaks gegen die Rote Armee, innerlich in dem Ansturm des Neuen gegen das Alte. Daß über dem Grauen der Geschehnisse stets die Verantwortung des einzelnen gegenüber dem Ganzen steht, gibt dem Buche seinen Bekenntniswert. Ein neuer Sinn des Seins wird lebendig: das Erlebnis der Nation, das dem Kriegsgefangenen fern der Heimat im scheinbar sinnlosen Sterben eines fremden Volkes schicksalhaft zuteil wurde.

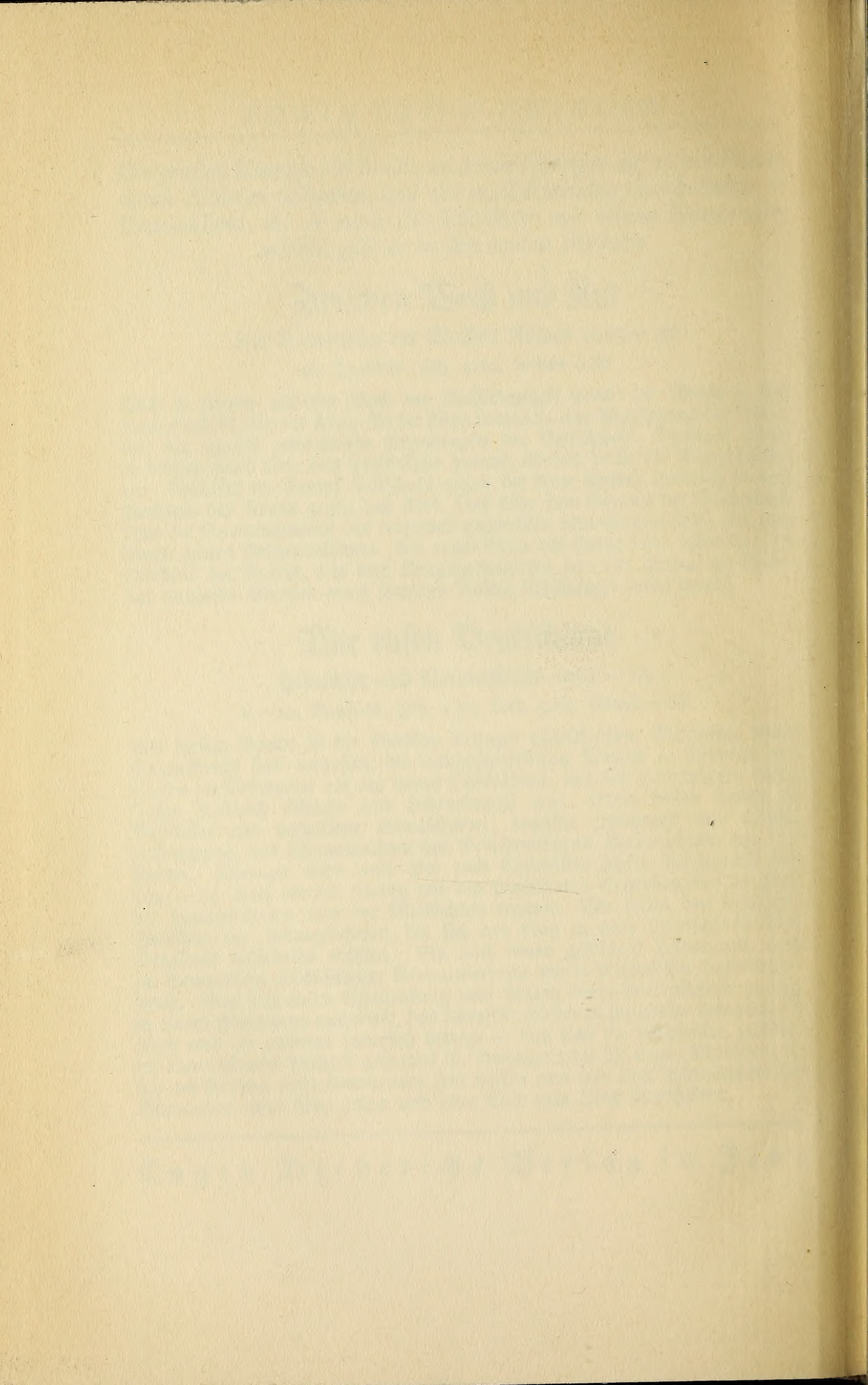
Wir rufen Deutschland

Heimkehr und Vermächtnis 1921—24

1.—10. Tausend, geh. 4.50, kart. 5.60, Leinen 6.80

Mit diesem Bande ist die sibirische Trilogie abgeschlossen. Die Jahre hinter Stacheldraht sind vergessen, die weltgeschichtlichen Kämpfe in Sibirien verblassen im Vertrauen auf ein neues Deutschland, das den Heimkehrern sieben Jahre hindurch Glaube und Lebensinhalt war. Statt dessen finden sie Versailles und polnischen Gewaltfrevel, deutsche Ohnmacht und Selbstzerfleischung, das Wetterleuchten des Bolschewismus, Ruhreinbruch und Inflation. Dwinger wird auch hier zum Chronisten dieser Geschehnisse von 1921—24. Noch einmal erleben wir den furchtbaren Gegensatz, der die Welt der Heimgekehrten von der Wirklichkeit trennte. Wir sehen den tragischen Zwiespalt der Heimgekehrten, die sich den Weg zu dem Deutschland ihrer Sehnsucht erkämpfen müssen. Ein nach innen gekehrtes Heldentum, groß im Bewußtsein geschichtlicher Verantwortung wie in persönlicher Opferbereitschaft. Was hier einen Schulenburg zum Einsatz seiner Persönlichkeit zwingt, in einem Fleetmann nachwirkt, den Kürassier wieder zu sinnvoller Lebensarbeit führt und die anderen innerlich bewegt — das sind die Zielpunkte, zwischen die Deutschlands Zukunft gespannt ist. Dwinger zeigt die neuen Menschen, die sich am Anfang einer kommenden Zeit wissen und treu dem Vermächtnis der Kameraden ihren Weg gehen und aller Welt zum Trotz standhalten.





Date Due			

